Bibliotheca
Casimiriana

8882

XIX, 6.

Frantzösische Tacitus
LUDOVICUS XIII.

P. Troschel

Frantzösischer
TACITUS
Das ist:
Allerhand Politische
Staats-Maximen/

Gezogen aus den Leben/ Reden und Thaten der vornemsten Könige in Franckreich.

Erstmals durch

Herrn von CERIZIERS

in Frantzösischer Sprach geschrieben/

Nun aber von einem Liebhaber unserer Teutschen Sprach ins Teutsche übersetzt.

von

J. MENUDIER.

In Verlegung Johann Hofmann/ Kunst- und Buchhändlern in Nürnberg.

Sulzbach/ Gedruckt bey Abraham Lichtenthaler/ Anno 1680.

Cas A 3966

Bibliotheca Casimiriana

Pharamond.

I.
WEn man warhafftig vor einen König halten soll. Pag. 1
II. Worinn die rechte Beherrschung / so ein Potentat führet / bestehe. 2
III. Falsche Griff der Alliirten. 5
IV. Gerechtigkeit ist der feste und unbewegliche Grund eines Reichs. 7
V. Welche die rechte Bewegungs-Ursach ist um deren Willen man frembde Länder überfallen möge. 11
VI. Königliche Verrichtungen. 12
VII. Der Zustand Galliæ bey Ankunfft der Francken. 14
VIII. Die Beredsamkeit redet wider sich selbst / wann sie unwissenden Leuten gelehrte Reden in Mund legt. 18

IX. Warum ein Regent über sein Volck gesetzt ist. 19
X. Das Murren wieder die Potentaten ist allzeit straffbar. 22
XI. Es ist eine schwere Last um eine Kron/rc. 25
XII. Die Gerechtigkeit muß man zum Grund legen/ wo man etwas einnehmen und überwältigen will. 26
XIII. Wer eilt der fällt. 28
XIV. Nothwendigkeit der Gesetze. 30
XV. Was einem Uberwinder am eigentlichsten zukommt und gebührt. 32
XVI. Wer ohne guten Grund bauet/ macht nur eine baufällige Mauer. 35
XVII. Man muß mehr darauf bedacht seyn/ wie man behalten/ als wie man gewinnen möge. 37
XVIII. Eintzelherrschafft ist unter allen die beste. 38
XIX. Ein Staat wird besser durch die erbliche als Wahl-Regierung befestigt. 41
XX. Der Scepter ruhet in einer

Manns-

Manns-Hand sicherer/ als in einer Weibs-Hand. 44
XXI. Woher das Wort Salisch oder Salica kommt. 46
XXII. Wol gelebt lang gelebt. 47
XXIII. Ein Tugend-Ergebener stirbt nie. 48

Clodion.

I.

DErjenige richtet nicht recht/ der die Tugend nach dem Glück urtheilet. 49
II. Unsere Laster sind nicht durchaus erblich/ in dem jeder sich selbst böß und gut macht. 50
III. Boßhafftiges Beginnen seiner Feinde. 52
IV. Warum doch Leute die gleiches Standes und Glückes oder aus einem Land sind/ einander meiden. 53
V. Der Kluge setzt sich nie zur Ruh/ sondern ist immer beschäfftigt. 56

VI. Ein behertzter Muth schwebt in steter Ungedult / und kan der Gelegenheit sich durch tapffere Thaten hervorzuthun nicht erwarten. 57
VII. Jeder ist ein Sclav seiner passionen. 59
VIII. Wann man die Sach nicht zu Werck richtet / der man nachgesonnen / so ists nur ein Traum und leere Einbildung gewest. 61
IX. Die Sach kühnlich angefangen / ist halb überwunden. 62
X. Die wahre Freygebigkeit / giebt was sie wol vor sich behalten könte. 64
XI. Ein Regent muß seine Furcht wissen zu bergen. 66
XII. Schmeicheln bringt zu weilen grossen Nutzen. 69
XIII. Man ficht viel tapfferer / wann man sich verthätigt / als wann man andere angreifft. 72
XIV. Das Weichen im Krieg ist höchstrühmlich / wann es das eintzige Mittel ist dem Verderben zu entgegen. 74

XV. Wer

XV. Wer mit dem Himmel nicht wol stehet / geht in seinem Thun nur Krebsgängig. 76
XVI. Die Schwachheit ist nicht so scheltens werth / als der Unverstand. 78
XVII. Wer seine affecten bemeistern kan / der hat seinen grösten Feind überwunden. 80
XVIII. Es ist ein Glücke bißweilen in Unglücke kommen. 82
XIX. Was vor Gefahr bey der Ubereylung sey. 84
XX. Es stehet einem Kriegs-Mann nichts schöners an / als seine Waffen. 86
XXI. Ein rechtschaffen behertzter Mann schämt sich wenn er ohne Unverstand überwinden muß. 87
XXII. Unterschied der guten und bösen æmulation. 90
XXIII. Die Wollust ruinirt einen Uberwinder. 91
XXIV. Der erste Fehler ist wol zuverzeihen. 93

XXV. Die Lieb schläffert den Heerführer ein. 94
XXVI. Nichts ist einem Fürsten so schändlich / als wann er nichts thut. 97

Meroveus
Der III. König in Franckreich.

I.

UNgemach so es bey der Wahl setzt. 99
II. Darinn besteht die rechte Hoheit der Fürsten / daß sie an hohen Tugenden andere übertreffen. 102
III. Der Tod erwirbt einem Fürsten den rechten Werth und Tugend-Preiß. 104
IV. Einem Land oder einer Stadt / die man eingenommen / muß man nicht alle Arten des Alten Regiments wegnehmen. 107
V. Die Religion soll dem Staat nicht dienen. 111

VI. Für-

VI. Fürsten und Herren sehen ihrer Diener gute intention selten an. 112
VII. Es ist gefährlich die Ministros zu-verwechseln. 114
VIII. Hohe Tugend kan nicht lang in Verachtung bleiben. 116
IX. Ein tapfferer Held muß ob der Tapfferkeit und Großmuth seines Wiederparts nicht erzittern. 118
X. GOTT führt offt unser Vorhaben wieder alles Vermuthen und äusserliches Ansehen glücklich zu End. 120
XI. GOTT schützt allzeit den Gerechten. 122
XII. Fürsten wollen nicht gern jemand neben sich leyden / der ihnen gleich sey. 123
XIII. Vermögen der Tugend. 125
XIV. Eine Armee soll nicht als zu groß seyn. 127
XV. Es liegt sehr viel an einem guten Anfang. 129
XVI. Es ist zwar bißweiln eine Lust aber nicht recht gehandelt / wann ein

Kriegs-Haupt nicht völlig überwindet. 131
XVII. Wer viel Neider um sich hat/ der hat viel Tugend an sich. 134
XVIII. GOTT jaget denen Menschen eine Furcht ein/ damit er sie möge zu einem guten tugendhafften Leben bringen. 137
XIX. Es giebt in denen natürlichen Dingen selbst manche præsagia der Sachen die sich begeben/ gleichwie die lineamenta der Kräuter ihre Krafft anzeigen. 139
XX. Wer hierinn recht urtheilen will/ muß desinteressirt seyn. 141
XXI. Wer sein Glück nicht wacker verfolgt/ der ist solches nicht werth/ und kommt auch drum. 143
XXII. Gelindigkeit ist das kräfftige Mittel beydes zu überwinden und zu regiren. 145

Childeric I.

I.

OB man auch grosser Herrn Laster und Fehler beschreiben soll. 147

II. Man

II. Man förchtet die jenige Macht allezeit / die man noch nicht geprüfft und empfunden hat. 153
III. Wie man grosser Herrn Laster ins gemein bemäntelt. 157
IV. Es ist ein herrlichs Kleinod um einen treuen Diener. 158
V. Ein Regent ist seinen Unterhanen mehr zu leisten schuldig als seinen Kindern. 160
VI. Die Lieb ist wider Platonis Meinung ein Vater der Armuth. 162
VII. Unziemliche Liebe macht den Menschen zu einer bestie. 164
VIII. Es kan ein Fürst seine Unterthanen ärger nicht hassen / als wenn er ihre Weiber zu sehr liebet. 166
IX. Der Mensch hat einen recht gefährlichen Feind an der Wollust. 169
X. Wann ein Herr dem Auffstand der Unterthanen weichen soll / und wann er nicht soll nachgeben. 172
XI. Wers mit dem König selbst wol

 meint/

meint/ der meints auch wol mit seinem Glücke. 176
XII. Glück bedeut zukünfftiges Unglück. 177
XIII. Nicht alle/ die in Fürstenstand stehen/ daß sie herrschen sollen. 181
XIV. Ein Fürst muß nicht hochtragenden Gewüths seyn. 181
XV. Er muß nicht allzu grosse Ehr von seinem Volck verlangen. 185
XVI. In welche Feler man seinem Feind stürtzen darff. 188
XVII. Es ist nichts mißlichers/ als wann man sich des Auffstands eines Volcks wider dessen Herrn bedienen will. 190
XVIII. Was ein Herr vor Nutzen und Vortheil hat/ so es ihm zuweiln übel gehet. 192
XIX. Wie weit ein Fürst ohne in Verachtung zu gerathen/ anderer vertrauliches Umgehen zu lassen soll. 196
XX. Ob ein Potentat sich mit einer aus seinen Unterthanen soll vermählen

len/ oder lieber eine frembde erwählen. 198
XXI. Die Schönheit ist eine rechte magia naturalis. 201
XXII. Wie fern ein Potentat der Lügen sich zu seinem Vortheil gebrauchen kan. 203
XXIII. Die Ubung der heroischen Tugenden soll eines Fürsten vornehmste beschäfftigung seyn. 205
XXIV. In einem Reiche muß nur einer herrschen. 206

Clodovæus der Grosse. 208

I.

GRosser Dinge Ursprung ist gemeiniglich verstecket und unbekandt/ oder mit Farben angefüllt. 209
II. Die allerärgste Feindschafft und Haß ist derjenigen/ so einem angeerbt ist. 211

III. Das

III. Das interesse macht die Heyrathen grosser Herrn. 213
IV. Ob besser sey/daß ein Potentat in seinen Thun schnell und expedit oder langsam sey. 215
V. Man behält eroberte Land und Oerter viel besser durch Gelindigkeit als Gewalt. 218
VI. Obs besser ist/ daß man den Feind angreifft oder sich angreiffen läst. 220
VII. Von Duellen zwischen Königlichen Personen. 223
VIII. Ein General soll die Dinge/ so sich ungefehr begeben/ wissen seinen Soldaten anzudeuten. 227
IX. Ob ein Potentat selbst soll im Treffen seyn. 229
X. Eine Armee hat keinen grössern Feind als den Uberfluß. 231
XI. Es ist je zuweiln nöthig/ daß ein Potentat sich öffentlich und vor seinem Volck lustig macht. 233
XII. In welchen Fällen sich Könige einlassen können/ die Geistlichkeit zu reformiren. 235
XIII. Kluges Verstellen. 237

XIV. Es ist nicht alles Fliehen schändlich. 239
XV. Mit seinen Herrn vexiret man sich nie ohne seinen Schaden. 241
XVI. Ob die Neutralität vor kleine Potentaten ein Mittel sey/ sich zuerhalten. 243

Chilperic der I.

I. Ein mittelmässiger Verstand ist viel bequemer zum Regiment als ein gar zu hoher. 245
II. Welches besser ist/ wann der Herr gut ist/ oder der Unterthan. 248
III. Obs besser ist/ daß ein Herr von seinen Vasallen geliebt oder gefürchtet werde. 250
IV. Obs zuträglich ist/ daß man in einem Reich Vestungen habe. 252
V. Nichts ist gefährlicher/ als wann man die Jugend der Schönheit läst zu nahe kommen. 254
VI. Fürsten dörffen in ihren Heyrathen

then nicht so frey seyn / als gemeine Leut. 257
VII. Ob der Ungehorsam eines Sohns seinen Tod kan justificirn. 259
VIII. Die Belendiger verzeihen nicht. 262
IX. Die böse Politic tichtet denen / die keine Laster haben / gleichwol einige an. 265
X. Schmeichler sind der Monarchen gefährlichste Feinde. 267
XI. Die ärgste und äusserste Wallung des Lasters ist / wann man ohne Scham und Gewissen ist. 270
XII. Warum uns GOtt durch das jenige strafft / was ihm doch zu wieder ist. 271
XIII. Unzucht läst sich nicht bergen. 273
XIV. Ein Potentat soll Leute / die an andern Höfen / ja auch an seiner Feinde sich aufhalten / suchen zu practiciren. 276
XV. Undanckbarkeit der Hof-Leute. 279

XVI. Wie ein verhast Ding es um der bösen Andencken ist. 280

Pepinus der Kurtze.

I. Grösse/ die allzugeschwind wächst ist verhast. 282
II. Warum ein neuer Herr gelind regiren soll zu Anfang seines Reichs. 286
III. Die Päbste haben über das zeitliche der Könige kein Recht. 287
IV. Die Bewegung der Regierung hilfft den Nachfolger nichts. 289
V. Gutthaten/ so Franckreich an der Kirch gethan; und woher es kommt/ daß es beständig mit Gutthaten gegen sie verfährt. 291
VI. Die Hülff damit man seinen Freunden beyspringt/ soll unverzöglich seyn. 293
VII. Wie ein rechtmässiger Succurs beschaffen ist. 295
VIII. Ein Beschützer soll Plätze zur Ver-

Versicherung begehren in des Alliirten Land / und solche auch im Land behalten. 297
IX. Man muß sich nicht so gar bald bequemen / und in der jenigen Bitten einwilligen / die uns anlangen. 299
X. Ob ein Herr bey seinen Unterthanen sich soll Raths erholen. 301
XI. Ein kluger Regent hält allzeit Volck auf den Beinen. 304
XII. Könige sollen auch Krieg führen durch ihre Kinder. 306
XIII. Obs vor eine löbliche That zuhalten sey / wann man sonderlich grosse Gefahr angehe. 308
XIV. Welche mehr Hertz haben Grosse oder Kleine. 310
XV. Es ist nicht zuträglich / wann Potentaten im Feld / und bey der Armee sterben. 312
XVI. Warum ein Vater nicht eifert um die Ehr / mit seinem Sohn. 314

Ca-

Carolus der Grosse.

I.
WArum der Mensch allein mit andern die doch seines gleichen/ Krieg führet. 316
II. Potentaten können mit recht Krieg führen. 319
III. Ein Herr soll seine Unterthanen abrichten/ daß sie zum Krieg geschickt sind. 320
IV. Die gröste Tugend bleibt als ein unnütz Ding liegen / wann sie gar zu grossen Wiederstand findet. 329
V. Was ein Potentat thun soll/ der in seinem Reich absolut werden will. 325
VI. Einem treuen Diener lieget eiffriger an/ wie er seines Herrn Ehr/ als wie er seine eigene befördern möge. 327
VII. Man muß Gefangene nicht in dem eroberten Lande lassen. 328
VIII. Besser ein grosser Herr gebe nichts

nichts / als daß er gar zu wenig gebe. 330
IX. Welcher Staat am långsten tauret der Monarchische oder Democretische. 332
X. Ob die eintzige Ursach der Religion einen Krieg rechtfertige. 336
XI. Man muß seinem Feind immer mißtrauen. 338
XII. Es ist nicht genug / daß man seine Religion liebt / man muß sie auch suchen zu ehren. 340
XIII. Ein mit Gewalt gewonnenes Land låst sich hart behalten. 342
XIV. Was die Frantzosen vor Grund haben zum Anspruch aufs Römische Reich. 344
XV. Ob ein Herr zwey Generalen einem Heer soll vorsetzen. 347
XVI. Ein Monarche soll nicht gar zu illiterarus seyn. 349
XVII. Im Himmel ist kein Monarch grösser als Carl. 350

Lud-

Ludwig der Fromme.

I.
UNterscheid zwischen einem guten aufrichtigen Mann und einem guten Herrn. 352
II. Es gibt Leute / die nur guts thun wann sie neben andern sind. 354
III. Warum Gott zulåst/daß fromme Herrn unglůcklich regieren. 356
IV. Wohers kommt / daß durch ein unkeusches Weib der Mann verunehrt/ und Freundschafft geschåndet werde. 359
V. Man muß trefflich an sich halten/ wann man von gewissen Lastern der grossen Herrn redet. 361
VI. Es ist nicht so gefåhrlich/ so man ein Laster gar nicht/ als so mans nur halb straffet. 363
VII. Ein Potentat muß sich seiner Gewalt niemals entsetzen. 364
VIII. Obs rathsam ist/ daß man eine ůberwundene Nation in ein Land setzt/ dessen man versichert ist. 367
IX. Welcher Krieg gefåhrlicher sey/ auslåndischer oder einheimischer. 369

X. Allzugrosse Vertraulichkeit schadet dem Regenten. 371
XI. Ein Herr soll selbst guts thun/und durch andere straffen. 373
XII. Man hälts vor eine grössere Beleydigung / so einem ein Befreundter als ein Frembder antastet. 374
XIII. Wie es kommt/ daß gemeiniglich die sanfftmüthigsten sich am greulichsten hernach rächen. 376
XIV. Grosse Potentaten sollen besser an sich halten / und sich so leicht nicht verheyrathen / als andere gemeine Leut. 379
XV. Allzunahe Vermischung mit Verwandten hat sich des Segens vom Himmel nicht zu getrösten. 381
XVI. Ein Vater muß seine Kinder gleich lieben. 383
XVII. Nichts vermag Kinder zu entschuldigen / wo sie ihre Eltern verfolgen. 385
XVIII. Es gestehen auch die Demüthigste ihre Fehler nicht gern. 388

Hugo Capetus.

I.
Klugheit befestigt ein Reich besser als Tapfferkeit. 389
II. Obs besser ist / wann ein Herr leichtglaubig / als wann ein Herr eigensinniges Humors ist. 391
III. Entweder muß ein Monarch keinen Feind oder Alirte haben. 394
IV. Wie die rechtmässige und tyrannische Gewalt unterschieden. 396
V. Wie sich ein Herr zuverhalten hat / wann sein Volck sich empört. 398
VI. Ein neuer Monarch soll nit die geringste Ceremonie unterlassen/wann er in die Regierung trit / deren sich seine Vorfahren bedienet haben. 400
VII. Es ist höchstnöthig / daß man beym Antrit der Regierung Macht auf den Beinen hab. 401
VIII. Es ist schwerer Standhafft als behertzt seyn. 404
IX. Welches einen General nutzlicher ist/wann er eine gute Armee umb sich hat/oder wann er viele feste Plätz innen hat. 407

X. Ein Herr muß immer von Zeit zu Zeit das Homagium von seinen Unterthanen fordern. 409
XI. Man soll mit seinen Gutthaten sparsam seyn. 412
XII. Hohe Aempter sind in einem Reich gar gefährlich. 415
XIII. Welches einem Staat vorträglicher sey / daß er durch einen oder durch viele Ministres regieret werde. 418
XIV. Ob Leute geistlichen Stands tauglich sind zum Regiment. 420
XV. Ob man grosse Aempter vornehmen Herren anvertrauen soll. 423
XVI. Erbschafft der jüngern Printzen des Königs. 426
XVII. Wie man sich gegen die Bastard oder Neben-Kinder zu verhalten hat. 428
XVIII. Wann ein Herr nicht kan straffen / muß er sich stellen als wolte er nicht. 429
XIX. Ein Regent muß sich wol wissen in die Zeit zu schicken / und auf verschiedene Weise sein Thun und Lassen anstellen. 432

Phi-

Philippus Augustus.

I.
GRosse und vortreffliche Leute werden der Welt von Gott geschencket sie zu unterrichten. 434
II. Je vollkommener die Sachen / je mehr haben sie Namen. 435
III. Welcher den Vorzug haben soll / ein Verwandter oder ein guter Freund. 436
IV. Es fügt sich immermehr Recht zusammen / Königliche Hoheit und treue Freundschafft. 439
V. Ein junger Regent soll sich ja lassen angelegen seyn / daß er beym Antrit und den ersten Jahren seiner Regierung keine Feinde habe. 441
VI. Gott dienen ist die rechte Herrschafft. 443
VII. Wie die Christen ihr Heiligthum verehren. 444
VIII. Warumb Gott gutes Vorhaben nicht allezeit glücklich läst ausschlagen. 447
IX. Obs Königen vorträglich ist / daß sie

sie ohne tringende Noth in der Welt herumb reisen. 449
X. Es ist der Potentaten grosses Unglück/ daß sie auf Erden keinen Richter haben. 452
XI. Gott verläst die Unschuld nie. 454
XII. Seine Fehler erkennen / ist eine heroische Tugend. 456
XIII. Die gerechtfertigte Tugend liebt man vielmehr / als die / so niemals etwas ausgestanden. 457
XIV. Ob etwas gewisses in der Astrologie ist. 459
XV. Ein Potentat soll die Gerechtigkeit allzeit auf seiner Seite haben. 462
XVI. Warhafftes Kennzeichen eines grossen Muths. 465
XVII. Man darff nicht allezeit Tugend und Laster compensiren. 467
XVIII. Ein Herr soll lieber nichts anfangen / als darinnen unbeständig seyn. 469

Ludwig der Heilige.

I.

Es ist ein schöne Allianz / wann hö-

höher Stand und Tugend sich gesellen. 470
II. Es ist einem Staat an nichts mehr gelegen als an der Auferziehung der jungen Printzen. 473
III. Ein junger Monarch soll mehr auf seine Autorität sehen/als auf sein Alter. 474
IV. Der Herr soll seines Volckes Sünde an sich selbst straffen. 476
V. Gott will/man soll ihm den Ruhm herrlicher Thaten zuschreiben. 478
VI. Ein Monarch hört niemals auf ein Monarch zu seyn. 479
VII. Aus des Kriegs Ausgang läst sich weder desselben Billichkeit noch des Heerführers Geschicklichkeit urtheilen. 481
VIII. Wer liebt / beleydigt nicht/kan auch nicht beleydigt werden. 484
IX. Welches besser sey / Glück oder Unglück. 485
X. Ob man den Königen und Fürsten ihre Fehler soll vorrucken. 486
XI. Gott will das Hertz mit den Creaturen nicht theilen. 490
XII. Unfehlbares Mittel das jenige

vom Volck zuerlangen / was man will. 492
XIII. Ob ein Monarch über die Gesetze gehet / oder denen auch gehorsamen soll. 495
XIV. Ein Herr soll zwar sein Gemüths Anliegen denen Weisen mit entdecken / doch nicht so offenhertzig als ein Gemeiner. 498
XV. Von Gott soll man ohne Ehrerbietigkeit nicht ein Wort führen 500
XVI. Ob ein Monarch auch seine Ehr kan in etwas aus den Augen setzen. 502
XVII. Ein mächtige Parthey soll dem Richter verdächtig vorkommen 505
XVIII. Es ist an einem Herrn nichts unanständigers noch üblers zufinden / als die Strengigkeit gegen seine Bedienten. 507
XIX. Welches einem Monarchen am vorträglichsten ist / daß er reiche oder arme Unterthanen habe. 509
XX. Von der Promotion zu den Beneficiis. 512
XXI. Niemand soll sich der Mässigkeit so befleissen / als die Monarchen. 514

XXII. Der

XXII. Der Seelen Heyl soll sich ja ein Herr vor allen Dingen lassen anbefohlen seyn. 517

Philippus der Schöne.

I. Obrigkeitliche Personen sollen vollkommenes Alters seyn/und darneben Leute / deren Frömmigkeit und gottseeliges Leben andern in den Augen liegt. 518

II. Ein Herr soll die Literas lieben / doch aber dabey andere gute Künste nicht gäntzlich liegen lassen. 520

III. Es befestigt der Könige Autorität und Gewalt nichts mehr als die Ehr / so sie ihren Richtern und Obrigkeiten anthun. 522

IV. Es ist bißweilen nicht schädlich / sondern zuträglich / so man des Feinds nur spottet. 525

V. Ein Monarch soll niemals jemanden hindergehen. 526

VI. Ob ein Monarch auch Macht und Fug hat sich in seiner Unterthanen heyrathen zumischen. 527

VII. Päbste sollen und müssen sich bey den

den Christlichen Potentaten in grosses Ansehen setzen. 529
VIII. Hochmuth macht die Bitt zu nichte. 529
IX. Der Christliche König ist jeder Kirch mehr Ehr zu erweisen schuldig/als alle andere Christen. 531
X. Die Geistlichen sind in einem Königreich der Beschwerden nicht befreyet. 532
XI. Es ist allezeit vortheilhafft kriegen / wann man kriegen muß / oder von freyen trieb Krieg führet / so man den Anfang dazu macht / und den ersten Streich gibt. 535
XII. Ob des Ministers Versprechen den Herrn obligirt. 538
XIII. Woher es komme / daß auch grosse und mächtige Armeen in Schrecken gerathen. 540
XIV. Ein Monarch ist nicht gehalten Krieg zu führen / wanns dem Pabst beliebt. 542
XV. Obs an einem Herrn eine Klugheit ist / wann er harte Bedingungen an die Gnad hänget / die er einem überwundenen erweist. 544

XVI. Was

XVI. Was ein Potentat thun soll / und kan / dem von seinen Geistlichen Ubel mit gefahren worden. 546
XVII. Ein Potentat hat an den persöhnlichen Verbrechen seiner Ministres nicht schuld. 548

Carl der Kluge.

I. Welcher unter unsern Königen dem Salomon gleicht. 551
II. Ein sonderlich merckwürdige Pietæt der Kinder gegen ihre Eltern. 552
III. Ein sichers Mittel seinem Feind Abbruch zu thun. 553
IV. Ein Herz soll in seinem eigenen Land keine Schlacht lieffern / wann er nicht darzu gezwungen ist. 556
V. Vergleichung des einheimischen und frembden Feinds. 558
VI. Ob ein Feld-Marschall absolutè Gewalt haben soll. 559
VII. Ein Herz soll den Krieg so fern von seinem Land halten / als es ihm möglich ist. 562
VIII. Heyrathen werden im Himmel beschlossen. 563

Versicherung b
ten Land / und
behalten.
IX. Man muß sich
bequemen / und
Bitten einwilligen
gen.
X. Ob ein Herr bey f
nen sich soll Raths e
XI. Ein kluger Rege
Volck auf den Bein
XII. Könige sollen auc
durch ihre Kinder.
XIII. Obs vor eine löb
halten sey / wann
grosse Gefahr angehe.
XIV. Welche mehr Her
se oder Kleine.
XV. Es ist nicht zutr
Potentaten im Feld /
Armee sterben.
XVI. Warum ein V
fert um die Ehr /
Sohn.

Carolus der Grosse.

I. Warum der Mensch allein [illegible] dern die doch seines gleichen Krieg führet. 316

II. Potentaten können mit recht Krieg führen. 319

III. Ein Herr soll seine Unterthanen abrichten/daß sie zum Krieg geschickt sind. 320

IV. Die gröste Tugend bleibt als ein unnütz Ding liegen / wann sie gar zu grossen Wiederstand findet. 323

V. Was ein Potentat thun soll/ der in seinem Reich absolut werden will. 325

VI. Einem treuen Diener lieget eiffriger an/wie er seines Herrn Ehr/als wie er seine eigene befördern möge. 327

VII. Man muß Gefangene nicht in dem eroberten Lande lassen. 328

VIII. Besser ein grosser Herr gebe nichts

...ieghaffte.

...übertreffen der
578
...inem Herrn nicht
...rechte Sachen
579
...ustand macht be-
581
...ott in den grösten
...er bedienet. 583
...zu viel als gar
584
...t / daß tapffere
...seyn. 585
...chwächer als das
587
...eines Herrn Sa-
...so man glaubt/er
...l. 589
...nem so wol Gnade
...ndern. 591
...it gutem Gewissen
...lassen kan. 593
...ran / daß man die
...n einem Reich ge-

IX. Es ist gefährlich / so man die jüngere Printzen an mächtige Häuser vermählt. 564
X. Ob ein Monarch wol dran thut / so er seine Intention dem gemeinen Mann offenbaret. 565
XI. Was und wieviel Richter und Parlamenta Vermögen gegen dem Herrn. 567
XII. Der so mit Gifft vergibt / ist unter allen Menschen-Mördern der Schlimste. 569
XIII. Es wird manchmal übel auffgenommen / so man sich umb den Herrn gar zu wol verdienet macht. 570
XIV. Die Lieb / so ein Herr zu seinem Geblüt trägt / ist eine Prob / wie sehr sie ihren Staat lieben. 572
XV. Von Zurathhaltung der Finantzen. 573
XVI. Welches Laster an einem König schändlicher steht / Geitz oder Verschwendung. 575
XVII. Wann grosse Herrn ihr Land recht lieben / so lieben sie auch ihre Kinder. 576

Carl

Carl der Sieghaffte.

I. Weiber-Affecten übertreffen der Männer. 578
II. Ein Minister soll seinem Herrn nicht folgen/ wann er unrechte Sachen befihlet. 579
III. Verzweiffelter Zustand macht behertzt. 581
IV. Warumb sich Gott in den grösten Miraclen der Weiber bedienet. 583
V. Er glaubte lieber zu viel als gar nichts. 584
VI. Woher es kommt/ daß tapffere Leute gern verliebt seyn. 585
VII. Der Mann ist schwächer als das Weib. 587
VIII. Es befördert eines Herrn Sache nichts eher/ als so man glaubt/ er stehe mit Gott wol. 589
IX. Ein Herr soll einem so wol Gnade erzeigen als dem andern. 591
X. Ob ein Herr mit gutem Gewissen treue Diener verlassen kan. 593
XI. Es liegt viel dran/ daß man die Vornehmsten in einem Reich gewinne

winne / und deren Hauptstadt eine habe. 595

XII. Der Sohn ist der ungerechteste und gefährlichste Feind den ein Vater haben kan. 595

XIII. Obs gut sey / daß man die Mißvergnügten aus einem Land an sich ziehe. 598

XIV. Könige / so Kinder haben / sind mehrmals in einem thränen würdigen Zustand. 601

XV. Ein Herr soll sich nie anders als in seiner Majestät sehen lassen. 602

Ludwig der Vater des Volcks.

I.

EJn Souverainer Herr thut sehr wol und klug / so er sich an eine Erbin einer Provintz vermählet. 604

II. Es soll ein genereuser Herr frembder Völcker Auffstand und Rebellen nicht helffen fovirn. 606

III. Man thut besser / so man das Regiment Einheimischen als Aliirten anvertraut. 608

IV. Es ist ruhmwürdig dem gehorchen

chen / der doch sonst unter uns ist. 610
V. Nichts komt einem Monarchen besser zu/als wann er leicht vergibt. 612
VI. Ob man sich einem wider versöhnten Feind vertrauen soll. 614
VII. Weltliche Herrn können sich mit Fug nicht einmengen in die Päbstliche Wahl. 616
VIII. Ob ein Monarch auch frembde Völcker im Krieg brauchen soll. 617
IX. Menschlicher Verstand irret sich zu weilen. 619
X. Das Verlangen etwas unrechtmässiger Weise zu haben/ wird mit dem Verlust dessen/so man rechtmässiger Weise besitzt / gestrafft. 620
XI. Ob man mehr an einer Armee als an einem Capitain verliehre. 621
XII. Auf was maß die Parlamenta sich in die Staatssachē einlassē kōñen. 622
XIII. Umb welcher Ursach willen einem Herrn erlaubt ist / sein Versprechen zu widerruffen. 624
XIV. Wem die Sanfftmuth besser anstehet / dem Herrn oder dem Minister. 625

XV. Von

XV. Von denen vortrefflichen zunamen der Könige. 626
XVI. Vergleichung Ludwig des eilfften mit Carl dem fünfften dieses Namens/ König in Franckreich. 628
XVII. Vorzug Carls des fünfften vor Carolum Magnum. 630
XVIII. Gleichheit Ludwigs des Gütigen/ und Ludwigs des zwölfften. 632

Henrich der Grosse.

EIn einig rechtschaffen tugendhaffter Man ist viele andere wehrt. 635
II. Alle kostbare Sachen sind verborgen. 636
III. Warumb weinen die Kinder/ so sie zur Welt kommen? 638
IV. Die Unmässigkeit verursacht ein kurtzes Leben und viele Kranckheiten. 640
V. Es ist ein grosses Glück umb eine gute Auferziehung. 642
VI. Die Natur bestimmt jeden Menschen zu etwas gewisses. 643
VII. Warhaffte und hertzliche Meinung eines aufrichtigen Frantzosens. 645
VIII. Ob Irrthum in der Religion einē Herrn um die Kron bringen kan 648

IX. Gott-

IX. Gottlosigkeit und der Irrigen Meinung in Religions Sachen. 650
X. Dann es ist keine Verwegenheit / daß man ficht / wann die Noth es erfordert. 652
XI. Was die Moderation nach erhaltenem Sieg guts nachziehet. 653
XII. Großmüthigkeit gegen einem Feind. 636
XIII. Ein knechtisch Gemüth entschuldigt sein Gebrechen / aber ein Großmüthiger erkennet sie. 659
XIV. Man muß ein wenig reden und desto mehr thun. 660
XV. Die Bekehrung des Sünders muß ungezwungen seyn / soll sie anders vor cristlich passiren. 662
XVI. Obs rathsam ist / eine Stadt mit stürmender Hand einzunehmen 663
XVII. Tapffern Leuten darff man nicht viele Vermahnungen geben. 666
XVIII. Eine Gefahr ist bißweiln nöthig / damit man nicht zu sicher wird. 667
XIX. Gott will über den Menschen triumphiren / wann er in seinen grösten Glückes-Stand steht. 668
XX. Wo man in den Meinungen und Grund-

Grundsachen wancket / da wird die gantze Sache suspect. 671
XXI. Gottlose bedienen sich aller Dinge / damit sie nur ihr Vorhaben mögen zu wercke richten. 672
XXII. Aufrichtige Abtrettung von der calvinischen Religion Henrici des vierdten. 674
XXIII. Das böse kan man mit unverletzten Gewissen leisten / wann es anders nicht seyn kan. 676
XXIV. Man kan die Crone wol tragen ob man schon der Catholischen Religion nicht ist. 677
XXV. Mann hat von Unterthanen nimmermehr rechten Gehorsam zugewarten. 679
XXVI. Feste Staats Maxime. 681
XXVII. Wie sich großmüthige Leute pflegen zu rächen. 681
XXVIII. Es kan ein großmüthiges Hertz niemand zwingen / daß es einen Affront und erlidtene Beschimpffung nicht solte rächen. 683
XXIX. Unerträglicher Hochmuth der Spanier. 686
XXX. Ob ein Herr auf seiner Unterthanen

nen Kranckheiten / und ihnen zustossende Ubel empfinden soll. 688
XXXI. Vor Gott sich demüthigen / ist nichts anders als sich erheben. 690
XXXII. Versicherung der Bekehrung des Königs. 692
XXXIII. List im Krieg erlaubt. 693
XXXIV. Fried schliest den Krieg. 695
XXXV. Nutzen dē Mann aus übernatürlichen Begebnüssē ziehen kan. 697
XXXVI. Warum doch grosse und vortreffliche Leute offt so gar einfältige Kinder erzeigen. 698
XXXVII. Einen sieghafften Monarchen soll nichts aufhalten von seinen Vornehmen. 700
XXXVIII. Die Frantzosen müssen einen Paß in Italien haben. 703
XXXIX. Es ist schändlich so man Betrug unter den Frieden mischt. 705
XL. Unglücklicher Ausgang des Hochmuths. 706
XLI. Wie ein Monarch seine Feinde zu Freunden machen soll. 708
XLII. Ein Vatter kan seine Kinder nicht rühmlicher überwinden als mit Gelindigkeit. 709

XLIII. Zu Friedenszeiten kan man einem Her. seine Unterthanē nit entziehē. 711
XLIV. Der Potentaten Vorhaben soll heimlich gehalten werden. 713
XLV. Wann eine Königin das Reich verwaltet/wird dadurch das salische Gesetz in keine Weg verletzt. 714
XLVI. Betrüglichkeit des Tods. 716
XLVII. Wer sich vor den Tod nit förchtet/der glaubt daß er unsterblich. 718
XLVIII. Ein Monarch soll freygebig seyn. 720
XLIX. Ein Potentat mag mit dem was ihn betrifft machen was er will/andere aber ist er schuldig zu beschützē. 722
L. Grabmahl rechtschaffener Potentaten. 724

Ludwig der Gerechte.

ES ist falsch/daß Helden nur schwache und unvermögliche Kinder erzeugen. 725
II. Gott ist der Menschen rechter Vater und noch vilmehr der Monarchē. 726
III. In was vor einem Alter man sich verehligen soll. 728
IV. Vorbedeutungen in der Natur was die Potentaten seyn sollen. 730

V. Die

V. Die Natur kündiget ihre Ankunfft in die Welt an. 731
VI. Des Vaters Tugend ist der Kinder rechter Patron. 733
VII. Wie man den Sexum und das Geschlecht bey der Geburt kennet. 735
VIII. Hartherzigkeit der Kinder wider ihre Väter. 736
IX. Eine Mutter ist die natürliche Tutrix der Kinder. 738
X. Die Verachtung der Religion macht den Anfang zu Fall bey Potentatẽ. 740
XI. Wider das Duelliren und Fluchẽ. 742
XII. Obs besser sey / daß ein Potentat sich eine frembde oder eine aus seinen Unterthanen vermähle. 744
XIII. Die Ambition bringt denen / die ihr anhangen nichts gewissers als den Untergang. 747
XIV. Den Bößwicht bringt keine Defension in Sicherheit. 749
XV. Ein rechtschaffener Freund verlast den andern nimmermehr. 751
XVI. Man muß mit dem Pardon nicht so freygebig seyn. 752
XVII. Die Gottseeligkeit bestätigt Königen ihr Regiment. 754

XVIII. Man muß je zuweiln auf eine zeitlang die erlidtene Injurie dissimuliren. 755
XIX. Wann es unmöglich ist/eine Beleydigung zu dissimuliren/ muß man sie zu gebührender Straffe ziehē. 756
XX. Ein Potentat soll sich nicht zu sehr wagen 758
XXI. Der Verwegene scheut sich nicht vor der Gefahr/aber der Kluge examinirt sie zuvor. 760
XXII. Beständiger und fester Muth eines Königes. 762
XXIII. Wie man denen Soldaten ihre Müh uñ Arbeit soll leichter machē 764
XXIV. Der Minister, so seines Herrn waffen hazardirt/ ist straffwürdig. 765
XXV. Ob man einen solchen Abfall schnell und gleich zu anfangs straffē soll. 767
XXVI. Ein Potentat muß Ministros haben. 768
XXVII. Man kan auch mit andern Religions-Verwandten Verbündnuß eingehen. 769
XXVIII. Franckreich allein kan Spanien rechtschaffen den Kopff bieten. 771
XXIX. Es ist kein Laster / das man weniger

ger vergeben und ungestrafft soll lassen hingehen/als der an dem Herrn begangene offentliche Diebstal. 773
XXX. Eines Königs Bruder soll sich ausser dem Reich nicht vermählen. 775
XXXI. Allzu viele Gesetze thun nur schaden. 777
XXXII. Wann und auf was Maaß ein Herr im straffen kan und soll nachsehen. 779
XXXIII. Aus zwey mächtigen Feinden muß man den Stärckſten zum ersten angreiffen. 781
XXXIV. Es liegt viel dran/ daß man sich einen guten Anfang zu seinem Ruhm mache. 782
XXXV. Was sich nicht will weisen lassen/ muß gestrafft werden / damit man dadurch andere bekehre. 784
XXXVI. Ein kleiner Potentat soll sich an den Grösseren halten. 786
XXXVII. Gegen einanderhaltung der Frantzösischen und Spanischen Tapferkeit. 787
XXXVIII. Die Frantzosen sind vor allen andern Nationen auf Erden zur Mißgunst geneigt. 789

XXXIX. Löbliche Æmulation grosser Leute. 790
XL. Ein schneller Tod ist zuverlangen. 791
XLI. Bißweilen gelingt alles anderst / als man sichs eingebildet hat. 792
XLII. Gott läst bißweilen fallen / damit er hernach wider aufhebe / und der Gefallene dadurch behutsamer werde. 795
XLIII. Es macht die Arglistigkeit nichts besser zuschanden / als die Gewalt. 797
XLIV. Woher die Bewunderung entsteht. 798
XLV. Helden hält nichts auf. 799
XLVI. Dem Gerechten gehorsamet alles. 800
XLVII. Eroberte Ort in Niederland. 802
XLVIII. Ein Herr gewinnet Länder und Städte durch seinen guten Ruff und rühmlichen Namen. 803
XLIX. Wer seinen Feind veracht / der lehrt ihn / wie er schaden soll. 805
L. Von den wahren Ursachen / die Franckreich so glückseelig gemacht haben. 808

Phara-

Pharamond.

PHaramond wird ins gemein vor den ersten Frantzösischen Monarchen gehalten/ wiewol er Franckreich nie gesehen hat: Genug/ daß er diesen herrlichen Königs Titul dadurch behaupten kan/ in dem er sich vorgenommen/ solches Königreichs sich zu bemächtigen; dieses edle Beginnen ist allein ein gantzes Reich wehrt.

I. Wen man warhafftig vor einen König halten soll.

Der so die Kron auf dem Haupt hat/ ist nicht allzeit vor einen König zu achten/ sondern vielmehr der/ so sie verdient: Massen die Würde und Hoheit der Grossen auf Erden sich nicht so wol aus der Grösse der Länder die sie beherschen/ als aus der Großmuth des Hertzens herziehet. Berühret doch der Mensch ins gemein die Erde nur

mit dem geringsten und niedrigsten Theil des Leibs; wie viel mehr soll ein König sich mit seinen Gedancken empor schwingen/ und die Erde gleichsam nur mit dem Scepter anrühren. Wer andre beherrschen will/ muß solche Unterthanen haben/ die den Gehorsam verstehen; soll aber seine Beherrschung recht Edel seyn/ müssen ihm nicht nur etwa Sclaven/ sondern freye Gemüther gehorsamen: Sonst wäre auch ein Seerauber König auf seiner Flotte zu nennen / und könte mit gleichem Titul ein über die Ruderknechte Gesetzter in seinem Schiffe prangen.

Man hatte Pharamond schon auf den Schild gesetzt/ daß er/ als der damaligen Francken beherrscher über ihren Häuptern schweben solte/ da kam ihm eben die Klag vor/ wie in Trier eine keusche Lucretia von Lucio, dem Stadthalter allda/ gewaltthätiger Weise um ihre Ehre wäre gebracht worden.

II. Worinn die rechte Beherrschung/ so ein Potentat führet/ bestehe.

Wer die Keuschheit beschützt/ der beschützt

schützt GOtt; wer die ihr zugefügte Schmach zu gebührender Straffe zieht/ macht sich GOtt zum Freund; in dem ja die Beobachtung/ oder die Hindansetzung der ehlichen Treu uns nachdrücklich lehrt/ wie wir GOtt entweder treu bleiben/ oder an ihm bundbrüchig werden können. Ein Fürst sage nur nicht einmal daß er regiere/ wo er nicht läst die Tugend regieren: Massen ja ihm nichts mehr obligt/ als wie er ihr forthelffen möge; und nichts mehr Ruhm erwirbt/ als so er sie suchet recht zu befestigen. Unser Pharamond hätte seinen sieghafften Waffen durch nichts einen billichern Anfang machen können/ als in dem er die Tyranney in die Bande/ die gedruckte Freyheit aber auf den Triumph-Wagen brachte. Weil Francken-Land ohne dem zu enge war/ die grosse Hertzhafftigkeit der Francken zufassen/ und dessen Erstreckung nicht zulänglich/ solche Völcker/ die es weder ernehren/ noch ihnen zu schaffen geben konte/ in sich zu halten; bediente er sich gar weißlich einer solchen Gele-

genheit/ sie auszuführen/ dabey er sich vielmehr den Namen und Ruhm eines Gerechten als eines blossen Uberwünders erwarb. Der Uberwünders Titul muß zuvor/ soll er anders vor gut gehalten werden/ seine Billigkeit erweisen; da hingegen der Nam des Beschützers von selbst aus der Tugend der Gerechtigkeit herstammet; jener macht den Herrn/ der ihn führt/ verdächtig; dieser zieht ihm von männiglich Lob und Seegen zu. Bey wilden Thieren macht die Stärcke und das Gifft einige zu der andern Königen: Aber wer Menschen beherrschen will/dem müssen Gerechtigkeit und Tugenden die Kron aufsetzen. Es giebt zwar freylich der grossen Herrn nicht wenig/die in dem Wahn stehen / sie besitzen alles mit Recht was ihren rauberischen Händen leicht kan zu Theil werden: Man soll sie vor unschuldig halten/ wann man sich vor ihnen fürchten muß. Aber GOtt/der wol sieht/ daß diese aufgeschossene Pfifferling/ diese eitle Götzen/ sich nur durch der schwachen ruin und Verderben suchen

em-

empor zu heben / findet noch immer einen Donnerkeul/ damit er sie in den Staub und Erde/ daraus sie entsprossen/ wieder herunter schlägt.

Unser Monarch verehrte zwar die mächtige Hand dieses allgerechten Rächers in Demuth und Anbetung; allein er fürchtete sie vor seine Person nicht/ weil ihn sein aufrichtig Verfahren von der Furcht frey und ledig sprach: Nachdem er nun des Unterdruckers Hochmuth gestraffet hatte/ nahm er die angebotene Huldigung der zuvor Unterdruckten an; als die da mit solcher freywilligen Unterwerffung seine geneigte Hülffe belohnen wolten.

III. Falsche Griffe der Alliirten.

Es thun die jenige Fürsten und Herrn wol ein schlecht Lieb- und Freundstück an ihren Benachbarten/ wann sie sich mit ihnen verbünden/ bloß zu dem Ende/ damit sie sie zergliedern; ihnen beyspringen/ sie zu schwächen; sie als die beste Freunde in die Arme fassen/ damit sie sie er-

drucken mögen. Dieser Herren Hülff und Beystand hat keinen andern Zweck/ als wie unter andern Uneinigkeit werden könne/ damit sie hernach/ wann ein Theil des Reichs mit Hülff des andern unterdruckt ist/ nur noch die Helffte ihres Feinds zu überwinden/ beyde Armseelige aber zu berauben haben. So machte es der Königliche Adler/ da er unsern Vor-Eltern Galliam entriß; weit anders aber pflantzte daselbst Pharamond seine Lilien. Es wolte zwar der tapffere Muth seiner Francken nur immer etwas zu schaffen haben: Jedannoch hielte er davor/ es sey ihre Ruh und Müssiggang noch ehe Entschuldigungs fähig/ als man ihre Beschäfftigung könte ruhmwürdig achten: Sintemal sie zwar müssig/ aber dabey nicht feig waren; und ohne Verletzung der Gerechtigkeit sich nicht kunten durch Kriege etwas zu schaffen machen. So lang Pharamond kein Laster zu straffen fande/ fande er auch kein Land/ das er unter seine Botmässigkeit bringen kunte: Es kamen ihm alle Eroberungen

gen unmöglich vor/ die nicht billich waren. So bald aber öffentliche Lands- und Stadt-Thränen sich biß an seinen Thron ergossen; glaubte er gäntzlich/ es fordere die gewaltsame Unterdruckung/ die solche fliessend gemacht/ seinen behertzten Muth zur Rach auf/ und sey unmöglich/ daß so viel Thränen-Wasser ohne ein kleines Blutvergiessen könte auf die Erde fallen.

So muste die jenige Monarchie anfangen/ die nur zu dem Ende sich so hoch empor schwingen solte/ damit durch sie die Religion und Gerechtigkeit recht in Flor käme.

IV. Gerechtigkeit ist der feste und unbewegliche Grund eines Reichs.

Der Marmorsteinerne Grund den man in einem Pallast anleget/ ist so dann erst recht fest und beständig/ wann er nicht glatt noch gläntzend ist: Also wird auch der feste Grund eines Reichs/ die Gerechtigkeit/ mit verbundenen Augen und ohne Schein abgebildet; Pharamond ermangelte

des rechten Liechts eben so wol / massen er das wahre und himmlische Liecht des Glaubens nicht hatte; gleichwol bediente sich der Höchste / als deme es an Erkandtnus seines guten Gemüths nicht ermangelte / solcher Blindheit zum Grund unserer Monarchie / und zum besten verschiedener gedruckten Völcker. Gestalt dann nichts anders als das Verlangen die Laster zu straffen / die gestraffte aber auf bessere Wege zu leiten / diesen mächtigen Printzen dahin brachte / daß er sein Volck wieder Lucium führte. Selbst gieng er zwar nicht mit an diese expedition; weil / seinem Erachten nach / es so einen vornehmen Rächer nicht brauchte / und es dem Lucio wol ein geringerer thäte. Ja er hielte es fast vor ein Werck so seiner Tapfferkeit unanständig wäre / einen solchen zu überwinden / der nur Krieg mit Weibern führte.

Ein Monarch muß sich unter seine Unterthanen gleich austheilen / wann dieselbe zugleich von Feinden angegriffen werden. Es ist sein Hertz gleichsam

sam das Centrum und Mittel-Punct seiner Länder/und die Hülff un̄ Schutz-Hände schliessen die Circumferenz. Erfordert nun die Grösse der Gefahr seine Gegenwart selbst / so muß er / es sey die Gefahr wo sie immer wolle/ sich daselbst einfinden / wiedrigen falls soll man ihn vor das Idolum und den Götzen seines Volcks / nicht vor dessen Beschützer halten.

Man kan endlich zugeben / daß ein Herr mit dem Titul eines glückseeligen Prange / der den Sieg durch die Hand seiner Stadthalter davon trägt; daß er aber den Namen eines Grossen führe/ ist nicht zu gestatten/ es sey dann/ daß er von grosser Riesen Statur sey. Es ziehet sich ja dieser vortreffliche Ruhm von der Vortrefflichkeit des Gemüths her/ wie solt er dann denen trägen und leblosen Götzen-Bildern zukommen / die man viel lieber solte in eine Wand einmachen/ als auf den Thron setzen? Könige sind dazu nicht geschaffen / daß sie unter den Wollüsten verfaulen/ sondern in Schlachten Triumphiren sollen. Die

Göttliche Majestät ist allein unter allen Monarchen/ so unbeweglich ist; weil ohne dieselbe niemand zufinden/ der überall zugegen wäre: GOtt würckt aber überall wo er ruhet/ massen er nur allein da ruhet/ wo er würcket. Es gehet aber meine vorige Rede nur die Regenten an/ denen nichts als die Wurtzel abgeht/ so könten sie der Eichen und Tannen-Bäume Könige seyn: Unsere Monarchen will ich damit nicht getroffen haben/ die sich dahin tragen lassen/ wohin sie nicht lauffen könnẽ. Es findet sich ein Frantzösischer Regent bey allen Gelegenheiten ein/ wo er auch den Todt vor sich siehet/ wann er nur darneben den Ruhm erblickt.

Pharamond, **nach dem er sein Reich biß an den Rhein erweitert hatte/ blieb an dem Ufer desselben stehen/ und ruckte eher nicht fort/ biß ers aus billig- und rechtmässigen Ursachen thun konte: Hielte also das Wasser dieses berühmten Flusses dieses Königs Fortgang auf/ aber es löschte seinen Muth**

und

und brennende Hertzhafftigkeit nicht aus.

V. Welche die rechte Bewegungs-Ursach ist/ um deren willen man frembde Länder überfallen mag.

Die Geschichtschreiber haben allhier angemerckt/ daß dieser Zug der erste Sprung gewesen/ den unsere Frantzosen aus Francken/ ihrem rechten Vaterland/ gethan. Die uns aus der Trojanischen Aschen oder der Mæotischen Seespitze herstammen machen/ wollen uns entweder zu Feuer-Vögeln/ oder zu Fröschen machen. Dafern sich von unserm humor muthmaßlich auf den Ursprung schlüssen läst/ so kommen wir vielmehr aus dem Feur als aus dem Wasser her: Sintemal wir von jenem edlen Element sehr viel an uns haben/ und fast durchaus nichts von der geringen Natur der andern Elemente. Das Feuer ist eine so herzliche forma, daß keine materie zu finden/ die es nicht gleichsam verschmähe; kommts etwa zuweilen/ daß es sich damit muß vereinigen lassen/ so verzehrt es selbige alsobald/

und sucht sich dadurch zu rächen; es zerstreut die materie, damit es davon fliehen/ und sich der materi wieder entreissen kan. Es zeiget die Flamme gnugsam an durch ihr stetiges Aufschiessen/ daß sie durch das jenige/ an dem sie hafftet/ gefangen gehalten wird/ und ist nichts als der Himmel/ der dessen Nachbarschafft wehrt ist und dulden mag: Eben diß läst sich auch von der Frantzösischen Nation sagen: Sie hat alle diese Vortrefflichkeiten an sich/ die man Gleichnus-Weise an dem Feuer findet. Und ist nicht bald ein munder- und hurtigere Nation zufinden als diese/ unter allen andern Völckern die an Franckreich stossen.

Francken ist das Vaterland dieser generеusen **Soldaten welche im Jahr Christi 400.** Pharamond **zu ihrem Haupt und Könige erwehlten/ in dem sie ihn auf ihre Häupter erhuben.**

VI. Königliche Verrichtungen.

Die Art und Weise dieser Wahl/ wie

wie dann auch die Ursachen derselben/ sind wol wehrt/ daß ich ihnen etliche Zeilen schencke: Marcomis der Vater dieses jungen Printzen war durch das veränderliche Glück der Waffen den Römern in die Hände gerathen/ welche zur selbigen Zeit so zu Land als auf der See Rauber abgaben; glaubten also die Francken/ daß weil der Sohn ohne das den Vater zu rächen gedächte/ würde solches ihn desto mehr zur allgemeinen Rache anfrischen/und also die Gefangenschafft eines eintzigen vielleicht ihrer gantzen Nation Freyheit und Wolstand nach sich ziehen. In dem sie nun in denen Gedancken stehen/ haben sie mit einhelliger Stimm den jenigẽ aus ihnen erwehlt/dessen Klugheit sie am besten eines guten successes versicherte: Auf wen hätte aber ihre Wahl anders fallen sollen/ als auf Pharamond? der Muths gnug hatte sie zum Sieg anzutreiben; und mit gnugsamen Verstand begabt war/ ihnen den errungenen Vortheil zubehaupten und zu erhalten. Ein dummkühner Mensch unterfängt sich zwar einer Sach; und

ein Narr kan auch noch wol einen generreusen Gedancken führen; allein niemand ist als die Klugen und Tapffern / deren hohes Vornehmen den glücklichen Ausgang zu hoffen hat.

Man kan von Pharamonds **Klugheit besser nicht urtheilen/als wann man bedenckt/ wie klug sonsten der Römer** Politic **gewesen/ wieder welche er sich doch setzen muste; und läst sich nicht besser erkennen/ wie tapffer er gewesen / als aus dem Wiederstand/dē er bey den Römer antraff: Was braucht das nicht vor einen Kopff das** Capitolium **umzukehren/ und was vor einen grossen Muth / die gantze Macht der** Gallier **zubekriegen.**

VII. Der Zustand Galliæ bey Ankunfft der Francken.

Die Klugheit des Römischen Raths hatte Italien mehr Länder gewonnen / als alle dessen Legiones Schlachten geliefert hatten; durch Cæsars verschlagenen Kopff waren mehr Einfältige hintergangen / als durch dessen Tapfferkeit Völcker überwun-

wunden worden. Diese so lang triumphirende Klugheit solte nun Pharamond angreiffen; wieder die Macht/ die vor den Waffen Pyrrhi und Hannibals unerwindlich stunde/ muste er sich setzen. Es lebten Scipio, Pompejus, Cato, Fabius und andre annoch durch ihre Exempel/ und Stats-Regeln. Und ob schon Rom mit Marcello seinen Degen verlohren hatte/ so durffte es doch von niemanden sich mehr etwas befahren/ weil sie die Waffen/ und mit den Waffen die Klugheit fast der gantzen Welt benommen hatten. Die Welt hatte damals kein ander Aussehen / als ein grosses Land voller leibeigenen Knechte / allwo die niedergeschlagenste Gemüther ihre Fessel unempfindlicher Weise fortschleppten / und die genereusen sie ohne Frucht mit Thränen beklagten. Nichts war mehr Freyes zu finden/als etwa die jenige/ so die andere gebunden hielten; wiewol sich noch nicht einmal von ihnen sagen läst/ daß sie der rechten Freyheit genossen; als welcher sie die Furcht vor dem Auffstand be-

beraubte. Ists nicht so / der über die Ruder-Knechte gesetzt ist / und ihnen zubefehlen hat / liegt so wol an der Ruderbanck / als die so daran geschmiedet sind? Massen diese zwar durch das Eisen / jener aber durch sein Ampt gefesselt ist. Also auch waren zwar die Gallier, Teutschen / Spanier / Griechen und Barbarn Sclaven dem Leib nach / allein die Römer nach dem Gemüth. Niemand als die Francken war / so zu reden / ohne Ketten / weil sie ohne das jenige waren / so ihnen die Knechtschafft zuziehen konte. Dann das Gold und der Reichthum waren eben die Materie / daraus man andern Völckern die Fesseln schmiedete / immassen Italien / wie groß auch dessen Eifer seyn mochte / andern Nationen höffliche Sitten beyzubringen; dannoch nur die jenigen auszupoliren suchte / die hüpsch glåntzen kunten. Ja ich darff sagen / daß wol alle Höfflichkeit jenseit der Berge geblieben wåre / wann keine Beut disseits wåre zu machen gewest; und hätten sie sich begnügt ihre Grentzen / die sie biß an das End der Erden erstreckt /

streckt/ vor den Thoren zu Capene zu schliessen/ wann anderswo keine Gold-Minen gewest wåren.

Die Religion hat diese Sieghaffte Nation wol gar nicht gezwungen sich an die entlegentste Oerter zumachen; sie kunten sehr wol leiden / daß man an denen Orten die Sonne anbetete/ wo sie kein Gold macht; ja/ damit sie bezeigten/ daß sie frembden Göttern eben die Anbetung erweisen könten als ihren einheimischen/ haben sie ohne alles Bedencken die jenige in ihr Italien mitgenommen/ die aus diesem kostbaren Metall gebildet waren. Die Canadensische und andre Nordlånder/allwo der Himmel viel zu kalt ist/ als daß er die Erde mit fruchtbarer influentz erfreuen könte / sind allzeit in guter unverstörter Ruh verblieben; Ursach: Es verthåtigten sie ihr elender und armseeliger Zustand selbsten. Summa was die Römer kunte reich machen/ das machte sie auch mitleidig; sie haben nur da unternommen/wo sie was zu hoffen hatten.

Ich gedachte oben/daß unser erster

ster König auf eine solche Weise erwehlt worden / in dem man ihn auf einen Schild erhoben / und in dem Lager der Armee die er anführen solte / herum getragen.

VIII. Die Beredtsamkeit redet wieder sich selbst / wann sie unwissenden Leuten gelehrte Reden in Mund legt.

Bey dieser Wahl redeten die Francken mit dem Arm / und bestunde aller Nachdruck ihrer Beredtsamkeit in den Achseln / darauf sie Pharamond trugen. Man erwehlte auch da keinen Advocaten / der des Volcks Sache vorbringen; sondern einen Fürsten / der ihre Freyheit beschützen solte. Es lassen sich die schönen Orationes so gar wol lesen / welche die Historici diesen Stifftern unserer Monarchie in den Mund legen. Ich will sie zwar durch aus nicht verwerffen / wie man sonst wol thun möchte / aus Ansehung selbiger groben Zeiten; dann man meditirt ja nun schon über 1000. Jahr drüber / und kan sie also heute zu Tag gar zu wol als geschickte Redner einführen.

Frey=

Freylich redeten sie so anmuthig nicht damals / da all ihr raisonniren in dem Gethön der Feldposaunen und Trommeten bestunde / und sie nicht mit Syllogismis, sondern mit Spiessen und Hacken persuadirten. Allein heute zu Tag / da sie in einer so polirten Nachkommenschafft leben / ists kein Wunder / daß sie so munder un̄ nachdrücklich reden / als etwa ehe dessen ihre Verrichtungen gewesen sind.

Da nun der König also über den Häuptern seiner vorigen Mitgenossen gleichsam triumphirte / die durch diese Ceremonien eben seine Vasallen wurden / ließ er ihm durch aus keine andere als hohe und vortreffliche Gedancken einfallen; und erhub ihn diese Erhebung über sich selbst.

IX. Warum ein Regent über sein Volck gesetzt ist.

Wie hätte Pharamond einen schönern und herzlichern Ort zu reden überkommen können / was vor ein Majestätischers Theatrum hätte er sich wünschen mögen / von andern gehört zu wer-

werden? Pharamond war selbst sein Auditorium, und die edelsten Häupter seines Reichs / sein Königlicher Thron. So redete er sich ohngefehr selbst auf diese Weise an?

Du hast nunmehr nichts über so vielen tapffern Soldaten / Pharamond, als das blosse Glück; du bist zwar ein Besitzer der Kron; aber du hast es ihrer Wahl zu dancken. So gieb nun ihrer Höfflichkeit anheim / und schreib derselben zu / was du deinem Glück nicht kanst zuschreiben; weil nun dieser ihre Gunst nicht eine Belohnung ist deiner vortrefflichen Gaben / so laß dirs eine Aufmunterung seyn / nach solchen zutrachten. Erinnere dich öffters des Orts / davon sie dich genommen / als des jenigen / wohin sie dich erhoben. Du schwebst über ihren Häuptern; aber zu dem End / daß du sie regieren / bedecken / und beschützen / nicht aber belästigen solst. Sie heben dich gegen den Himmel; ey so laß sie auch nicht im Staub liegen; strecke alle Kräffte dran / und bemühe dich die hohe Würde darein sie dich setzen / zu behaupten.

pten. Ich nehme eure Krone an/ ihr tapffere Francken; betheure euch aber dabey/ daß ihr deren Lieblichkeit schmecken solt; ich will eure Häupter beherrschen/ weils euer Belieben so erfordert; ihr solt hingegen in meinem Hertzen herrschen/ weil es die Billichkeit so haben will. Wie solte ich euch an ein schlechter Ort setzen/ da ihr mich höher nicht heben köntet/ als ihr thut. Ruht derohalben in aller Sicherheit unter der Last die ihr traget/ ich wache vor euch; fürchtet euch vor keiner Gefahr/ ich wende sie ab. Ihr habt euers eintzigen Monarchen Leben mit unzehligen Schilden zuverwahren/ ich aber muß vieler Millionen Menschen Leben mit einem eintzigen Arm beschützen: Doch seyd ohne Furcht/ich bedecke euch alle mit meinem Leib. Nichts soll euch berühren/das nicht mich zuvor verwunde; nichts soll euch drohen/ das mich nicht zuvor angreiffe. Lebt in Friede/ ich führe den Krieg vor euch; diese Schilde/ auf denen ihr mich haltet/ sind eure Stütze; dann der Regent ist ja die basis und der Grund des Volcks/

wofern die basis das jenige ist/ so ihn trägt. Das Hertz eines genereusen Monarchen gleicht einem starcken Wall / den nichts durchlöchern und überwinden kan als das durchdringende Mitleyden.

Solcher Gestalt fieng Pharamond seine Regierung an; und endigte er sie auch auf solche Weise.

X. Das Murren wieder die Potentaten ist allzeit straffbar.

So sollen auch alle rechtschaffene Regenten mit ihm ihre Beherrschung antreten und schliessen; dann obschon dem Volck nimmer frey stehet die Unterthänigkeit und den Gehorsam so es einmal gelobet / zu weigern / so thut doch der Herr nicht was recht ist/wann er ihnen seine Gütigkeit entzieht. Den Unterthanen ist nicht vergönnet der Könige Verhalten zu untersuchen / oder ihr Thun und Lassen zu verdammen / wie grosser Schein eines unordentlichen Wesens auch dabey sich zeiget; dann die gantze Gemein verliert alles Recht/ so sie zu ihrer Person hat /

so bald sie selbiges der höchsten Gewalt übergiebt. Diß läst sich unmöglich umstossen/ zum wenigsten in Ansehung unsers Monarchen/ der zu dem End über die Häupter seiner Unterthanen erhoben ist/ anzuzeigen/ er sey niemand als GOtt eintzig und allein unterworffen. Wer sich nun über sein Regiment zu richten anmasst/ der erklärt sich dadurch/ daß er seine Königliche Würde antaste; und kan man sein Ampt mit nichts angreiffen/ daß man ihm nicht seine Kron rauben solte. Mag also ein Unterthan dem Himmel dancken/ wann der Regent gütig ist; ist er aber in seiner Regierung scharff gegen ihn/ so halt er davor/ er hab solche Strenge verdient. Es ist besser seiner Tugend und Unschuld etwas mißtrauen/ als einen andern verdammen; dann so wir in unsere eigene Qualitäten ein Mißtrauen setzen/ machen wir sie nur dadurch fester und gewisser; da hingegen/ so wir von eines andern Thun und Lassen eine wiedrige Meinung fassen/ solches ruinirt wird. Und/ zudem/ wer sieht nicht gleich/ an solcher un-

unleidentlichen ihrem Murren/ daß sie gemeiniglich so wenig Vernunfft/ als Fug und Macht haben/ ihrer Könige Verrichtungen durchzuziehen; wie soll doch der so seinen Kram nicht einmal recht weiß einzurichten/ sich geschickt gnug befinden/ einen gantzen Rath zu reformiren? Ja möchte man sagen/ manchmal hat ein eintziger solcher Kopff mehr Klugheit in sich als der gantze Rath eines Herrn: Aber das ist eine Rede/ die wegen ihrer Freyheit kaum zu dulden/ will geschweigen zu loben ist. Man muß von grossen Herrn nie ohne Lob reden/ will man anders nichts Sträfflichs reden; es ist auch in ihren Fehlern gleichsam etwas Majestätisch/ und soll man billich die Erkandnus derselben demjenigen Richter anheim geben/ der weder bestochen noch verblendt werden kan.

Pharamonds **erster Krieg gieng wieder der Römer Hochmuth/ das erste was er gewann und einnahm/ waren seiner Unterthanen Hertzen.**

XI. Es

XI. Es ist eine schwere Last um eine Kron.

Die Großmütigkeit womit er seine Feinde angieng / die er erstmals bestraffte; und das bescheidene Verfahren/ das er gegen die jenige verspüren liesse/ die er allererst erlöst hatte/ regierten jedermans Willen und Neigung dergestalt / daß er gezwungen ward / die oberherrliche Gewalt bey denen anzunehmen / bey welchen er die Gerechtigkeit ausgeübt hatte. Es ist wol eine schwere Last um eine Kron / bey denen/die mehr die daran hängende Sorgen/ als die kostbare Materie ansehen; wer sich von derselben Glantz läst verblenden / steht in Gefahr / von deren Schwere erdruckt zu werden. Es sind so wol Dornen als schöne Blumen an einer Kron zu finden: Blumen/ für die so nur die Lieblichkeit derselben zu schmecken verlangen ; Dornen aber findet der/ so sich seiner Pflicht und Schuldigkeit recht erinnern will. Der/dessen Beschreibung ich hier unter Händen habe / verstunde gar wol/ daß die Königliche Würde nichts anders sey als eine glän-

tzende Knechtschafft; hätte sich also lieber den Gehorsam und die Unterthänigkeit / als das Herrschen erwehlt / massen es ja weit schwerer ist / daß man mitten im Besitz und Gebrauch der Gewalt sich mässigen könne / als daß man im Gehorsam kan demüthig seyn.

Diese schöne und grosse Länder / welche die Francken anlockten / daß sie sich solten über den Rhein machen / vermochten gleichwol sie so starck nicht anzureitzen / daß sie deßwegen Trier verlassen hätten / und weiter fortgerückt wären. Fingen also die Francken ihren Krieg an / wo sonst andere den Frieden anfangen.

XII. Die Gerechtigkeit muß man zum Grund legen / wo man etwas einnehmen und überwältigen will.

Das Exempel der jenigen die Galliam verwüstet hatten / reitzte ihren Muth an / aber ihres Königs Klugheit hielt solchen zuruck. Sie waren kommen / daß sie ein Reich anrichteten / nicht daß sie eines zerstöreten: Sie solten

fundatores einer Monarchie/ nicht Rauber abgeben; zu einem solchen wichtigen Vornehmen nun muste man zwar eilen/ doch sich dabey nicht übereilen. Wer gar zu sehr eilt/ kommt nicht fort; und gleichwie die jenige nichts sammlen/ die die Früchte sammlen ehe sie reiff worden: Also unterfängt sich der jenige ohne success, der in solchem Unterfangen sich nicht Zeit und Weil läst/ und verliert mit der vermeinten Eroberung eines Lands/ auch zugleich die Hoffnung und die Mittel selbiges zugewinnen. Soll ein Vornehmen leicht seyn/ so muß man erwarten biß es billich werde; wiedrigen falls wird der so Krone und Scepter austheilt/ diesen Schein der Ehre/ welcher grossen Herren schmeichelt/ in Schande verkehren. Es pflegen manche Herren nach den Gelegenheiten zu greiffen/ und examiniren nicht zuvor dero Beschaffenheit; die Ursach ist/ daß ihrer weniger gefunden werden die gerecht/ als die ehrbegierig sind; wann manchem seines Nachbarn Land nur wol ansteht/ so muß es gleich unter sein Eigenthum ge-

hören. Diß pflegt nur gar zu offt zu-geschehen von denen die den Degen in der Hand führen/ da die Wag der Gerechtigkeit solte ruhen. Unsere Monarchen betreffend/ sind sie mächtiger als vielleicht kein König auf Erden/ und gerechter als sie selbst mächtig sind; sie führen den Streich niemals auf ihren Feind/ wenn sie ihn nicht zuvor in der Wage der Gerechtigkeit abgewogen/ die sie in ihren Händen tragen.

Was macht Pharamond an dem Ufer des Rheins? Er besinnt sich/ obs auch die Billichkeit zulasse/ daß er darüber gehe; so bald er wird gewar werden/ daß der Römer gewaltthätigs verfahren ihm/ zu dero eigenen Verderbung/ die Macht in die Hände geben wird/ so wird ers länger nicht aufschieben.

XIII. Wer eilt/ der fällt.

Ich sehe/ daß die Burgundier sich in Provence Häuser bauen/ daß die Gothi Aquitaniam einnehmen/ die Hunnen und Wenden sich in Italien aus-brei-

breiten. Es wird dieses schöne Land / welchem alle andere Länder zur Beute dienen müssen / jetzo selbst ein Raub frembder Völcker. Rom ist nicht mehr in Rom zu finden; man muß es in Asia und Africa suchen / wohin es seine vorige Sclaven geschlept haben. Gleichwol werd ich auch nunmehr nichts von diesen inondationen der Völcker gewar / die Europam nur einmal ruinirt. Diese Wellen liessen sich kaum sehen / so verschwanden sie; sie waren so bald nicht aufgestiegen / so verschossen sie wiederum; und sind gleichsam von der Erde / die sie verheert / verschlungen worden. Wann ich mich nach der Ursach ihres Untergangs umsiehe / so befind ich solche in ihrer eigenen Verblendung; nemlich daß darinn kein Bestandt seyn kan / wo man sich so gar sehr übereilt. Es muß zuvor die Vernunfft bey uns herrschen / ehe wir andere zubeherrschen verlangen; und muß der erste Sieg die Uberwindung unserer affecten seyn.

Die Francken kunten ehe über andere nicht triumphiren / biß sie

zuvor über sich selbst triumphirt hatten.

XIV. Nothwendigkeit der Gesetze.

Pharamond der nunmehr ihr erwehlter Herr war / ruhete ehe nicht / biß er sie alle zu Königen gemacht / und ihnen also ein gleiches / als sie ihm / erwiesen hatte. Und gleichwol befestigte diese ihnen zu weg gebrachte Würde seine Monarchie desto mehr / an statt / daß sie selbige solte schwächen; dann sie lernten eben dadurch / wie sie in der Beherrschung den Gehorsam ausüben solten: Und daß / wo die böse Neigungen und Lüste des Fleisches in dem Menschen die Oberhand haben / nichts anders daraus erfolgt / als die unfehlbare Uberwindung des Geistes. War also Pharamonds vornehmste Sorg / wie er denen gute Gesetze vorschreiben möchte / die an seiner Person der gantzen Welt ein Gesetz gegeben hatten. Ein freyes und wolgeordnetes Gemüth unterwirfft sich nie eines andern Willen / es sey dann / daß desselben Befehl sich zuvor der Vernunfft unterworffen habe;

der

der Gehorsam aber/ den man der Vernunfft als der Königin alle unsers Thun und Lassens abstattet/ krönet die jenige/ die sie sich unterwürffig macht. Unsre Francken waren/ ohne allen Zweiffel/ guter policey benöthigt / wie guter Art und Natur sie auch sonst seyn mochten. Ihre gantze Moral Weisheit bestunde biß dato in einem gewissen sensu communi, den so vieler wilden Nationen Vermischung nicht allein nichts ausgebessert/ sondern nur verkehrt hatte. Massen man sich eines andern Sitten/ in dem man mit ihm umgeht/ so leicht angewehnt / als man an der Sonne schwartz wird. Uber diß/ so hatten unsere Vorfahrer auch noch immer etwas von der Lands-Art an ihnen / in welchem sie erzeugt worden; es hatte die Nord-Lufft ihnen zwar diesen Candor mitgetheilt / welche den Menschen sich anzustreichen und zu färben/ nicht aber sich gar nicht zu putzen abhalten soll / sie kunten nicht betrügen / aber wol betrogen werden. Diß kan niemand laugnen/ daß diese freye und behertzte Leute so großmüthig waren/ als immermehr

die genereuseste Nation von der Welt; aber die Geschicklichkeit war so groß nicht. Sie hatten sich so gar gewöhnt das Gute zu vollbringen / daß sie nicht einmal auf die Art und Weise gedachten/ wie sie es vollbrächten. Verrichteten also alles mehr von Natur/ als nach vorbedachtem Rath: Und daher kams / daß ihre tugendsame Thaten zwar munter / aber von keiner Wäre waren; solten sie nun recht beständig und dauerhafft werden / war nöthig / daß man sie einrichtete.

Ihr König war ihr Gesetzgeber.

XV. Was einem Uberwinder am eigentlichsten zukommt und gebühret.

Pharamond war von grosser sagacität etwas wol zu erfinden/ von tiefen judicio das beste zu wehlen / und von unvergleichlicher Anmuth seine Gedancken mit Worten auszudrücken; sein Geist entdeckte das gute / seine Vernunfft machte den Unterscheid welches das beste sey/ und die Zung zeigte jederman das innerste Hertz dar. Er war eben

eben im mittlern Alter/ da die Einbildungs-Krafft nichts unvollkommen faste; in dem er so weit von der Kindheit als dem hohen Alter entfernt war/ so daß er reiffe und nicht überzeitige Gedancken führte. Das frische und wallende Geblüt brachte ihn zu keinem Unterfangen/ dessen ihn hätte gereuen können; auch machte die noch erfrorne Krafft des Alters nicht/ daß er unterlassen hätte/ was nothwendig ins Werck zu richten war. Kurtz: Pharamonds Kopff war gantz und gar so beschaffen/wie man ihn zu Aufrichtung eines Reichs von nöthen hatte;in seinen tieff-ausgesonnenen Maximen konte der Grund zu einer Monarchie gelegt werden. Das Louvre solte so wol als das Capitolium zu Rom nur auf einen Kopff fundirt werden. Mann steht sonst im Zweiffel/ob es mehr Muth oder mehr Verstand erfordere/ etwas Heldenmässiges vorzunehmen; und ob das Hertz oder das Hirn grösser seyn soll. Gewiß ist es zwar/ daß beyde diese Qualitäten müssen beysammen seyn/ und es eben so wenig möglich ist/

daß ein hohes Vornehmen glücklich von statten gehe ohne Tapfferkeit und klugen Rath / als ein Thier leben kan ohne Magen oder Kopff. Die Natur so diese beyde Stücke zugleich formiret / lehrt uus eben dadurch / daß man ohn ein oder das andere nur eine Mißgeburt kan zu wege bringen; aber gleichwie beyde diese Stück bey der Formirung des natürlichen Leibs gleich nothwendig sind; also sind sie es nicht weniger im bürgerlichen Leib; wie aber in dem Thier das Hertz so viel gilt als das Hirn: Also ist im Politischen Menschen das Hirn weit höher zu achten als das Hertz.

Dann die Klugheit / so ihren Sitz im Hirn hat / stützt ein sinckendes Reich so kräfftig / daß auch die Gewalt solches nicht zustürtzen vermag; da hingegen / es thue die Macht an dessen Erhaltung was sie immermehr wolle / kein Bestand zu hoffen ist / ohne die Klugheit. Wolte man aber jedannoch der Hertzhafftigkeit und Klugheit gleiche Theile zulegen im Politischen Wesen; so kan man sagen / daß jene solches zu wege

bringt /

bringt / diese aber erhält. Ich sage/ daß der behertzte Muth ein Reich aufbringt; kluger Rath aber im Aufnehmen erhält. Mit einem Wort / zum Uberwinden brauchts mehr Hertz als Verstand; aber wer des Siegs lange geniessen will/muß es mehr durch Verstand als den behertzten Muth erlangen.

Wann ich von Pharamond gestehe/daß seine Klugheit die Tapfferkeit übertroffen habe / so stell ich ihn dadurch nur unter sich selbst; massen er dannoch an Muth es allen andern bevorgethan; und er eben der eintzige ist / dessen unverzagtes Gemüth in ihm der Klugheit den Vorzug läst.

XVI. Wer ohne guten Grund bauet/ macht nur eine baufällige Mauer.

Pharamond ist in diesem Stück grösser als Pharamond selbst; in dem er den Vorzug hat / verliert er ihn auch wieder/ und in dem er ihn verliert/ besitzt er ihn doch gleichwol noch. Es rühmen alle Geschichten diesen Fürsten/

als einen der tüchtigsten Regenten/ die jemals den Scepter geführt. Jene grosse Leute/ so jederman in tieffster Verehrung angebetet/ welche man in den Historien für die Urheber der Reiche hält/ sind nunmehr unter dem ruin ihrer Wercke begraben. Wir haben nichts von Cyro, von Alexandro, von Cæsare mehr übrig/ als etliche Buchstaben von ihren Namen/ so an dem Metall und Marmor ihrer eingefallenen Colossen noch zulesen sind. Diese grosse und behertzte Leute haben zwar geschwind ihren Bau aufgeführt/ aber ohne rechte Festigkeit; und ist daher ihre Monarchie mit ihnen zu Grabe gangen.

Im fall sie ja selbige noch etwas überlebt hat/ so ist sie doch gleichsam in steter Ohnmacht gelegen/ dieweil sie nemlich sich mehr angelegen seyn lassen/ selbige zu erheben/ als recht zubefestigen.

Wer kan aber unserm Fürsten mit Fug diesen Fehler vorrucken? Er liesse seine sieghaffte Waffen nicht weiter über den Rhein fort-

rucken / sondern stunde damit an demselben still / damit er selbige möchte recht unsterblich machen.

XVII. Man muß mehr darauf bedacht seyn / wie man behalten / als wie man gewinnen möge.

Diese Palm- und Lorbeer-Zweige werden bald welck / wo sie nicht in der Hand dessen / der sie samlet / Wurtzel fassen können; wo ein Uberwinder seinem Nachfolger nicht Mittel an die Hand giebt / wie er den erlangten Vortheil ferner möge fortsetzen / so lehrt er ihn nur / auf was Weise er solchen verlieren könne.

Ich will hier nicht sagen von einer grossen Anzahl guter Verordnungen / womit er seinen Rath anrichtete: Weil ich hiervon viele Worte zu machen unnöthig erachte; dieses ist gewiß / daß das Gesetz / vermög dessen der Stat unter der Eintzelherrschafft stehet / sein bester und herzlicher Grund ist.

XVIII. Eintzel-Herrschafft oder Monarchische Regierung ist unter allen die beste.

Es ist mir sehr wol bewust/ daß diejenige so sich grosse Klugheit einbilden/ zu ihrem Vortheil vor billich halten/ daß das Regiment in einer Republic aus vielen bestehen soll/ und wäre es dem gemeinem Mann ein gemachter Handel/ wann er den Titul Majestät führen dörffte.

Ich geschweige/ daß weit rühmlicher ist/ einem Fürsten als einem Handwercks-Mann zugehorchen/ so ist es auch weit sicherer. Ein Leib/ der so viel Köpffe als Glieder hat/ wird vor ein Wunder-Thier gehalten; hat er aber mehr/ so ist er gar als eine hydra. Und gleich wie es sich ereignet/ (ich muß zweiffeln/ ob die Natur sich mehr schämet oder sichs mehr reuen läst/ daß sie solche hervor bringt) daß Monstra gemeiniglich wieder sterben/ so bald sie gebohren werden; also sehen wir auch/ daß die mit gleichem Fehler behafftete Republiquen/ nur so lange Zeit bestehen/ als etwa erfodert wird/ daß sie wieder

der zergehen/ und zu nichte werden mögen. Ein Thier erhält sein Leben durch Vereinbarung der humoren darinn sein temperament besteht; also bestehet auch ein Stat/ wann die jenige/ so ihme vereinbart sind/ mit ihrem Willen zusammen stimmen. So bald die humores des Leibs gleichsam in Streit gerathen/ verderben sie sich unter einander; also so bald der Willen der jenigen die in einer Republic leben/ sich zertheilet/ richten sie einander selbst zu Grund. Es ist weit schwerer alle Köpffe in einer Republic auf eine Meinung/ als unter einen Hut zu bringen; nun kan aber das keinen langen Bestand haben/ das in sich selbst einander zu wieder ist. Die Elementarischen partes, daraus die Leiber bestehen/ richten solche auch wieder zu Grund/ ob sie schon unter einer forma, die ihre Wiederwertigkeit temperirt/ zusammen gehalten werden. Italien hatte ehdessen so viele kluge Regenten/ als Raths-Herrn zu Rom waren; gleichwol ist es aus seiner Hoheit gefallen; und wissen wir nunmehr aus der Erfahrung/

rung / daß solches Land bloß zu dem End die Welt einige Jahre gefesselt gehalten/ daß es lernen möchte/ wie es lange hernach folgende Secula andern könte als ein Sclave dienen. Ist derohalben an Pharamond als eine grosse Klugheit zu rühmen / daß er die gantze Verwaltung der Herrschafft auf einen Ursprung geleitet/ und dadurch verhütet/ daß nicht etwa viele Tyrannen sich einschlichen / wo nur ein eintziger rechtmässiger Herr seyn soll.

Es hatte Pharamond **durch seinen klugen Rath nicht allein vorgedachter massen/ das Reich befestiget; sondern auch wol gemercket/ daß/ weil die Römische Herrschafft auf so gar schlechten Beinen gestanden/ seit deme der Mörder der freyen** Republic, Cæsar, **selbige mit** Pompejo **hatte zu Grabe geschickt/ und die eigentliche Ursach ihres Wanckelbahren Zustands von dem Hochmuth der jenigen herrühre/ die bey Absterben eines Käysers nach der Regierung strebten.**

XIX. Ein

XIX. Ein Stat wird besser durch die erbliche als Wahl-Regierung befestigt.

Es wird nicht leicht jemand gefunden werden / der vermeinte / er wäre zuschlecht und zu gering den Thron zubetreten / auf welchem man schlechte Soldaten hat regieren sehen.

Nach des Nervæ Tod war das Reich eben so wenig mehr Römisch als Spanisch oder Dalmatisch; Europa war nicht mehr sein Sitz / sondern vielmehr sein Mordgerüst. Sahe also der kluge Pharamond sehr wol / wolte man das greuliche Blutvergiessen vermeiden / welches die verschiedene factiones angerichtet / so müste man die Monarchie nothwendig auf einem Stamm erhalten / und also / an statt der Wahl / welche dem Glückseeligsten den Scepter zuurtheilte / die erbliche Nachfolg einführen / welche ihn der edelsten Person im Reich einhändigte. Zwar ist nicht ohne / es kan ihn die Natur und Geburt einē Fürsten geben / der unvollkommen ist; allein man kan von dem blinden Glück auch nicht sagen / daß es eben hier-

hierinn bescheidner gehe / und nur die Tugendhaffte erwehle. Es lassen sich die Laster derjenigen / so im Purpur / und von Fürsten gebohren werden / noch allzeit durch etwas ändern und reinigen; da hingegen nicht so leicht ein Mittel zu ersinnen / wie der Unart derjenigen abzuhelffen / die ihre alte böse Gewohnheiten tieff haben lassen Wurtzel fassen. Eine gute Auferziehung kan einen jungen Menschen gar leicht zum guten abrichten / der ohne das gemeiniglich von Natur grosse Neigung darzu an sich hat; sein edles Geblüt erweckt in ihm vortreffliche Gedancken / und sein erhabener Muth giebt gar selten zu / daß er sich mit den Lastern des gemeinen Volcks besudele. Wann der gantze Hauffe des Volcks sich um einen Herren umthut / suchet er gemeiniglich mehr einen Verthätiger als einen Richter seiner Laster. Kommt ein mächtiger auf den Thron / an statt eines Gerechten; oder wehlt man nach Gunst / und nicht nach Verdienst; so muß man hernach mehr leiden von den lasterhafften Regenten / als man von

den

den unvermöglichen hätte zubefahren gehabt. Ich will nicht sagen/ wie sehr ein Stat bey so grosser Veränderung zerrüttet wird; und ist wol diß die lautere Warheit/ daß in einem Erbreich der Fürst niemals stirbt; in einem Wahl-Reich aber muß die Monarchie gleich einer Mutter/ mit grossen Schmertzen ihre Könige gebähren/ so offt sie andere erwehlt.

Pharamond wuste zwar in Warheit seinen Nutzen trefflich zu ziehen aus dem Unglück seiner Benachbarten; und ließ sich ihren begangenen Fehler zur sonderlichen Politic dienen; damit hätte er aber nur die Helffte seiner Schuldigkeit verrichtet/ wo er nicht das bedacht hätte/ daß er Franckreich nur durch Monarchen/ nicht durch Weibs-Personen wolte beherrschen lassen. In solcher Erwegung entschloß er sich die Töchter von der Kron auszuschliessen/ und die Printzen derselben durch ein Gesetz zuversichern. Ob er schon vom Evangelio nichts wu-

ste/

ste / so wuste er doch / daß die Lilien nicht spinnen; und daß ein anderer Hercules, als unsere tapffere Monarchen / den Spinn-Rocken führen möchte.

XX. Der Scepter ruhet in einer Manns-Hand sicherer als in einer Weibs-Hand.

Das Weib ist zum Gehorsam / nicht zum Befehlen erschaffen; wer sie über den Mann erheben will / der verwirrt die natürliche Ordnung / und setzt des Manns-Riebe über seinen Kopff. Man mag von den Amazonen sagen was man will / so verstehen sich doch die Weibs-Leut / ihrer eigenen Bekandtnus nach / so wenig aufs Herrschen / daß sie dessen nur alsdann fähig sind / wann sie unbefugter Weise sich der Regierung anmassen / und sich durch Morden schuldig und straffbar machen. Wann unter denen Amazonen sich nur eine einige Manns-Person befunden hat / so ist in Warheit keine Königin unter ihnen gewest: Ist aber dem also / so müssen sie entweder alle / oder nur eine einige Person geherrscht ha-

haben. Nun scheint aber das letztere noch erträglicher / weil das erste gar nicht zu dulden wäre. Die Weiber müssen nicht nur in Persien allein/ zum Zeichen der Unterthänigkeit/ eine Fuß-sole auf dem Haupt tragen; sie sind überall unterworffen / wo nur Weiber zu finden. Und gesetzt / man wüste nicht / daß sie so schwachen Verstands/ als zärtlicher Complexion seyn/ so müste man doch allzeit zwey Weiber verordnen / einen rechtschaffenen König zuhaben / oder man würde mit einem halben König sich begnügen lassen müssen / weil das Weib nur eine halbe Manns-Person ist. Ich will gleichwol dieses hiemit nicht verwerffen / daß die Weibs-Leute mögen andere Menschen beherrschen / wo dieselben nur nicht Männlichs Geschlechts sind; Franckreich betreffend / so kan selbiges nicht sehen / daß dessen Scepter im Spinn-Rocken stecke; dessen Materie nimmt diese Form nimmermehr an. Wir müssen Monarchen haben / die in der Gefahr vor uns hergehen / die dem Todt mit unerschrockenem Gesicht kön-

können unter die Augen treten / und eine mit blutigen Purpur überdeckte Victorie davon tragen.

Man hat diese fortwärende Substitution unsers Königlichen Hauses nicht so wol starck wiederfochten als bewundert; niemand aber hat sich unterfangen / es selbiger nach zu machen / dieweil nemlich niemand so grossen Muth und Hertzhafftigkeit gehabt als Pharamond.

XXI. Woher das Wort Salisch oder Salica kommt.

Dieses Gesetz hat seinen Namen von Salica, dem Stamm- und Ursprungs-Ort unserer Vorfahrer / welche eben deßwegen bißweilen Salici oder Riberoten, von dem an ihr erstes Land stossenden Sal-Fluß / benahmt werden.

Es kunte und solte allein Pharamond, als dessen Namen von dem Teutschen Wahr-Mund herzuführen ist / dem jenigen Volck Gesetze geben / das vor allen andern die wahre Aufrichtigkeit liebte. Er schloß sein Leben im Jahr tausend

send vier hundert ein und dreyssig/ im eilfften Jahr seiner Regierung; und kan man es ein langes Leben heissen/ so fern man es nicht so wol an den Jahren/ als nach den Thaten abmisset.

XXII. Wol gelebt/ lang gelebt.

Ein langes Leben ohne sonderbare Thaten/ ist nur ein langer Todt; hingegen mag das Alter so kurtz seyn als es wolle/ so hat doch der jenige lang gelebt/ der nur einmal stirbt: Man stirbt gleichsam so offt/ als man seinen sonst unsterblichen Ruhm verliert; ein Fürst aber verliert selbigen/ so offt er sich dessen unwürdig macht. Ich thue schier unrecht/ daß ich sage/ Pharamond sey gestorben/nach dem er vorher ein Reich angefangen/ dessen Grundfeste alle Zeiten nicht umstossen werden; er lebt vielmehr allzeit/dieweil unsere Könige nicht sterben; nicht zwar auf eine metempsychosische Fabelweise/ daß sein Geist in seine Nachfolger fahre/ sondern in dem seine Raths-Klugheit annoch in allen ihren Rathschlägen herrschet.

Ler-

Lernet hier / ihr Monarchen / lernet des jenigen Klugheit / dem ihr eure Ankunfft zu dancken habt; wegert euch nicht seine Schüler zu seyn / weil ihr seine Kinder seyd.

XXIII. Ein Tugend-Ergebener stirbt nie.

Der Mensch empfähet mehr von der Tugend / wann sie einen gerechten und tugendsamen Mann aus ihm macht / als von dem Glück / so es ihn auf den Thron hebt. Desjenigen Kron wird zu lauter Aschen / dessen Reputation mit dem Leib zugleich erstirbt. Wo das Fleisch die ihm sonst anhangende Schwachheiten überwindet / so wird es unaufhörlich mit dem Gemüth herrschen; dieser Unterwerffung erwirbt ihm eben die rechte Herrschafft / und wird dadurch unsterblich / weil er dem Geist den Gehorsam nicht entzogen. Kurtz / herrliche Qualitäten leben allzeit; und die Tugend wird dem Todt nie unterwürffig.

Clo-

Clodion mit den schönen Haaren.

I. Der jenige urtheilt nicht recht / der die Tugend nach dem Glück urtheilt.

EIn Fürst ist zwar verbunden klug / aber nicht glückseelig zu seyn; wo Tugend bey ihm zu finden ist / darff man ihm sein Glück nicht vorwerffen. Dann es giebt so wol Helden dem Gemüth nach / als von der Faust; jene machen den Anschlag zum guten / diese setzen ihn ins Werck: den letztern gehört das Glück zu / den ersten die meriten. Der gemeinen Leute Unverstand urtheilt von dem rath nach dem er gelungen / und glaubt man / es sey nichts reifflich überlegt / wo der gute Erfolg mit den Anschlägen nicht zutrifft; hingegen ersiehet einer / der rechtmässig urtheilet / offt eine bessere Anstalt und grössern Muth an einem mißlingenden Unterfangen / als an einer trefflich wol gelungenen That. Es sind nicht eben alle die jenigen verzagt / die nicht mit Hercule Monstra umbringen / oder

mit Samson Band und Stricke zerreissen können; ein tapfferes Beginnen ringt zwar allzeit nach dem Zweck/ aber es erreicht ihn nicht allzeit; sondern bißweilen thuts das Glück. Clodion wird billich unter diese unglückliche/ doch Tapffere und Kluge gezehlt; er hatte zwar so viel Muths/ daß sich etliche Cæsares hätten darein theilen können/ wo ihm nur der Himmel nicht so ungünstig gewesen wäre. Wann man ansieht/ was er sich vorgenommē/ und wie wenig er ausgericht/ muß man billich glauben/ daß ihn der wiederwärtige Planet Saturnus und alle Fixstern gleichsam unbeweglich gemacht/ damit er allein alles das jenige möchte aussinnen/ was nach ihm seine Nachfolger zu Werck gerichtet haben.

Er trat in seines Vaters Regierung/ erbte aber nicht alle dessen Tugenden/ viel weniger sein vortreffliches Glück.

II. Unsere Laster sind nicht durchaus erblich/ sondern ein jeder macht sich selbst böß oder gut.

Man urtheilt von den Kindern unrecht/

recht/ wann man sagt/ daß sie von ihren Eltern angesteckt worden/ da doch die Eltern keinen Flecken von ihren Ahnen geerbt haben. Bißweilen brauchts nicht mehr/als daß einer von einem wackern man gezeugt worden/ so ist er ein einfältiger Lapp; eines tapffern Manns Sohn hat offt wenig von des Vaters Tapfferkeit an sich; und stammt so wol von seiner Tugend als vom Geblüt ab. Wann das Verlangen des Vaters den Kindern könte die Tugend einflössen/ so würden auch die ärmsten die vortrefflichsten Leute/ und die Fürsten nie lasterhaffte Printzen zeugen. Kan ich daher dem Vater die Thumheit des Sohns durchgehends nicht zuschreiben; massen dieser offt Laster begeht/ die er von andern nicht empfangen/ oder so er etwas empfangen/ dannoch vermehrt hat. Das natürliche Leben und Wesen muß man zwar von einem andern bekommen/ aber das moralische Tugend oder Laster-Leben vermag sich jedweder selbst zugeben. Kurtz/ die Na-

tur haben wir von einem andern / die Boßheit von uns selbst.

Last uns Clodion **nicht mit vielen Anklagen und Beschuldigungen belegen; diesem jungen Printzen gieng ja nichts als ein wenig Glück ab: Er hätte entweder weniger Feinde / oder mehrere Macht haben sollen.**

III. Boßhafftiges Beginnen seiner Feinde.

Sein Unglück brachte so viele auf / die ihm nach der Kron strebten / daß ihm ohnmöglich war / selbige alle zu überwinden und zubezwingen; dann hätte er alle Aufrührische überwinden wollen / so hätte er sie müssen umbringen / dadurch wär er zwar zum Sieg gediehen / aber endlich allein überblieben. Massen hierinn kein Mittel zu treffen war; wolte er keine Feinde mehr haben / so behielte er keine Vasallen; weil zwischen diesen beyden Stücken auch kein Mittel zu finden ist / nemlich zwischen dem Tod und dem Ehrgeitz / der nach der Kron strebet.

Der Neid ist ein Gifft / welcher

cher nicht nur den jenigen ermordet / den er eingenommen / sondern auch alle andere verletzt/die er anschaut; wann dieses Laster die Gewalt in der Hand hat/ so ist der geringste und leidlichste Schaden den es uns anthut/ daß unsere Tugend müssig bleibt/ uñ wegen der Neider nichts zu Werck richten kan.

Diese lasterhaffte Gemüts-Bewegung so sich bey andern befande/ hielte Clodion **auf / daß er nicht über den Rhein konte/ so bald man sahe / daß er drüber setzen wolte / entschloß man sich ihn anzuhalten.**

IV. Warum Leute/ die gleiches Stands und Glücks/oder aus einem Land sind einander neiden.

Allein diese Gorgon des Neids machte/ daß er still stehen muste / diese Zauberin lähmte ihm alle Glieder. Die Wenden/ Alaner, Hunnen, Gothen und Sarmates, nebst andern Völckern/ die von Mitternacht/ gleichsam als reissende Löwen / die sich ihrer Bande entrissen / auf das Römische Reich loß giengen/ dachten/ es wäre nicht zu leiden/daß ein Francke sich zum

Römischen König machte/ weil sie nur der Römer Sclaven waren. Sie schämeten sich/ daß sie einem ihres gleichen dienen solten; so gar/ daß sie lieber unter frembden Joch verschmachten wolten/ als die Kron auf eines Einheimischen Haupts sehen. Die Mißgunst schleicht sich nur bey Leuten ein die in gleichem Glück stehen; man kan in Franckreich leiden/ daß Cæsares zu Rom herrschen / daß Persien unüberwindliche Beherrscher habe; aber in unserm eigenen Lande kan man nicht leiden / daß Leute nur mittelmässiges Stands zu Ehren kommen. Wir wissen uns über Turquen und Sarracenen nicht genug zu verwundern/ und unterlassen doch der jenigen Heldenmässige Tugend zu verehren/ die wir in unserm Lande sehen. Was wir um und ausser unserm Land erblicken/ das setzt/ unserm Wahn nach/ unser Vortrefflichstes in Schatten / und ist weit herrlicher als dieses; was aber über unsern Häuptern schwebt/ und selbige beherrscht / das druckt und beschwert uns nur. Die Ursach dessen ist diese:

Es

Es vermögen grosse und vortreffliche meriten, wann sie weit von uns entfernt sind/ unsere Gering- und Nidrigkeit nicht so wol unsern Augen zu entdecken/ als wo sie uns nahe sind; alsdann zeigen sie uns erst solche klar/ und messen sie gleichsam genau gegen einander ab. Ist derowegen kein Wunder/ daß wir nur die jenige Tugenden gemeiniglich ehren/ die unserm Leben und Wandel nichts vorrucken/ und daß wir so gar ungern die erkennen und nach Schuldigkeiten ehren/ die uns verdrüßlich und beschwerlich fallen/ wann wir sie mit den unseren vergleichen.

Ob nun schon die überziehung so vieler Völcker/ die Clodions Ehre mit mißgünstigen Augen anschauten/ ihn hinderte über dem Rhein etwas vorzunehmen/ so war jedannoch seine Sorge nicht/ wie er das Haar aufkrausen/ oder nur das Leben hinbringen möchte; Sondern er arbeitete an der wiewol noch unsichtbarn Monarchie/ die er im Gemüth führte/ er be-

dachte sich/wie er Länder/ die sich so weit als sein muthiges Hertz er-streckten/ gewinnen möchte.

V. Ein Kluger setzt sich nie zur Ruh/sondern ist immer beschäfftigt.

Ein Fürst ist nie allein/ noch müssig; in seinem Gemach hat er allzeit seine Klugheit; und in der Ruh das Nach-dencken bey sich. Es ist wol ein recht edler Müssiggang/ wann man künffti-gen Victorien nachsinnet/ und ohne Vergiessung eines eintzigen Bluts-Tropffens/ Soldaten/ die noch nicht gebohren sind/ erlegt. Ein solcher Herr weicht nicht einmal vom Thron/ und geht doch die gantze Welt auf ei-ner Landkarte durch; da nimmt er bald Plätze ein/ die an seinen Grentzen stehen; bald beschiest er Städte/ die seine Armeen aufhalten; ja er gewinnt so viel Schlachten/ so viel gute medi-tationes er führt. Wer die Art und Weise zu Siegen erfindet/ ist des Siegs wol wehrt; es erwirbt die Klugheit so viel Triumph/ als sie heil-same Rathschläge an die Hand giebt. Und so man wärender Friedens-Zeit

be-

bemüht ist / so ruhet man hernach mitten in der Kriegs-Arbeit desto besser.

Der Löwe ob er schon in seinem eisernem Gefängnus in Ketten geschlossen; ist dannoch nicht gantz und gar gefangen / der Hals liegt zwar im Zwang / aber der Muth ist frey. Dieses generose Thier jagt seinẽ Hüter selbst / der es anbindet / eine Furcht ein / und weiß durch einen eintzigen Blick den Hochmuth derer / die an diesem seinem Zwang ihre Augen erlustigen / niederzulegen und gleichsam zubestraffen.

VI. Ein behertzter Muth schwebt in steter Ungedult / und kan der Gelegenheit / sich durch tapffere Thaten hervor zu thun / kaum erwarten.

Diß ist wol eine recht eigentliche Abbildung unsers jungen Monarchen; er möchte vergehen vor Zorn / wann er sieht / daß er von denen Händen aufgehalten wird / die ihn doch nicht ein Mal anrühren; er wird gantz schamroth / wann er erwegt / daß ihn nur ein wenig Wasser des Rhein-Flusses

gleichsam eingeschlossen hält. Das schöne lange Haar so sein Haupt zieret/ dient seinem Hertzẽ zur Aufmunterung; in dem es ihm gleichsam mit stummer/ aber durchdringender Stimme sagt: Clodion, der diß Haar trägt zum Zeichen seiner Freyheit / solle solches entweder abschneiden / oder sich dem knechtischen Zwang entreissen; dann wo er nur an den Haaren wächset / so werde seine Grösse so schwach als überflüssig seyn; ja er werde niemals ein König der Francken oder freyen seyn / so lang diese werden in Zwang und Banden bleiben. Mit einem Wort / es müssen entweder seine Feinde den Kopff/ oder er seine schöne Haar/ das ist die Freyheit verlieren; es erfordere die höchste Nothdurfft/ daß er entweder als ein Löw überwinde / oder sich als ein unvermögendes Schaf scheren lasse. Sein Hertz führt etwa / ihn in solchem Unterfangen noch mehr anzufrischen/ dieses an: Er könne ja leichtlich den Knopff gar zerreissen / den der Vater schon loß gemacht habe / und brauche es ja nicht so viel Macht über

einen

einen Fluß zukommen / als man Gedult müsse haben / wann man unbeweglich daran hafften und nicht wieder rucken wolle.

Die Schaam / mit einem grossem Bart geziert / und dannoch nur halb frey seyn / verursacht / daß unser Fürst sein Leben dem blancken Stahl der Gallier darbietet. Er will lieber einen freywilligen Tod als ein in stetem Zwang stehendes Leben erwehlen; dann er hält sein Leben vor kein Leben / so er nicht herrscht; weil die Kron eines Monarchen gleichsam der Geist ist / der ihm das Leben erhält.

VII. Es ist ein jeder Mensch ein Sclav seiner Passionen und affecten.

Solten wir nicht bey jetzigen Zeiten / da ich diß schreibe / entweder alle Könige / oder alle Schaam voll seyn; es ist ja wol das Haar nie länger / die rechte Freyheit aber nie kürtzer und geringer gewesen. Es hat jedweder unter uns Haar übrig genug zu zwölff Fürsten / aber auch unordentlicher Gemüts-

Regungen gnug zu einer gantzen Kette voll Sclaven. Das Gemüth liegt in den Fesseln der Furcht und verliebten Gedancken / da unsere Freyheit über der Halskrause und unter dem Hute schwebt. Wir tragen das Zeichen der Königlichen Freyheit auf dem Kopff / aber die Knechtschafft der in Fessel geschlagenen Sclaven im Hertzen; und gleichwol ist es offtmals so leicht eine böse Begierde zu überwinden / als etwa ein überflüssig Haar abzuschneiden.

Da steht nun unser Kriegsheld in dem Land Tongre, es kommt ihm da kein Feind zu Gesicht / den er nicht schlägt; keine Stadt wird angegriffen / die er nicht bezwingt; nun verwechselt sich sein Nachsinnen und die Anschläge so er in Teutschland geführt / in eine nachdrückliche Würckung / in Brabant und Holland. Da richtet sein Degen zu Werck / was sein Gemüth zuvor ausgedacht hatte.

VIII. Wann man die Sach nicht zu Werck richtet der man nachgesonnen/ so ists nur ein Traum und leere Einbildung gewesen.

Ein Fürst der sich daran genügen läst/ daß er bloß was Grosses wünsche/ oder nur großmütige Gedancken zu Sinne fasse/ der läst an statt guter Exempel/ der Nachkommenschafft nichts als artige Träume nach sich. Er muß mit seinen Anschlägen auch zuweilen ausser dem Gemüth treten/ wiedrigen falls wird er nur mit seiner Einbildung Krieg führen/ und über niemand anders triumphiren als über seinen fantastischen Sinn/ der sich viel einbilden und nichts zu Wercke richten kan. Was im Cabinet überlegt worden/ muß sich hinaus ins Feld machen; der Arm muß des Hertzens Minister seyn; auf kluge Anschläge müssen tapffere Thaten folgen/ und man die Feinde spüren lassen/ daß nicht allein die Gedancken/ sondern auch die Thaten kühne seyn. Aus denen tieffsinnenden Grüblern/ die aus ihrer Kammer eben so weit als die Schild-

krote aus ihrer Schalen kommen/werden keine Uberwinder. Sie werden nimmermehr eine schöne Gestalt überkommen/wo sie allzeit auf ihrem Thron hocken bleiben. Das rechte Leben eines Monarchen besteht in lauter Thun; wann er müssig geht / so ist er schon halb tod / und mag man so wol an die Thür seines Palatii, als auf seinen Grabstein diese Schrifft einhauen:

Steh Leser/ und bewundre den Pallast/
Der seinem Printzen ist zum Grabe worden;
Die Faulheit bringt ihn in der Toden Orden/
Und wañ er schon am Fieber nicht erblast.

Clodion liesse sich disseits Rheins kaum sehen/ so jagte er andern schon eine Furcht ein.

IX. Die Sach kühnlich angefangen / ist halb überwunden.

Es konte den Römern unentfallen seyn / daß er einen solchen Vater gehabt/der ihn gelehrt wie er überwinden solle. Es schossen lauter Blitzen aus seinen Augen; und die Hand führte den Donnerstreich; das eine machte/ daß man ihn sahe / das andere/ daß

man ihn fürchtete. Den jenigen wieder zuruck zutreiben/ den man nicht abhalten können/ war sehr schwer/ und urtheilte männiglich gar wol/ daß man/ wo man ihn wieder in Teutschland jagen wolte/ über zwey Flüsse zusetzen hätte/ deren der eine von Wasser/ der andre von Blut seyn würde. Der klügste Griff eines Uberwinders ist/ daß er in Gegenwart des Feinds sich beherzt zeige/ dann es bringt den Feind nichts mehr und eher zum weichen/ als eine feste und entschlossene Mine; er ist durch einen hertzhafften Blick schon halb überwunden. Man fängt mit einem unverwendetem Anblick an den Feind zubezwingen/ und gelingt so dann der ersten Kühnheit alsobald/ daß sie obsieget. Dann es ist mit der Furcht nicht wie mit andern Gemüths-Bewegungen beschaffen; der am wenigsten furchtsam ist/ jagt andern die meiste Furcht ein. Die Furchtsamkeit ist eine Tochter/ die von der Hertzhafftigkeit der Tapffern/ und dem niedergeschlagenen Gemüth der Schwachen erzeugt ist: Sie artet gleichwol ihrem

Va-

Vater in nichts nach / sondern empfä-
het ihr gantzes Wesen von der Mutter /
der sie hernach zur Belohnung den
Tod verursacht. Wann die Furcht
eine generose Gemüths-Neigung wä-
re / wolte ich sie vor eine Löwin halten /
die der Mutter Ingeweide verzehrte;
weil sie aber unvermögend und gleich-
sam undanckbar ist / so sag ich / sie sey
wie eine junge Natter.

Der Stadthalter in Gallia, da er sahe / daß alle seine Legiones nicht mächtig genug wären den Francken zu wieder stehen / bewarb sich um ein Mittel / wie er ohne eintzigen Streich überwinden / und seinen Feind ohne Mord und Todschlag dannoch erlegen möchte.

X. Die wahre Freygebigkeit giebt / was sie wol vor sich behalten könte.

Es hatten die Alaner, Wenden / Schwaben und Burgunder / die Länder auf welche Clodion ein Aug geworffen / bereits angefangen zu plündern / dessen bediente sich der Stadthalter zu seinem Vortheil. Dann da er sahe / es sey ihm unmöglich solche zu-

be-

behaupten / schenckte er sie ihnen / und machte solcher Gestalt aus einem unvermeidlichen Verlust / dem Ansehen nach / eine Freygebigkeit. Es ist grosse Ehr und wenige Bemühung dabey / wann man eine Magnificenz ausübt / die einem nichts von dem verringert was man besitzt / und die / ohne daß sie aussern Gütern das geringste entziehet / uns den Tugend-Ruhm der Freygebigkeit erwirbt. Der jenige Freygebige so einem seine strittige Erbschafft überläst / schenckt dem nur einen process, dem er einen grossen Gefallen zu thun vermeint. Wanns aufs höchste kommt / so macht er ihn an Titeln und Briefen reich; dann er kan ihm nichts als Papier und Dinten zur Versicherung geben. Es ist gar ein böß præsent um ein Schaf das der Wolff im Rachen hält; man muß sich befürchten / man werde seine Beute nur grösser machen / in dem mans vermindern will; man werde einen Menschen verliern / und dabey nicht einmal ein Thier bekommen. Die Drachen so über verborgenen Schätzen sitzen / können sich

glei-

gleicher Gütigkeit gebrauchen; aber es hat ihnen der Geld- und Ehrgeitz des Schatzgrabers nur diß zu dancken/ daß sie schwach und furchtsam sind. Sie lassen sich nehmen was sie nicht halten können; ihre Freygebigkeit kommt von ihrem Unvermögen her; wären ihre Klauen besser bestellt/ so würde ihre Höfflichkeit gar gering seyn/ und sie den Schatzgraber nicht viel lassen weg tragen.

Stilico da er nicht genugsamen Widerstand leisten konte/ schenckt er den Barbarn das/ so er gegen die tapffern Francken hätte mit dem Schwerd behaupten sollen; so bald er nur Clodions Ankunfft vermerckt/ so kommt ihn gleich die Freygebigkeit an/ die gefaste Furcht that ihm gleichsam das Hertz erweitern andern guts zu thun.

XI. Ein Regent muß seine Furcht wissen zu bergen.

Wann ein Stadt in verzweiffelt-schlimmen Zustand gerathen/ so zeigt jedannoch der Regent (wo er anders ein

ein kluger Regent seyn und heissen will) nie seine Schwachheit und innerstes Anliegen gantz heraus; ist ja dem Untergang nicht zu entgehen/ so ist besser/ es geschehe durch Verwegenheit als durch Zaghafftigkeit; dann die Verwegenheit siehet gleichwol der Hertzhafftigkeit noch in vielen ähnlich/ aber die Zaghafftigkeit kommt gemeiniglich aus einem niedergeschlagenen knechtischen Gemüth her. Je geringer die Macht ist zu wiederstehen/ je grösser soll der Muth seyn; es richtet bißweilen ein eintziger Mensch mit einer frischen Mine mehr aus als eine Million bewaffneter Leute. Dann ob schon die kluge und scharffsinnige dieser Verstellung zuweilen auf den Grund sehen/ so lassen sich doch die jenige/ welche so scharffe Augen nicht haben/ ihrer Partey zu Lieb gern betriegen/ und sehen diese kluge Verstellung vor eine warhaffte Festigkeit des Gemüts an. Wo das Haupt in Furcht stehet/ da wird die gantze Armee zaghafft: Gleich wie hingegen jenes Hertzhafftigkeit/sie sey nun in der That so/oder nur

er-

erdichtet / diese zugleich muthig und munter macht. Darum wars von dem Römer eine grosse Klugheit / daß er den Hunnen und Wenden willig überliesse / was die Francken ohne das zu sich gerissen hätten. Dann dadurch gab er vielmehr seine Freygebigkeit / als daß ihm der Muth entfallen / zu erkennen; und kunte man davor halten / daß diß Verfahren mehr aus klugem Rath herkomme / als ein Zeichen seiner Zaghafftigkeit sey. Wiewol er dannoch mit diesem Griff mehr auf den Nutzen als auf die Ehr des Reichs sahe; sintemal er den Untergang einer dieser beyden Parteyen hierdurch suchte / in dem er die andre schwächte; und die Francken wolte überwinden durch die Menge dieser Barbarn, die Barbarn aber hernach durch ihre eigene abgemattete Kräffte. Hat derowegen das Schencken dessen das man nicht behaupten kan / zum wenigsten einen Schein der Freygebigkeit; und nutzt oft ein wol eingerichteter Verlust mehr / als wann man sich viel erwirbt.

Clodion schickt sich zur Schlacht /

und die Römer rüsten sich ihm zu wiederstehen.

XII. Schmeicheln bringt zuweilen grossen Nutzen.

Der nachdrücklichste und beste Grund/dadurch sie aufgemuntert worden/ war zweiffels ohne dieser:

Wollet ihr dann/ihr tapffere Völcker/ zulassen/ daß eine Rotte Rauber rechtschaffene Kriegs-Leute trotze? Und daß Kerl/ die an Haaren und Hertz/ Weibern gleich/ uns die wir halbe Götter sind/ aus Gallia sollen verjagen? Habt ihr schon vergessen/ daß das Glück der grösten Monarchen der Erden niemals etwas anders als euren tapffern Muth gewichen ist/ und daß die Käyser/ weil unmöglich war sie unter eurem Joch zu sehen/eure Gesellen und Bundsgenossen worden? Ich muß gestehen/ daß ich als ein Römer/ mich fast schämen muß/ wann ich vernehme/daß wir/ die vormals eure Beherrscher gewesen/ nunmehr euch unterworffen sind; ich sehe nicht ohne Wiederwillen/ wie die über so manche Völcker triumphirende Legiones vor eu-

euren Waffen sich schmiegen / es sey nun geschehen aus Furcht/ daß sie solche nicht etwa kosten möchten / oder aus freywilligem Verlangen/sich ihnen zu untergeben. Die Siegs-Zeichen/ so unsere Königliche Vorfahrer von denen entlegensten Orten der Erden haben hergeholt/ werffen mir gleichsam die Schande vor/ daß eure Nachbarn uns die Siegs-Palmen aus den Händen reissen/ und zwar mitten in unserm Reich / und im Schoß unsers Vaterlands. Ich hab mir eingebildet/ ihr hättet um keiner andern Ursach willen den rauen Nord verlassen / als daß ihr Italiens Ruhm erweitern woltet/ und würde nunmehro Rom / weil es euch zu Bundsgenossen hat/ sich in seine vorige Herrlichkeit setzen können. Aber nach dem ich sehe/ daß eine Hand voll elender Teutschen uns suchet auszuplündern/ sich mit dem erzwungenen Raub zubekleiden; und wir anfangen / die so wir ausrotten solten/ zu fürchten; so ist mir fast das Leben selbst verdrüßlich und unerträglich/ weil ich es mit Ehren weiter nicht fortführen

LS

ren kan. Ich faß mir zwar einen Trost/ und stell mich zu frieden/ wann ich bedencke/ daß ihr auch uns überwinden können/ ich liebkose mir selbst/ wann ich euch unsre Brüder nenne: Aber ich möchte vergehen/ wann ich erwege/ daß wir anfangen der Francken Sclaven zu werden. Es ist wahr/ ich muß gestehen/ ihr tapffere Soldaten/ daß ich euch durch meine Furcht höchlich beleidige; massen unsere besorgende Schande nirgend anders her entstehen kan/ als wann ich in eure Hertzhafftigkeit ein Mißtrauen setze. Drum bitt ich euch wegen dieses Irrthums um Verzeihung/ ich bitt aber auch um Straff und Rache wieder die Freveler; die lieber sterben/als euch vor Herren erkennen wollen; sie sind so eitel/ daß sie gar euren Händen zum Opffer werden wollen/ und sich nicht begnügen lassen mit der Ehr/ daß sie eure Vasallen blieben. Ihr Tod und Untergang wird euren Nachkommen den Besitz Galliæ recht versichern/ unsre Weiber von ihrer Vergewaltthätigung erretten/eure Religion befreyen

von

von ihrem gottlosen Wesen / und verhüten / daß eure Ehre durch ihre Schmach nicht geschändet werde. Falls ja ihr euch nicht entschliessen wollet selbst mit ihnen zu schlagen / so gebt doch zu / daß eure Knechte sie züchtigen.

Diese schöne Schmeichel-Reden des Römers / welche denen armseeligen Leuten von lauter Ehr und sonderbarem Nutzen schwatzten / munterten sie so wieder die Francken auf / daß sie sich entschlossen / alle zugleich zu sterben oder zu überwinden.

Die Francken kunten wol ums Leben / aber nicht um ihre Hertzhafftigkeit kommen; machten sich also zu einem ruhmwürdigen Tod bereit / wann sie ja mit Ehren sich nicht in die Flucht machen dörfften.

XIII. Man ficht viel tapfferer / wann man sich verthätigt / als wann man andere angreifft.

Es wird nicht bald ein Soldat zu finden seyn der nicht tapffer ficht / wann es ihm an das Leben geht. Wann man

man das Vaterland beschützen muß/ da ficht ein Mann so gut als sonst zwey. Und das ists warum im Evangelio dem Feind der zwantzig Mann anführt/ nur zehn entgegen gestellt werden / in dem præsumirt wird / es sey mehr Krafft und Tapfferkeit in dem der das Seinige verthätigt/ als in dem der nur seiner Hoffnung zu lieb krieget. Wer seine Wohnung stehen läst/ kehrt dannoch wieder zuruck darein / wann er keine bequemere antreffen kan; aber der jenige den man aus seinem Haus vertreiben will / erwehlt viel lieber sein Leben allda zu lassen/ als nicht versichert zu seyn/ daß er allda in Ruh zu leben habe. Es ist das Vaterland eines jeden Menschen gleichsam sein Centrum und Ruhpunct / dann darinn wohnet und ruhet er; es ist sein Magnet / weil es ihn stets an sich locket; und bleibt allzeit etwas in unserer Geburts-Stadt und Vaterland das anderer Orten nicht zu finden; so weit man sich davon entfernt / so weit entfernt man sich von dem Leben oder dessen Annehmlichkeit.

Clodion weicht vor der Macht seiner Feinde; es unterdruckt ihn aber vielmehr ihre Meng als der Muth; sie überwinden/ nicht weil sie tapffer/ sondern weil ihrer viel sind. Das Blut so die Francken in Gallia vergossen/ hat daselbst solche herrliche Siege hervor grünen machen / die wol nimmermehr werden untergehen.

XIV. Das Weichen im Krieg ist höchst rühmlich/ wann es das eintzige Mittel ist dem Verderben zuentgehen.

Eine kluge retraite und Zuruckweichung im Krieg ist besser als hartnäckiger Wiederstand; der jenige folgt dem Sieg nach/ der zu rechter Zeit zuruck gehet; hingegen laufft der dem Tod in die Arme / der zur Unzeit festen Fuß hält. Es ist ein grosser Unterschied zwischen einer unordentlichen Flucht und dem Zuruckweichen; massen dieses die vor ihm hergehende Ehr gleichsam stetig im Gesicht hat/ jenes aber sie weit hinter sich zuruck läst. Der jenige so sich reterirt hat noch im Sinn zu überwinden/ aber der so fliehet trachtet

nur

nur das Leben davon zu bringen. Die Noth ist das Härteste / aber doch das billichste Gesetz auf Erden; und ist zwar der jenige unglückseelig / der ihme unterworffen seyn muß / handelt aber sehr klug so er ihm gehorcht. Wann man den Lauff der Sachen nicht ändern kan / muß man ihm folgen. Wer wieder den Strom schwimmt / der ertrinckt: Hingegen was schwach / ist nicht nur allein bequem zum Brechen / sondern auch zum Biegen. Man weis nicht allein / daß hertzhaffte Leute sich dem Fall grosser Berge entrissen / sondern daß sie auch drunter geblieben. Es können allein die harte Felsen / und die etwa von Felsen harter Hartnäckigkeit sind / den Sturm der Ungewitter aushalten.

Muß man also den Tod behertzt angehen / wo er unmöglich zu vermeiden ist; wo man ihm aber ohne Schande entrinnen kan / so fliehe man ihn / wiewol ohne Furcht.

Nach dem sich nun die Francken auf so löbliche Weise zurück gezogen / setzten sie sich jenseit des

Rheins die Barbarn und Römer aber disseit.

XV. Wer mit dem Himmel nicht wol steht/ der geht in seinem Thun nur Krebsgängig.

Die allerbeste und nutzlichste Allianz läst sich mit der Klugheit schliessen / sie wird an ihrer Partey nie bundbrüchig / und verläst sie nie in der Noth; befind sie sich starck und mächtig/so braucht sie ihrer Macht wol; ist sie an Kräfften schwach / so hält sie selbige zu Rath. Ihr gantzes Verfahren ist weder Zaghafft noch frech oder verwegen; steht sie in Glück/ so weiß sie sich zu mässigen; druckt sie das Unglück/so hält sie standhafft aus. Sie weis der Feinde Macht geschicklich zu zertrennen/ damit sie sie schwäche / oder anzureitzen/damit sie sie überwinde. Der Stadthalter in Gallia schenckte weg was er nicht behaupten konte / und behielte hingegen die jenige an sich die er nicht zuvertreiben vermochte; durch dieses Verfahren erwarb er sich den Namen und Ruhm eines Verständig- und Wolthätigen; gleichwol aber mangelte

endlich dieser seiner Klugheit / wie gut sie sichs vornahm / der glückliche Ausgang. Er war bemüht die Barbarn anzufrischen / daß sie Galliam verthätigen solten / diß gelung ihm; er gedacht die Francken zu ruiniren / und nebst ihnen auch die jenige durch welche er ihren Untergang suchte / aber dieser Anschlag gieng ohne Frucht ab. Den Römern mangelte es nicht an politischer Klugheit / sondern an Tugend; darff man sich also nicht verwundern wann der Anschlag besser gewesen als der Fortgang. Es haben die jenigen Bäume welche die Siegs-Zweige hervorbringen / mehr als alle andere Gewächse den Tau des Himmels von nöthen / sollen sie anders Früchte bringen. So bald die Welt-Bezwinger anfiengen die wenige Frommheit / so sie hatten / aus den Hertzen zu lassen / entzog ihnen GOtt auch die Belohnung des Siegs / als dessen sie nicht mehr wehrt waren. Wie ist doch GOtt so gutthätig / daß er auch denen offt nur zum Schein Tugendhafften ein gantzes Reich schencket. Aber wie erscheint

im Gegentheil seine Gerechtigkeit so starck daraus/ daß er solches denen Lasterhafften wieder entziehet.

Unser Clodion, dessen Muth so viele Feinde nicht bezwingen kunte/ fand an seiner Gemüts-Bekümmernus einen weit mächtigern Feind; er sahe mit höchster Ungedult/ daß die Meng und Anzahl die Tugend überwand/ und er vielmehr aus allzu grosser Mattigkeit/ als wegen der Hertzhafftigkeit seiner Feinde muste unter liegen.

XVI. Die Schwachheit ist nicht so sehr Scheldens wehrt als der Unverstand.

Ein genereuser Mensch/ empfindet in seinem Gewissen so viel Vorwürff/ wann er muthwillig nicht gesiegt hat/ als wann er überwunden worden; dann gleich wie das letztere Unglück ihm seiner Schwachheit überweist/ also giebt das erste seinen Unverstand zu erkennen. Der so den Angriff thun will/ mus zuvor seine Macht wol überlegen/ ehe er andere in Harnisch bringt/ wiedrigen falls wird er doppelt überwun-

wurden/ erstlich durch seinen Ehrgeitz/ das andere mal durch seinen starcken Wiedersacher. Doch ist gleichwol die Schande grösser/ wann der Sieg einem nicht gelingt/ als der Schade/ so man geschlagen wird / dieweil ja weit schändlicher ist/ wann man den Lastern muß nachgeben / als wann man vor der Tugend weicht; und der Vorwurff grösser ist/ wann man sagen kan/ daß einer unvernünfftig gehandelt/ als wann er unglücklich gewesen. Man kan das Unglück eines Menschen wol entschuldigen / aber sein unbesonnen Verfahren leidet keine Entschuldigung; dann der unglückliche Fall kommt von des Leibs Unvermögen her; aber die Unbesonnenheit von der Schwachheit des Gemüts.

Clodion ließ sich dieses Unglück sehr zu Gemüth gehen / gleichwol unterwarff er sich ihm nicht gantz und gar; und wurde also durch den Sieg / damit er seine Unlust überwand / viel herrlicher / als wann er ein gantzes Reich eingenommen hätte.

XVII. Wer seine affecten bemeistern kan / der hat seinen grösten Feind überwunden.

Ein Frantzösischer Monarch muß allein so viel Hertzhafftigkeithaben/ als seine Feinde/ wann er etwa einmal einer mächtigen Armee weichen muß / so muß doch sein Muth nie dem Glück weichen. Gesetzt es bekümmere sich ein edles Hertz über einem Anschlag der mißrathen; gleichwol kan sich seine Klugheit wieder erholē/ ob sie schon einmal übereilt worden. Es wird zwar von einem klugen Mann erfordert/ daß er zuvor sehe / was natürlicher Weise einem Anschlag kan hinderlich seyn; aber dazu ist er unverbunden / daß er müsse errathen/was sich/allen vernünfftigen Schlüssen nach/ nie begeben solte. Wer hätte sich eingebildt/ daß die Gothen und Wenden sich solten lassen von denen hintergehen/ die sie schon einmal betrogen hatten? Es war ja ohn schwer zu ermessen/ daß die Römer mehr darauf zu sehen hätten / wie sie selbige ausrotten / als wie sie sie bereichern möchten; und daß man ihnen nur zu dem

End

End Galliam in Besitz gab/ damit man sie aus Italien jagen möchte.

Es war schwer die Francken über einen Hauffen zu werffen/ und nicht mit zu fallen / und gar glaublich/ daß die Römer sich beyder Fall zu ihrem Aufnehmen bedienen würden. Auch brauchte es so grossen Verstand nicht zu ergründen/ daß Stilicon gern wolte Erb-Herr/ und nicht Bunds-Genosse seiner Associirten seyn; und er sie nur zu dem End antrieb / damit er sie ins Spiel bringen möchte. Im übrigen hatte es ja vielmehr das Ansehen/ daß Clodion die Wenden würde zu Freunden haben/ als zu Mitwerbern um das Reich; massen sie auch in eben dem Vorhaben stunden/ den Hochmuth ihrer Uberwinder zu straffen / und den vielen Völckern abgedrungenen Raub wieder zu holen.

War also Clodions Urtheil und Anschlag zwar gut/ der Entsatz aber von andern schlecht; er wurde durch anderer Thummheit und Arglist/ nicht von seiner ambition betrogen.

Diese und dergleichen Erwegun-

gen stellen unsern jungen Fürsten noch etwas zu frieden/ aber gäntzlich können sie ihn nicht beruhigen; er läst zwar geschehen/daß die Vernunfft seine Kümmernus verringert/ aber daß einige Gewalt ihn gäntzlich übermannen soll/ kan er nimmermehr geschehen lassen. Bleibt also nicht dabey/ daß er sein Unglück beklagt/ sondern sieht wie ers wieder hereinbringt/ davor haltend/ es sey doch kein ander Mittel sich zu überwinden übrig/ als daß er seine Feinde überwinde.

XVIII. Es ist ein Glück/ bißweilen in Unglück kommen.

Es ist zu weilen Gewinn bey dem Verlust/ dann die Schande und Unlust des Gemüts treiben ein Hertz viel hefftiger an als das blosse Verlangen. Ein wiedriger Fall ist bißweilen der Lehrmeister/ und lehret uns eben in dem er uns unsere Schwachheiten zeigt/ wie wir uns dagegen befestigen sollen. Wer nicht gefallē ist/schwingt sich nicht empor/ und geht mancher ehe nicht geschwind

schwind biß er einmal gestolpert. Der Schwere wird so dann leicht / und der Träge munter; und ist das Fehlen gut/ wann man sichs kan zu Nutzen machen. Einen Weg merckt man nie besser/ als wann man einmal irre gangen ist. Uber diß so weiß man aus der Erfahrung/ was es vor Macht braucht einen zu überwinden / diese Erkandtnus und Wissenschafft nun/ hält uns entweder ab / daß wir uns nicht vermessentlich wagen/ oder sie macht doch/daß/ so wir frisch angreiffen/ solches nicht blind und thummkühn geschiehet. Wann man den Wiederstand empfunden/ wendet man so dann mehrere Stärcke an; wo man aber den Feind vor schwach hält / so bildet man sich ein / man sey übrig starck genug; diese Einbildung nun / macht unser Hertz weich/und steifft hingegen den Feind nur in seinem Vorhaben. Kurtz/die genaue Nachricht von des Feindes Macht verstärckt die Unsrige.

Es vergiengen gantze zehn Jahr biß die Uberschwemmung der Völcker/ so die Francken zuruck hielte/

gleichsam in etwas verflossen war.

XIX. Was vor Gefahr bey der Ubereilung sey.

Es ist nicht genug daß der jenige beherzt und sonst nicht ohne Tugenden sey/ der etwas unterfangen will/ man muß auch der Gelegenheit erwarten/ sein Vorhaben zu Werck zu richten. Es hat der Geist so wol seine Mißgeburten/ als der Leib; wann er gar zu sehr eilt/ so abortirt er; und laufft/ an statt eines glücklichen Erfolgs/ alles auf einen vergeblichen Conatum hinaus. Ja man siehet offt genug daß/ gleich wie eine unzeitige Geburt ihren Ursprungs-Ort zu Grund richtet/ also auch diß dringende Eilen/ da man meint es geschehe nichts/ wann mans nicht geschwind verricht/ endlich nichts nach sich ziehet/ als die Reu einer solchen generosen Unbedachtsamkeit. Der Arm so in die Lufft schlägt/ ermüdet sich an diesem leeren Dinge/ vielmehr daß nicht wiederhält/ als wann er einen Wiederstand allda fände/ in dem der Streich wieder zuruck auf ihn selbst fällt.

fällt. Was seinen Druck anhält/ das besänfftigt ihn nur/ und ob wol der harte Wieder an den Streich stösset/ so erhält er ihn doch zugleich. Gleich wie nun sein in die Lufft schlagender Arm nicht nur müde wird/ sondern sich auch verrencket/ also ruinirt sich der Verstand allzeit/ wann er sich vergebens bemühet; wann ein Vorhaben einmal mißlungen/ so ists ihm dadurch das andremal verleidet worden. Das Mißtrauen so er in seine Macht setzt/ zieht ihn allzeit zuruck/ daß er sich nicht gern wagen will; und weil er besorgt/ es werde nicht von statten gehen; ist er entschlossen/ lieber nichts anzufangen. Der jenige/ so seine Macht nur zeigt/ läst sie aber nicht triumphiren/ lehrt seinen Feind nur wie er ihn schlagen soll; uñ verdeckt einen solchẽ General die Erkandnus dessen/ was er auszurichten vermag/ das Unglück so ihm begegnen kan.

Man sagt/ Clodion sey die gantze Zeit/ dieser zehn Jahr/ mit seiner Armee an dem Rhein stehen blieben/ und habe allda den Küriß an statt des Kleids gebraucht. Es

hätten die Geschichtschreiber kein annehmlichere hyperbolie finden können/ damit sie sein munter und muthiges Gemüth abbildeten.

XX. Es steht einem Kriegs-Mann nichts schöners an/ als seine Waffen.

Tapffere Helden haben allzeit davor gehalten/ daß der Degen/ den sie in der Hand halten/ ein Stück ihres Leibs/ und der eiserne Harnisch gleichsam ihre Haut sey. Die jenige/ so diß köstliche Kleid nicht anziehen/ haben nicht nur die ungestümme Lufft sondern weit grösser ungemach auszustehen. Einer der unter den Waffen schwitzet/ wird weder am Leib noch am Gemüth erkalten; die Wolle und Seide zieren/ und verwahren zwar den Leib; aber das Metall so härter ist/ und auch schöner steht/ erwärmt und zieret die Seele. Das Fleisch erstarret offt unter dem Tuch und Leinengewand; aber das Hertz ist unter dem Eisen allzeit unerschrocken; dann das jenige/ so es hart machet/ beschützt es auch/ und deckt die Hertzhafftigkeit auf/ in dem es das Hertz und die Brust zudeckt. Wie

ist doch ein Helm so ein schöner Castor, was vor ein kostbar Kleid ist es/ um einen Brustharnisch! Dieser Schmuck gehört zwar nicht vor die Weiber; es braucht ein recht Manns-Hertz das ihn tragen will / sonst erdruckt es vielmehr als es verthätigt.

Nach dem nun unser Monarch so lang auf die Gelegenheit gewartet/ geht er mit seinem Volck endlich wieder über den Rhein/und da muß ihm nun alles weichen/ was sich wiedersetzen will; alles muß zu Grunde gehen/ was ihm vorkommt. Die Völcker so ihrem Anlauff sich entgegen stellen/ werden gewaltsamer Weise abgetrieben; die jenige aber so sich vor ihnen demüthigen / werden mit aller Sanfftmuth empfangen.

XXI. Ein rechtschaffen behertzter Mensch schämet sich / wann er ohne Wiederstand überwinden muß.

Der Blitzschlag zerschmettert alles was wiederstehet / aber dem / so sich schmüget und nachgiebt/ thut er nichts. Seine Flamme ehret und krönt gleichsam

sam das jenige so seinen Streich nachgiebt und sich vor ihm demüthigt. Also zieht auch ein wackerer Mensch nicht bald den Degen gegen den jenigen/ der unbewaffnet ist; kein gewisser Mittel ihn zu überwinden ist/ als das jenige/ daß man ihm nicht wiedersteht/ es kan ihn sein eigen Mitleiden viel eher bezwingen als frembde Macht: Die Höfflichkeit bringt ihm die Waffen viel eh aus der Hand als die Rebellion und hartnäckiges Wiedersetzen. Wie viel sieht man hingegen der jenigen die sich grosser Tapfferkeit rühmen / wann sie Armseelige die ihnen zu Fusse fallen untertreten/ die die jenigen umbringen so ohne dem halb tod sind. Sie haben das Hertz nicht/ daß sie Hand an ihren Feind legen/biß er sie auf den Knien um sein Leben anflehet; so bald er ihr supplicant wird / muß er ihnen sterben. Ihre Faust ist unüberwindlich / weil das Hertz ohne Mitleyden; und muß ihr Wiederpart schon halb tod seyn von Furcht/ wann sie sollen das Hertz fassen ihm den Garaus zu machen. Dergleichen Helden solten billich mit den

Bäu-

Bäumen Krieg führen / die haben kein Wurtzeln / und können ihnen nicht davon lauffen; und keine Hände / damit sie sich könten verthätigen. Diese generose Gesellen dauchten trefflich in einen Keller / daß sie das Fässer-Blut vergiessen könten; und solte man doch wol versichert leben / daß so man nur ein wenig sich regen und ein geräusch machen würde / man ihnen bald eine Furcht einjagen würde. Aber ein rechtschaffen Behertzter sucht da keinen Sieg / wo es ohne Schlagen abgeht; er solte sich wol aller Schmach fähig achten / wann er sich gegen Schwache oder Unbewaffnete solte armiren; was ihm keinen Wiederstand thut / davon hofft er keinen Ruhm; und achtet / es sey bey dem Treffen keine Ehr wo keine Gefahr ist. Wo er nicht befindet / daß der / so ihm wiedersteht / ihm an Macht gleich sey / mag er ihn auch nicht unter sich haben; kurtz / er achtet allein den Sieg hoch / den man ihm disputiren kan.

In dem die Francken sich durch die Einigkeit trachten zu erhalten /

zer-

zerrinnet der Römer Macht durch die Begierde groß zu werden. Und in dem der jenige so Galliam regierte/ dahin trachtet/ wie er keinen Gesellen im Regiment möchte haben/ setzt er sich in Gefahr auch keinen Unterthanen zubehalten.

XXII. Unterscheid der guten und bösen æmulation.

Ein Stadt kan keine schlimmere Kranckheit haben/ als wann das innerste und gleichsam das Eingeweide franck ist/ dann dem auswendigen kan man gleich mit Mitteln abheiffen. Wann man seinen Feind öffentlich siehet/ so kan man ihn überwinden; wann er aber in dem Schoß des Vaterlands steckt/ traut man sich ihn nicht anzugreiffen. Die gangæne giebt zu grausamern operationen dem Medico nicht Ursach als ein Einheimischer Krieg/ dann jene zergliedert den natürlichen/ dieser aber den civil und bürgerlichen Lieb. Es giebt zweyerley æmulation, eine löbliche; welche die Tugend gleichsam nehrt und erhält/ und eine Lasterhaffte/ die dieselbige unterdrückt; nach

der

der ersten bemüht man sich des jenigen das man bewundert / es nach zu thun; die andere Art aber will es gantz alleine thun; jene bewürbt sich um anderer Gesellschafft / diese will nur immer einsam seyn. Wiewol nun beyde einen Weg betreten / so ist doch der Zweck ungleich und kommt die eine endlich zur Tugend / die andere zum Laster.

Die Jalousie des Bonifacii und Stilicons beförderte den Sieg unsers Monarchen sehr; aber das üble Verhalten seiner Leute / hätte solchen bald wieder zu nicht gemacht. So bald sie sich ein wenig in einen bequemen Stand gesetzt / geriethen sie in ein liederlich Leben.

XXIII. Die Wollust ruinirt einen Uberwinder.

Ein Soldat hat keinen gefährlichern Feind als die Wollüste. So bald sie sein Hertz anrühren; so zergeht der Muth der darinnen ist. Darum weis auch ein kluges Kriegs-Haupt seiner Bequemlichkeit maß zu setzen / und besorgt immer / es möchte von dem zuläßlichen Gebrauch auf den Mißbrauch ge-

gerathen. Ich befind vor sehr gut/ daß man einem triumphirenden Soldaten zu der diät eines Menschen der lange gefastet hat / gewehne; beyde müssen sich mässigen im Essen / weil sie beyde unordentlichen Hunger haben. Wiche nicht Hannibal den Wollüsten zu Capua, der dem Schwerd der Römer nicht gewichen war? Die schändlichen Nächte dieser Stadt raubten diesen Helden allen Ruhm/ der Schlachten bey den Cannis und Trasymene, diß Leben das so viel preißwürdige erschlagene sich nicht unterfangen dörffen anzutasten / ertränckte sich selbst im wollüstigen Leben; und weil es sich nicht von einer Schüssel abreissen können/ stürtzte es sich dadurch in einen unendlichen Abgrund. Sehet so zerrissen/ ein guter Bissen/und ein Weib/ das Hertz eines Uberwinders mehr/ als alle Schwerdter in Italien. Wann der Feind in der Schlacht erlegt / so ist alsdann die Wollust der nächste Feind/ mit dem man zu kämpffen hat; wann man gegen ihm so grosse Zuneigung

zeugt

zeugt als er unsern Hertzen mit lieblichen Dingen zu schmeicheln weiß/ so ist gewiß mehr Gefahr zu erwarten/ wann man ihm folget/ als es Müh kostet ihm zu wiederstehen.

Diese Blindheit kan man einem halb Sehenden zu gut halten/ der so wol die Vernunfft als äusserliche sinnbare objecta nur halb zu Gesicht bekommt; ein Vernünfftiger aber/ der mit so guten Augen als Verstand begabt/ ist durchaus nicht zu entschuldigen/ wann er in die Fallstricke tritt die er dannoch fühlet.

XXIV. Der erste Fehler ist wol zu verzeihen.

Ein Unverständiger/ der nur einmal etwas übertrit/ ist der Vergebung noch wol wehrt: Aber wer zum andern mal sündigt/ soll billich doppelte Straff tragen; erstlich wegen des begangenen Lasters/ so dann wegen der Unbedachtsamkeit die er doch beym ersten Fehler hätte sollen ablegen.

Die allerschlimmste Beute so die Francken eroberten/ war ein schönes

nes Weibs-Bild in Gallia; der sie gefangen nahm/ward von ihr wieder gefangen; sie fesselte sein Hertz/ da er ihren Hals in die Eisen schlug.

XXV. Die Lieb schläffert Helden ein.

Die gefangene Schöne machte so viel Sclaven / so viel sie Blicke warff / ihre unglückliche Gefangenschafft schloß sie zwar in die Fessel/ aber ihre vortreffliche Qualitäten machten/ daß sie wiederum triumphirte; bey ihr hieß es Vidi Vici, so bald ich sahe/ so bald überwand ich. Und gleich wol trauete sich nicht einer von denen/ die sie bewunderten/ sie zu lieben. Ein eintziger General wagte es und begehrte sie vor sich zu haben/ als der sich allein vor andern würdig achtete sie zu besitzen. Sie wurde sein Weib / aber auch zu gleich der Anlaß seines und seiner Partey Untergangs. Unterdessen da die Francken mit der Hochzeit beschäfftigt sind / und die Wollust ihnen gleichsam selbst das Braut-Bett aufputzt / richtet ihnen Aëtius der dem Stilicon in der Regie-

gierung gefolgt / ein Blut-Bad zu. Er bringt geschwind Leut in die Waffen / schlägt unsre in ihrer Lust entschlaffene Truppen / und jagt unsere Hochzeit-Leute / daß sie in den Rhein springen müssen / daselbst ihre Liebs-Hitze zulöschen. Was richtet doch die grausame Lieb vor blutige Tragödien in der Welt an! Du sagst lauter Lust und Vergnügen zu / und bringst nur den Tod hervor? Wie sind doch deine liebreitzende Blicke / ô Schönheit / so grausam! Du erleuchtest das / so du verbrennen wilst. Wer wolte doch einen Feind nicht hassen der schmeichelt / damit er verwunde: der anlockt / damit er stürtze; und liebkoset / damit er verführe. Unser Monarch solte dem Actepomaro im Unglück folgen / weil er nach seiner Kron verlangte; und gleiche Straffe empfangen / weil er ihm an Unvorsichtigkeit gar nahe kam. Dieser alte Gallier, als er fast das Capitolium, so er bestritte / übermannt und eingenommen hatte; forderte die Römische Damen / die er seiner unzüchtigen Geilheit in seinem Sinn schon auf-

aufgeopffert hatte; man gab ihm ihre Kleider und mit denenselben ihre Kammer-Bedientinnen; aber was er sich bediente/ seine Viehische Lust zu büssen/ muste auch zugleich dienen / seine Insolenz zu straffen. Aretana die Vornemste unter diesen armseeligen Geschändeten/ löschete mit dem Leben seine Brunst aus; die Römer thun drüber einen Ausfall ins Lager der Gallier, finden sie allda von Schlaff und Lieb schon halb tod/ und geben ihnen so dann gar den Rest. Die Göttin Caprotina hätte ohne Zweiffel denen Francken das Leben salvirt / wo sie ihr mit schuldiger Ehr gedient hätten; aber ein Viehisches Gemüth das seinen unordentlichen Neigungen gleich denen in der Irre wandlenden Thieren folget / und betet lieber Venerem an/ als Junonem oder Minervam, ist besseres Glücks nicht wehrt.

Was macht dann unser unglückseeliger Fürst nach solchem erlittenen Unfall?

XXVI.

XXVI. Nichts ist einem Fürsten so schändlich/ als wann er nichts thut/ sondern müssig geht.

Die Scham macht ihn bestürtzt/ die Reu verzehrt ihn; er stirbt in höchster Verwirrung; weil er nicht länger mit Ruhm leben kan; er kan aber daher mit Ruhm nicht weiter leben/ weil er nach dem Verlust/ der zuvor eroberten Oerter noch leben muß. Der Marmor seines Grabs beweint das unmässige Leben seines Volcks. Betrachte du sein Grab/ lieber Leser/ und betraure dabey sein Unglück/ dann so redet dich beyläuffig seine Grabstätte an:

Allhier liegt ein Monarch/der so viel Anschläg und Begierd zu tapffern Thaten im Hertzen führte/ als er Haar auf dem Haupt hatte; welche die Hoffnung mit dem Staub bey den Schlachten/ und der Aschen seiner erlegten Feinde/ allzeit gleichsam eingepudert hatte; aber seine in Gedancken gefassete Victorien blieben in wolriechendem Haar-Pulver/ das ist in Wollüsten endlich verscharret. Nichts

ist ihm von allem seinen Land übrig geblieben/ als diß Grab; gleichwol ist auch mitten unter den Würmern nichts als Sieg und Triumph an ihm zu spüren; und wann denen Toden so wol das Verlangen wächst als die Haare/ so kämpfft er wol noch mit denen Schatten-Geistern um die herrliche Erbtheile / die das Glück seinen Nachkommen aufbehalten. Er ist aus der Welt gewichen ehe er sich deren bemächtigen konte. Vielleicht war dieselbe zu seinem weit aussehenden Anschlägen zu enge und kunte solche nicht fassen.

Lerne du an seinem Unglück / entweder nicht so viel zuverlangen/ oder länger als er zu leben / und wofern du / vorbeygehender Leser / an Begierden ihme gleich bist / so bemühe dich deine Begierden glücklicher als er ins Werck zu setzen.

***

Me-

Meroveus.

Der III. König in Franckreich.

Ihr habt da einen Löwen vor euch / erschreckt nicht; sein Hertz ist noch weit generoser / als das Ansehen; demüthiget euch vor ihm ihr Völcker / er liebkoset euch. Meroveus folgt dem Clodion nach / den etliche Historici vor seinen Vater bemercken / andere halten ihn vor seinen Vetter. So er sein Sohn gewesen / so gehörte ihm natürlicher Weise das Reich zu; war er ein Vetter / so machte ihn das Salische Gesetz zum Nachfolger. Dem sey nun wie ihm wolle / so gleichte er seinen Vorfahrern an meriten / wiewol nicht an Wiederwärtigkeit / er erbte die Lieb und Zuneigung ihrer Unterthanen / aber nicht zugleich ihr Unglück.

I. Ungemach / so es bey der Wahl setzt.

Nichts bringt einen Stat eher und

mehr zu Fall als die wiedersinnige Köpffe so darinnen sind; die verschiedene Zuneigungen machen/ daß unterschiedliche Stimmen fallen / und diese unterschiedliche Stimmen oder suffragia verderben die Wahl. An statt daß man einen Fürsten macht / bringt man viele ins Verderben; dann alle die solcher massen erwehlt werden / sind nur zu dem End / daß sie einander bekriegen und aufreiben; die so nicht sehen können daß jener regiere/ werden durch solchen Mißgunst gegen dem Erwehlten angehetzt; dieser aber aus hefftigem Eifer niemand neben sich zu leyden; und dadurch gerathen sie sämmtlich/ öffters ehe ins Grab/ als auf den Thron. Wie viel hat man Reiche sehen zu Grund gehen/ weil sich gar zu viele fanden/ die sie erhalten woltẽ. Es ist viel besser gar kein Haupt/ als viele haben; dann wo zwey Köpff sind / giebts nur eine Chimæra ab. Wann die Meinungen einander entgegen gehen/ so bleiben die Fäuste gewiß auch nicht lang in Frieden; wo aber diese wieder einander sind / folgt

der gäntzliche ruin, oder zum wenigsten die Schwächung aller Glieder. Alexander hatte gar keine Nachfolger im Reich / weil ihrer gar zu viel waren die es seyn wolten; wo ihm die Natur einen Sohn gegeben hätte / wäre seine Monarchie nicht gleich alsobald nach dem sie aufkommen / und gleichsam in der Wiegen wiederum gestorben; es wiegeten so viel Hände dran / daß sie sie endlich gantz über einen Hauffen warffen / und war unter seinen Stadthaltern keiner / der nicht nach Alexanders Stelle trachtete; keiner aber unter ihnen war / der nicht drum kam. Hingegen wann die Statuta den / der regieren soll / benennen / so schicken sich die Gemüther / die des Gehorsams gewohnt sind / dazu / und helffen also durch ihren vereinigten Willen / den Grund des Stats recht zusammen fügen und befestigen.

Meroveus hatte nach seines Vorfahrers Tod / dieses zum Vortheil / daß ihm kein Mensch die Kron strittig machte; jederman erkandte sie ihm zu / als die Belohnung

seiner meriten/ oder als ein erbfälliges Stuck von seinem Geschlecht.

II. Darinn besteht die rechte Hoheit der Fürsten/ daß sie an hohen Tugenden andere übertreffen.

Es ist ein unglaublich grosses Glück vor ein Volck/ wann ihm der Himmel Fürsten und Regenten schenckt/ die zu regieren wissen. Dero gute Qualitäten/ die sie mit auf die Welt bringen/ sind/ als eine Belehnung/ damit sie von dem HErrn aller HErrn beliehen worden/ welcher eben durch solche herrliche Kenn-Zeichen das natürliche Recht und Befugnus bekräfftigt/ so sie zur Kron und Regierung haben. Es finden auch die Ehrgeitzig- und Tyrannischen Köpffe/ die nur immer einen Vorwand und eine Ursach zu ihrer Neuerung suchen/ an der Tugend solcher vom Himmel bestimmten Monarchen/ an die sie sich gern machen wolten/ solche Hindernussen/ daß sie solche wider ihren Willen/ müssen selbst hoch halten und verehren. Wie ein kräfftig Ding ists doch um die Tugend/ daß auch

auch die jenige ihre Würde erkennen müssen / so sie gedencken zu unterdrucken! Es ist ein höchst rühmliches bezaubern / das denen Drachen ihre Zähne und denen Schlangen den Gifft benehmen kan. Ein Potentat darff sich nicht befahren / daß ihm jemand seine Kron strittig mache / wann niemand ist der ihm an meriten gleichet; er bleibt so lang ihr König in der dignität / so lang er an Tugenden über sie herrschet. So hoch und vortrefflich seine Gerechtigkeit ist in der Beherrschung / so hoch schwebt er auch über dem Volck empor; so bald er aus seinen Tugenden und guten Qualitäten entfällt / so bald weicht er gleichsam vom Thron herab. Es solten die so die höchste Gewalt in Handen haben / solche billich nur Beyspiels-Weise / nicht mit Befehlen ausüben; dann die Hochachtung ihrer vortrefflichen Gaben muß den ersten Grundstein legen zu ihrer Herrschafft; und kan sie nichts krönen / als das so sie über ihre Unterthanen an Tugend erhebt. Wer nun an der Würde begehrt der erste zu

seyn/ der sey es auch an meriten; widrigen falls wird die Herrschafft wol über Sclaven gehen / aber nicht über Unterthanen / und wird ein Regent ihr Mit-Gesell/ nicht aber ihr Herrscher und Monarch seyn.

Es wollen die Historien vor gewiß sagen/ daß Meroveus Galliam erstmals Franckreich benennt/ und der Urheber sey des ersten Stamms unserer Könige. Er ist billich der Pathe und Benenner unsers Vaterlands / weil er selbiges eingenommen; billich heisst er der Anherr unserer Monarchen/ weil kein vortrefflicherer König vor ihm gewesen ist.

III. Der Tod erwirbt einem Fürsten den rechtwürdigen Tugend-Preiß.

Ein Fürst und Potentat soll mehr darnach trachten/ wie er nach dem Tod in dem Andencken der Menschen Leben/ als wie er im Leben über sie herrschen möge; Ursach ist diese; der so herrscht/ bekommt offt seinen Scepter aus den Händen des blinden Glücks; aber der

so sich der Beherrschung über Völcker würdig gemacht/ hat diese ihre Untergebung seiner Tugend zu dancken. Es kan auch wol die generoseste Freyheit auf eine Zeit lang von der Macht unterdruckt werden; ist also aus dem Gehorsam und Unterwerffung nicht eher und mehr zu erweisen / daß ein Herrschafft gerecht / als das sie gewaltthätig und tyrannisch sey. Wann drey biß vier Secula über der Aschen eines Toden vor über gegangen / darff man wol glauben/ daß er noch lebe/ dieweil so lange Jahre sein Andencken nicht haben ausgelöscht. Das Böse so man von einem Mächtigen beförchten/ und das Gute so man von ihm geniessen kan/ locket gleichsam die ehrerbietige Demuth an/ oder hält doch zum wenigsten den ungestimmen Hochmuth zuruck; dann man ehret deßwegen/ weil man fürchtet / oder weil man etwas hoffet. Daher wird auch bißweilen die Ehrenbezeugung / so man der Tugend abstattet/ verdächtig/ und vor Schmeichelen gehalten/ als leistete man vielmehr solchen Dienst seinem ei-

genem Nutzen/als dem/auf welchen er gerichtet ist. Der Tod allein zeigt die meriten erst recht/ und setzet die Ehr so man ihnen anthut / aus dem Verdacht; der im Leben aus der Furcht oder Schmeicheley entstehen kunte. Dann man fürchtet sich nur wo/ man die Gewalt vor sich siehet / und der Schmeichler verstellt sich nur / wo er Gewinn und Gutthaten erblicket. Wann die demüthige Ehrerbietung des Volcks mit dem Fürsten erstirbt / so ists eine Anzeigung / daß man nur sein Glück verehrt hat; bleibt sie aber auch noch nach seinem Tod im Hertzen/ so ists eine Vergewisserung/ daß man nicht sein Glück / sondern seine Person selbst/ geliebt habe.

Unser Monarch giebt denen Gallis einen neuen Namen / da er ihnen ein neues Joch auflegt; sie werden aber durch diese Last nur erleichtert / und durch diesen Namen erst recht geadelt; beydes wiederfährt ihnen in dem sie Frantzosen werden.

IV. Ei-

IV. Einem Land oder einer Stadt/ die man eingenommen/ muß man nicht alle Arten des alten Regiments wegnehmen.

Damit er solche Veränderung bey denen alten Inwohnern Galliæ beliebt machte/ stellte er ihnen vor; daß sie ihre Kinder/ nicht ihre Feinde wären; sie kämen vielmehr zu ihnen/ als die eine Weile abwesend/ nicht als die allzeit frembde gewesen wären; die Lieb zur Beherrschung hätte ihre Vorfahren unter Anführung eines/ Namens Siguese, aus ihrem Vaterland gebracht/ sie aber kämen nunmehr/ aus Verlangen die Freyheit einzuführen/ allhier wiedrum an. Im übrigen so solten sie ja weniger Bedencken tragen/ ihnen ihre Töchter zu Weibern zu geben; als daß sie leyden wolten/ daß sie die Römer vor Concubinen brauchten; sie wolten ihre Eidame werden/ da jene sie vielmehr ihnen entraubten als von ihnen nehmen. Ein kluger sieghaffter Held bedient sich aller Stücke die seine Herrschafft können erträglich machen; nach dem er durch die Ge-

walt der Waffen sich ein Land unterwürffig gemacht/ bemüht er sich wie er durch Lieb die darinn lebende Hertzen gewinnen möge. Man sagt/ daß das jenige so einem natürlichem composito sein Wesen und Leben giebt / es ihm auch erhalte; mit dem Politischen Composito verhält sichs weit anders/ da erobert man etwas mit dem Schwerd/ und erhälts hernach durch Gelindigkeit; Gewalt zwingt den Leib / und die Lieb das Hertz. Was eine Monarchie erstmals aufbringt / ist hernachmals ihr Verderben / gleichwie im Gegentheil das so sie erhält/ sie Anfangs nicht aufbringen kan. Es ist ein harter Weg/ wann man von der Freyheit zur Knechtschafft muß übertreten / da muß sich ein Uberwinder billich auf alles befleissigen so solches möglichst lindern kan. Der grosse Uberwinder Asiens zog so bald den Persischen Rock an / so bald er des Scepters sich bemächtigt hatte; so bald er ihr König worden war/ wurde er auch ihr Lands-Mann. Da hielte man davor / es wäre ihnen dieser Herr gleichsam im

Land gebohren worden. Es kam den Persen sein Einzug ins Reich vor / als wäre die Regierung nur einem andern eingehändigt / und nicht gewaltsamer Weise zu sich gerissen worden. Wann die Augen betrogen sind / betrügt man auch leicht das Hertz: Dann wie die Augen richten / so liebt das Hertz. Es hat so gar die Kirch / die doch sonsten die einfältige Aufrichtigkeit vor eine ihrer schönsten Tugenden hält / sich je zuweilen mit grossem Nutzen dieses Griffs bedient. Dann / damit sie den Aufstand der Völcker verhüten möchte / welche sie zur Ver-Ehrung ihrer Göttlicher Geheimnusse ziehen wolte / duldete sie einige von ihren äusserlichen Ceremonien; und begnügte sich damit wann sie aus den Tempeln die Götzen vertrieben hatte / warff aber die Kirchen selbst nicht über einen Hauffen / davor haltende / daß der ruin des aberglaubischen Wesens nicht auf der Zerstörung so vieler schönen Wercke und Gebäude beruhete. Sie stellte nur allgemach die Bilder eines andern GOttes auf die Altäre / und richtete

also ihren Verstand und Gemüth allgemach ab / daß er sich zu einem unbekandten Gottesdienst bequemte. Es kan der Ort da Jupiters Bildnus inne gestanden/ wol behalten werden/ wo man nur hernach an dessen statt JEsum Christum anbetet.

Gallia **wird nun ein neues Reich der Francken/ oder Frantzosen; der so diese Veränderung einführt/ gebraucht sich dazu der** Religion, **solche desto besser zu befestigen. Man glaubte/ es habe damals** Alirune, **der ersten Frantzosen ihre** Sibylla, **einem ihrer vornehmsten Soldaten einen Kopff mit drey Gesichtern gezeigt/ eines Löwens/ Adlers/ und eines Hunds/ die sich endlich alle auf einen Menschen-Kopff endigten. Dieses Gesicht zeigte ihr** fatum **an; der Löwe ihre Hertzhafftigkeit / der Adler die Vortrefflichkeit ihres Reichs/ und der Hund die aufrichtige Lieb. Der Mensch so diesen Thieren beygefügt war / bildete ihre liebliche Regierung ab.**

V. Die Religion soll dem Stat nicht dienen.

Der Religion muß alles zu Dienste stehen / und die Religion GOtt; wer da Stats-interesse auf den Altar will lehnen / entweyhet solchen dadurch. Die Heucheley im Dienste GOttes ist die ärgste Art der Gottlosigkeit/ dann es ist eine Lugen damit man GOtt betrügen will; gleich wie die Lügen sonst ein Heucheley sind / so den Menschen verführet. Weh denen die sich stellen als wolten sie GOtt zu den Ausländern bringen / und bringen sie hernach in die Hölle; man macht wol öffter Atheisten oder bringt Leute in Verzweiffelung/da man vermeint Christen zu machen. Es liegt denen Spanischen Aposteln gar wenig daran/ ob GOtt den Leuten bekandt werde/ oder nicht; wann nur dem König der Gehorsam abgestattet wird; man fragt gar wenig darnach/ ob die arme Leute irrigen Gottesdienst haben / wann sie nur nicht wiederspenstig im Gehorsamen sind. Man sucht zwar Minen und Gruben vor die Menschen/so wol als

als vor GOtt; aber vor den Menschen will man Gold und Silber-Gruben haben/ vor den lieben GOtt aber sucht man Minen des äusserlichen Scheins und angedichteter Heiligkeit.

Die Perser liessen das Feuer so sie anbeteten vor ihren Armeen hertragen; nicht daß sie die Länder so sie angriffen/ damit erleuchten wolten / sondern daß sie sie anzündeten und verbrennten. Es ist zwar gewiß/ daß nichts einen Stat mehr befestigt als die Religion; aber es muß durch das Hertz geschehen/ welches den gantzen Leib lebendig macht/ nicht durch den Fuß der ihn nur erhält.

Alirune bildete unsern Fürsten ab durch den König aller Thier / den Löwen.

VI. Die Fürsten und Herren sehen ihrer Diener gute intention selten an.

Er hatte ein Löwen-Hertz / dieweil er großmütig war; und bekam auch hernach die Figur des Löwens / die Niederlande / unter sich / die in den Land-

Landkarten also abgerissen werden. Aëtius, nach dem er von seinem Herrn/ der ihm die glückliche progressen der Barbarn nicht verzeihen konte / und ihn darum zur Straff zog/ zuruck beruffen worden/ öffnete ihm freyen Paß / daß er auf dieser Seite in Franckreich einbrechen konte.

Man hat schlechten Gewinn davon/ wann man denen dienet / die unsrer Dienste nicht wehrt sind; verricht man grosse Thaten / so heists / er hat seine Schuldigkeit beobacht; richt man nichts aus/ so muß man ein Verräther heissen. Es ist nicht gnug/ daß man in seinem Dienst munter und fleissig sey / man soll auch glücklich seyn; der wiedrige Ausgang eines guten Vorhabens / macht die intention verdächtig; und soll der jenige bißweilen mehr als zu sehr überwiesen seyn / der seine geführte Treu nicht gründlich an Tag legen kan. Grad/ als wann sich das Glück verbunden hätte / allzeit es mit der Partey zu halten die recht hat/ und als wann der Erfolg niemals wieder gefasten Rath-Schluß gienge. Was

vor

vor ein elendig Ding ists um einen Diener / dieweil man glaubt er thu so dann erst was seine Pflicht erfordert / wann ihm sein Thun gelingt; hingegen muß er treuloß gehandelt haben / wann er unglücklich ist.

Aëtius überließ Galliam Castinio, aber er ließ ihm seine Klugheit nicht dabey; es wanderte das günstige Glück der Römer gleichsam mit ihme weg / und gab unserm Helden Zeit und Raum sein Land zu erweitern.

VII. Es ist gefährlich die Ministros zuverwechseln.

Es gaben die Inwohner in Champagne zu / daß Meroveus ihre Städte und Hertzen gewann / und hatte der neue Stadthalter so wenig Macht ihren Auffstand zu stillen / so wenig er Anmuth und Freundlichkeit hatte ihre Gewogenheit zu gewinnen. Soll eine Regierung gut seyn / so muß sie fest und beständig seyn; wo man selbige verändert / wird das Mittel / dadurch man dem Ubel abhelffen will / ärger als das Ubel selbst. Dem Magen schadet

det fast alle Artzney die den Menschen curiren soll. Wann man die Treu der jenigen / die nächst den Fürsten die Regierung führen / versichert ist / thut man viel besser / man lasse sie in dem Ampt fort regieren / als daß man umwechselt / sonst macht man sich aus einem Minister einen Feind. Uber das / so können auch die / so ihr Glück auf seinen Credit gebauet hatten / wo sie sehen daß sie mit ihm müssen zu Grund gehen / ihre Herrn so dann anders nicht ansehen als ihre Verderber. Die Unterthanen verlieren auch noch auf eine andere Art hiebey; dann sie haben aufs neue wieder einen hungerigen Bruder zugewarten / der sich und die Seinigen anderst nicht schwingen kan / als durch den Verderb und ruin des gemeinen Manns.

Last uns nun sehen / was der neue Stadthalter gethan hat.

Castinio **gieng beydes / Macht und Geschicklichkeit / ab / wann er die glückseeligen Waffen der Franzosen zuruck treiben solte; Käyser** Valentinianus **der nach** Honorio **die**

Kron

Kron auffsetzte/ ließ Aëtium wieder in Galliam ziehen/ in der Meinung/ es würde seine Klugheit und treffliche Autorität das Reich daselbst wieder in einen guten Stand bringen.

VIII. Hohe Tugend kan nicht lang in Verachtung bleiben.

Die Verachtung eines alten wackern Officiers/ wärt nicht länger als die Glückseeligkeit deren die ihn gering schätzen; der Fall des Stats hebt ihn wieder auf / und ist man gezwungen / trotz dem Neid der seine Tugend anficht/ wiedrum Zuflucht zu seiner Geschickligkeit zu nehmen. Der Palm-Baum wann er von der Last eines andern gedruckt/ sich zur Erden schmiegen muß / befestigt sich nur dadurch besser in der Lufft/ oder wächst aufs neue an einem andern Ort wieder hervor. Die Knospen die er heraus stößt / oder die Wurtzeln so er fasset / machen ihn nur grösser oder kräfftiger und stärcker. Ein Mensch von trefflichen meriten wird durch das Lob so man ihm zulegt/ nur nachlässiger / hingegen nimmt er

an Tugend zu/ so es ihm wiederwärtig geht; dann mit Schmeicheln schläffert man einen nur ein/ hingegen muntert der Neid auf. Man fällt offtmals ohne Schaden; und steht allzeit mit Nutzen wieder auf. Diese antiperistasis verursacht nicht nur allein/ daß die Qualitäten des Leibs zu nehmen/ sondern es werden auch die Gemüts-Gaben durch solchen Wiederstand mit neuer Stärcke ausgerüstet; wie offt begiebt sichs/ daß das jenige so die Tugend anstöst sie über den Hauffen zu stossen/ sich derselben nur nähert/ damit es sie erhalte. Man glaubte nicht eher/ daß man Aëtius im Reich nicht entbären könte/ als da man seinen klugen Rath und Hülffe verachtet hatte; es wiese aber seine Wiederkunfft in Galliam gnugsam aus/ wie Ubel man gethan/ daß man ihn von dar weg beruffen. Der beleidigten Unschuld kan kein besserer Abtrag geschehen/ als wann ihre eigene Feinde sie wiederum ehren; nichts erweist herzlicher eines tugendsamen Menschens meriten/ als das freywillige

Ho-

Homagium seiner Mißgünstigen / ja eben der Neid und die Mißgunst selbst sind das herrliche Merckmal seiner Tugend.

Meroveus **ließ ob dem Anblick eines so grossen Feinds den Muth nicht sincken / er verlangte nur desto mehr und begieriger ein Treffen mit ihm zu wagen.**

IX. Ein tapfferer Held muß ob der Tapfferkeit und Großmuth seines Wiederparts nicht erzittern.

Was soll wol ein generoses Gemüt furchtsam machen können? Es wird dadurch nur aufgemuntert / wodurch es solte niedergeschlagen werden? Es befürchtet mehr daß es gar mit niemand / als daß es mit all zu vielen / werde zu kämpffen haben. Die sieghafften Hände eines starcken Feindes achtet es nur vor das Grab seiner Tugend und überwundenen Helden-Muths; und will lieber mit Ehre von seinen Händen sterben / als ein von so herrlichem Ruhm entferntes Leben besitzen. Tapffere Meriten finden eben

eben in dem Tod ihre Belohnung/ den sie durch ihre Vortrefflichkeit sich zugezogen. Geschichts aber / das sich das Glück auf die schwache Partey schlägt / so überwindet man mehr/ so man einen considerablen Feind schlägt/als so man sonst viele mittelmässige Vortheil erzwungen hätte. Das Glücke machts nicht anders/ als die läppische Mägdgen / die halten bey ihren Liebsten so lang mit Beständigkeit in der Lieb an/ so lang sie jung sind; so bauet das Glück auch offt grosse hohe Häuser / nur damit es sie hernach wieder niederreissen kan; es erhebt/ damit es wieder zu Boden stosse. Nicht führ ich dieses der Meinung an / als hielte ich davor / den Stadthalter in Gallien habe das Alter schon seinen vigor geraubt gehabt; er war vielmehr noch aus denen/ welchen das Alter nichts benimmt an ihren Kräfften; sein Verstand war noch nicht mit Runtzeln verstellt; zeugte sich ja etwa im Gesicht eine alte Mine / so nahm er solche mit Fleiß an sich / desto Majestätischer auszusehen. Es hat Occident nie keinen klügern

und

und tapfferern Kriegsmann gesehen; ja was seine Waffen nicht überwinden kunten/ das muste doch seiner Klugheit weichen. Ob der Leib schon etwas mochte betagt seyn / so war doch das Hertz jung; kunte also unser Meroveus ihn nicht wol überwinden / ohne sonderbaren Ruhm / noch von ihm überwunden werden/ daß er sich nicht hätte zu frieden stellen können.

In dem die Römer sich rüsten die Francken zu unterdrucken; rüstet sich auch das flagellum Dei **sie zu straffen.** Attila **setzt mit 500000. Mann durch Teutschland/ und überzieht endlich auch** Galliam. **Da hätte es nun mehr nichts gebraucht/ es wäre** Gallia **drauf gegangen/ wärs ohne die Francken gewesen.**

X. GOtt führt offt unser Vorhaben wieder alles Vermuthen und äusserliches Ansehen glücklich zu End.

Wie klug bist du doch Göttliche Providenz, die du die Regierung der Länder in Händen hast / daß auch un-

unsere schwache erkandtnus vor dir muß zu Schanden werden! wie mächtig ist deine Krafft unsere Anschläge zu nicht zu machen! Aëtius fängt an diejenige als Freunde zu begrüssen/ die er in Gedancken schon hatte aufgeopffert/ er begehrt vom Meroveo Hülff/ den er als einen Uberwundenen zu seinem Triumph schon destinirt hatte. Es zwingt ihn die Noth die jenige Macht anzuflehen / die er auszurotten gesonnen war; unser Meroveus schlägt ihm auch/ ohngeachtet dessen/ die begehrte Hülff nicht ab; theils weil er / in dem er ihn verthätigte/ seinen eigenen Nutzen förderte; theils weil ihn der Untergang am ersten betroffen hätte/ wann Gallia wäre zu Grund gangen.

Attila hatte sich schon vor den Thoren zu Troye gezeigt/ aber ein Wolff hütete der Schaf JEsu Christi und der neuen Unterthanen des Merovei, nemlich der teure Bischoff Wolffgang in selbiger Stadt/ der verblendete durch sein starck Gebet die gantze Armee; die

auch seine Heiligkeit wol sahe/ und sich daher vor ihm demütigte/ getrauete sich auch nicht eine Schäferey anzutasten/ auf derer Hut sie einen Wolff erblickte.

XI. GOtt schützt den Gerechten allzeit.

Was soll sich der Gerechte fürchten/ er hat GOtt zum Freund? Wer will ihm Leid zufügen / der Himmel ist sein Schild? Die gantze Macht des Römischen Reichs fürchtet sich vor den Hunnen, und doch jagt sie ein eintziger Priester. Warum liebstu doch / O Mensch! nicht ein unschuldig und tugendsam Leben/das dich beschützen kan? Warum fliehestu nicht die Laster/ so dir den Untergang drohen? Die Macht der Waffen muß bißweilen sich überwunden sehen/ aber die Gottesfurcht kan fest wiederstehen; es ist ja das Leben im Geist / was verthätigt man dann den Leib mit Schwerdtern/ man verwahre vielmehr die Seel mit der Tugend/ so ist man recht sicher. Der Leib bekommt doch nie keine Wunde;

daß nicht der Geist dabey verletzt würde.

Die Ursach warum die Frantzosen sich mit denen in Gallia stehenden Römern verbunden war / daß der Hunn seine Macht wieder ihm denen Visigolis anbote / eben da die Römer seiner Hülffe wieder sie verlangten. Dieser listige Griff zeigte gnugsam an / daß Attila sie nur gern zertrennt sehen wolte / und ihrer Freundschafft gern wäre entübrigt gewesen / wo er sie nur hätte stürtzen und ausrotten können.

XII. Fürsten wollen nicht gern jemand neben sich leyden der ihnen gleich sey.

Das interesse ist gleichsam das fünffte Element / daraus der Mensch bestehet; wer eines andern Nutzen am besten zubefördern weiß / setzt sich auch am besten in dessen affection; wer aber nichts zu solchem beytragen kan / den sieht man mit gleichgültigen Augen an. Es kommt einen nicht so hart an / daß man kleine Leute in die Höhe hebe / als

so man sich tieff bucken muß mit ihnen zu reden; dann so man sich hernieder låst/ verliert man dadurch seine dignitåt/ so man sie erhebt/ giebt man seine Macht zu erkennen. Weil die Liebe zwischen Freunden entweder eine Gleichheit machen/ oder schon antreffen soll/ so siehet ein König den jenigen/ der wieder sein Belieben seine Freundschafft suchet/ anders nicht an als einen der ihm nach der Krone strebt/ oder der zum wenigsten gleiche Theile seiner Würde zubesitzen verlangt. Sollen derowegen die jenige so grosser Herrn Gunst besitzen/stets ingedenck seyn/ wie sie sich demütigen mögen/ wann die Majeståt sich zu ihnen erniedriget; dann der Zwischenstand so zwischen dem Herrn und Diener befindlich/ misset gleichsam ab/ so wol die Bescheidenheit des Letztern/ als die Gunst des Ersten. Wann jener seines Stands vergisset/so erinnert sich dieser des seinigen/ aber zu des andern Schaden. Die Sonne zieht zwar die Dünste der Erden zu sich in die Höhe/ aber sie würde

nicht

nicht leiden können/wann sie solten über ihr schweben.

Orleans wurde von der Verheerung des Attilæ durch ein Lamm errettet/ gleich wie Troye durch einen Wolff war erlöst worden.

XIII. Vermögen und Gewalt der Tugend.

Sanct Agnan zeigte von denen Wällen seinem Volck die Barbarn so sie belägerten / er thäte aber zugleich denen Barbarn die Augen auf/ und wieß ihnen auch ihre Feinde. Als dieselbe eine grosse Anzahl gläntzender Reuter in der Lufft gewahr worden / benahm ihnen solcher Anblick dermassen den Muth/ daß ihr gantzes Lager davon in die Flucht gerieth. Attila verliert sich vor Troye, weil er gar nicht siehet und verblendet worden; er verliert sich und weicht vor Orleans, weil er gar zu hell und klar gesehen. Streiten also Liecht und Finsternus vor die/ welche GOtt liebet; nichts kan ihre Schwachheit bezwingen / wann die höchste Macht ihnen beystehet. Es können weder Pharao noch alle Tyrannen auf der

Welt den kleinsten Stäubgen wieder-stehen / wann sie GOtt fliegen heisset. Wer die angreifft so beten können / sucht seinen untergang; dann ein recht-schaffen Gebet ist so gut als eine Armee im Feld. Diese Legion so man die plitzende nennet / kämpffte nur mit dem Hertzen und der Zunge; das Hertz gab die Pfeile her / die Zung schosse sie ab. Aber was sich höchstens zuverwundern ist / so gieng ihre Spitze zwar gegen den Himmel / doch traff der Schuß die Erde. Ein Gerechter ist allzeit starck; es wird ihn sein Feind wol nimmermehr ruiniren / er habe dann seine Tugend zuvor ruinirt; so lang bleibt er wol sieghafft / als er in Unschuld lebt. Und ist daher eine greuliche Thorheit / daß man die jenigen antastet / so GOtt verthätigt; gleich wie es nicht minder eine grosse Unbesonnenheit / sich ohne GOttes Beschützung zuverthätigen suchen. Bewaffnet euch mit Gebet und anhaltendem Seufftzen zu GOtt / so seyd ihr mächtiglich beschützt / wäret ihr auch gantz bloß und ohne alles Gewehr; hingegen werdet

ihr nicht ausser Gefahr seyn / wo ihr in Ermanglung der Gottesfurcht / euch unter Harnisch / ja unter Berge verstecken werdet.

Attila, da er Orleans nicht bezwingen / noch im offenen Felde länger stehen bleiben kunte / suchte anderwerts einen Raum da er überwinden und leben möchte.

XIV. Eine Armee soll nicht allzu groß seyn.

Eine Armee ist schon zu groß / wann ein Land solche nicht fassen noch unterhalten kan. Die Grösse eines Leibs muß überein stimmen mit dessen Verrichtungen; sie muß in gewisser Maß bestehen / soll sie anders nützlich seyn / sonst hindert uns das jenige nur / was uns die Natur hat zur Hülff gegeben. Ein Arm der übermässig lang ist / kan deren keines verrichten / was er doch sonst vermag / dann seine unmäßliche Grösse macht / daß er zu allem Thun unvermögend / in dem seine Bewegung ohne Ziel ist. Ein Soldat kan nicht überwinden / wo er nicht schlagen kan; wie will er aber schlagen / wo er sich nicht

umthun und bewegen kan? Eine allzu grosse Armee ist des Generals der sie führet gefährlichster Feind / sie bringt ihn/ ohne Verrätherey ins Verderben und äussersten ruin. Gleich wie der Magen / dem die Speise entzogen ist / matt und hinfällig wird/ oder von dem Leib selbst zehrt; also gehts auch dem Corpori militari, das verfällt entweder/ oder verzehrt sich selbst / wann es ausser sich nichts findet/ das es erhalten kan. Ich will von dessen materialischen Nahrung nichts erwehnen / es ist ohne selbige noch eine weit delicatere/ deren eine Armee nicht geniessen kan/ wann sie gar zu groß und ungeheuer ist. Das ist nun nichts anders als der Gehorsam / dadurch wird ein solcher aus vielen Leiben bestehender Leib erhalten und ernehrt; kan also eine Armee nicht leben / wann sie nicht recht gehorchen kan/ sie kan aber nicht gehorchen/ wann sie ihres Heeführers Befehl nicht vernehmen kan. Die Tapfferkeit ist ja eine Tugend / nun liebt aber die Tugend das Mittel; hat man einen grossen Feind vor sich/ so lasse man ihm nur

Zeit/daß er sich selbst aufreiben kan; ist er von weniger Macht/ so eile man ihn zu unterdrücken.

Da die Römische Armee Hülff von den andern Nationen erwartete/ ließ Meroveus, der sehr begierig war sich mit ihnen zu conjungiren/ sich nicht begnügen den Tag zu solchem Marsch anzuwenden; er traff einsmals/ als er des Nachts über Feld zoge mit seinem Volck/ die Gepidos an/ welche die arrieregarde an Attilæ Armee hielten; die griff er so beherzt un̄ frisch an/ daß er den andern Tag 80000. auf der Wahlstatt fande/die übrigē stiessen wieder zu den Hunnen. Aëtius nahm den jenigen mit höchster Vergnügung auf/ der ihm fast schon den halben Sieg zubrachte; dann dieses den Feind ohne allen Zweiffel einen gewaltigen Stoß gegeben.

XV. Es liegt sehr viel an einem guten Anfang.

Wer zu einer Sach einen guten Anfang macht/ dem fehlt selten ein glück-

licher Ausgang. Das Glück hälts nicht allzeit mit einer Partey / ist auch nicht allzeit gleich gesinnt; und gleichwol pflegt es in einer Schlacht/ worinn der Anfang glücklich ist / gemeiniglich beständig auszuhalten. Das erste Geschenck so es überreicht/ ist gleichsam das Unterpfand der Siegs-Kron die es dem Uberwinder zubereitet. Wann der Soldat siehet/ daß seine Partey Glück hat/ so meint er sie hat auch recht; und in der Meinung stehend / hält er davor/ er müsse öffter siegen als er schlägt. So bald er den verzagten Muth an seines Feinds Stirn erblickt/ läst er alle Furcht aus dem Hertzen fahren. Und deßwegen bemüht sich ein kluger Heerführer seinem Vorhaben einen guten Anfang zu machen / seine Wiederwärtigkeit aber möglichst zu verhehlen: Dieweil ein unbewustes Unglück nicht empfindlich / und die Hoffnung zum Sieg solchem beförderlich ist. Es ist auch eine sonderliche Kunst/ daß man sich stellt als gieng es einem noch so glücklich / in dem aus der Erfahrung bekandt / daß ein Verfah-

ren glücklich gelungen/ wann man andern eine gute Meinung davon gemacht. Diese Kunstgriffe sollen aber nicht plump seyn/ noch von jederman können beobachtet werden; sonsten würde ein Heerführer nur verlacht werden mit dem was er erdacht hat/ den Feind in Furcht und Schrecken zu setzen. Dann wer/ nach dem er die Schlacht verlohren/ wolte Feuerwerck halten lassen/ der macht nur daß man seine Schand desto heller und klärer siehet; wer/ nach dem er geschlagen worden/ die Glocken einer Stadt lauten låst/ låst dadurch nur sein Unglück ausruffen.

Last uns nun sehen/ wie die Macht der gantzen Erden an einander stößt und im Treffen stehet.

XVI. Es ist listig und klug/ aber nicht recht gehandelt/ wann ein Kriegs-Haupt nicht völlig überwindet.

Attila zeigt sich eines Orts mit 500000. streitbarer Männer/ anderen Orts kommt Aetius nebst Meroveo und

Thierry dem König der Visigothen ihm entgegen. Die Geschichte melden zwar nicht wie starck/ aber doch wie tapffer sie gewesen; dieweil so grosse Generalen/ nemlich/ Römer/ Frantzosen/ und Gothen zum Streit anführten. Die brennende Begierde so vieler generosen Nationen kunte nicht wol in wenigern als 200000. Mann Blut gelöschet werden/ mit welcher toden Cörpern das Feld bey Chaalons bedeckt lag. Der König zog sich durch Aëtius connivenz zuruck/ welcher nicht zuließ/ daß man ihm den Garaus machte; vielleicht wolte er/ es solte das übrige Volck dieser Hunnen den Schrecken seines Namens in aller Welt herum tragen. Aber es war vielmehr ein Stuck der verschlagenen Römischen Politic, damit Aëtius verhindern wolte/ daß die Frantzosen/ welche die Früchte solches Siegs solten einsammlen/ die Hunnen weiter nicht verfolgten; dann geschweige/daß ihnen mehr als die Helffte solches in der so herzlichen Schlacht erhaltenen Siegs zuzuschreiben ist/ so ware zubefürchten/

es

es möchte ihr tapfferer König seine Macht recht kennen lernen / und nach deren genauerer Erkandtnuß sich erinnern/wie die Gallier mit Clodio umgegangen waren. Es ist gar eine gefährliche Instruction, die unsern Feind lehrt/ was er zu unserm Nachtheil vornehmen kan / und wie fern er uns zu Schaden vermag; es wäre offt besser seiner Dienste gar nicht geniessen / als solche so theuer bezahlen müssen. Man kan hierbey auch nicht unbillich glauben/ daß dieser alte General der bösen Gewohnheit der jenigen gefolgt/ die lieber machen wollen/ daß man ihrer Dienste weiter brauche/ als durch aufrichtige Treu etwas geschwind verrichten/und sich dahero vorbehalten haben/ dem Feind noch ein und andern Sieg abzujagen / und ihrem Herrn nicht alle Dienste auf einem Hauffen zu leisten. Dieses ist eine lasterhaffte und straffwürdige Klugheit; massen der so seinem Herrn fernern Krieg über den Hals ladet / sich so wol alles Hasses würdig macht/als etwa ein Doctor, der den Krancken mit Fleiß nur halb gesund

sund macht. Und ist dieses noch schlimmer/daß ein DoctorLeute auf den Bett erhält / die durch ihre Schwach- und Kranckheit sein Haus erhalten / und ein Kriegsmann Mörder unterhält die sein eigen Vaterland verderben und verwüsten.

Käyser Valentinianus war mit diesem Verfahren seines Generals so übel zu frieden/ daß er ihn ließ hinrichten / und dadurch verursachte/ daß männiglich sagte: Er habe sich mit seinem lincken Arm den rechten selbst abgehauen; dann der Untergang dieses grossen Manns zeigte erst recht/ was an ihm gewesen war.

XVII. Viel Neider viel Tugend.

Die Tugend wird wol nie ohne Verfolgung bleiben / noch treffliche Qualitäten ohne Mißgunst; so bald ein Mensch mit sonderlichen Gaben prangt/ hat er mächtige Feinde zu gewarten. Seine Person wird ehe nicht aufhören von andern getrieben zu werden / als biß sie aufs niedrigste

kommt/.

kommt / und gleichsam unbeweglich wird. Der Neid ist ein Blut-Igel / der nur in der Aschen stirbt / aber nicht in einer jeglichen Aschen / wie sonst diese Thier / er muß Aschen haben von dem jenigen den er beneidet. Wie wird doch einem geehrten Mann das Leben so sauer / dann wo er nicht gar ein Lapp seyn will / so hat er alsobald Verfolgung über dem Hals; nichts vermag die Streich so auf ihn gehen abzuhalten / als die Erde darein er verscharret wird. Er ist ehe nicht in Ruh / als wann er im Grab liegt; und muß er sich entweder von den Würmen oder den Mißgünstigen benagen lassen. Es giebt gewisse Vögel die Kranck werden / wann sie etwas Krancks ansehen. Diß nimmt mich nicht wunder; es kan auch die Lufft die man athemet / vergifft seyn. Aber / daß die Tugend die jenige vergifften soll / so sie ansehen / ist in Warheit eine solche grosse Schwachheit / die ich nicht in meinen Kopff bringen kan. Und wiewol diß sonst eine Kranckheit des gemeinen Manns ist / so werden doch gleichwol auch vorneh-

me

me Leute damit angesteckt; ja man kan sie mit recht eine Hof-Kranckheit nennen. Dann die so um Fürsten sind/wo sie nicht von sonderlicher Großmütigkeit / sind alle zu der Gemüts-Kranckheit geneigt. Dann in dem allda ein jeder die Gunst des Herrn sich zum Zweck vorstellt / kan man dem jenigen schwerlich mit was anders als mit Haß begegnen/der einem darinn hinderlich ist. Das ist die Quelle daraus der Neid entspringt/ der zerbersten möchte/ wann er herrliche Tugenden an andern erblickt; diß ists/ so verläumderische Reden in den Mund legt / die Tugend zu nichte zu machen. Und fliesset dieses Gifft so lieblich ein / daß wann grosse Herrn sich nicht mit Fleiß davor verwahren/ Gefahr dabey ist/ man werde auch sie/ ihren treuesten bedienten zum Verderben / damit anstecken. Sie untersuchen nur genau der jenigen Gründe und Reden / die sich bemühen andere verhasst zu machen/ so werden sie gewar werden/ daß nicht das Verlangen besser zu dienen bey ihnen den Eifer erweckt habe / sondern

dern weil sie ihren eigenen Vortheil dadurch befördern können; und daß die Treu so groß bey ihnen nicht seyn würde / wann sie nicht gegen andere eiferten.

Nach dem nun Attila entwischt war / und Italien ruinirt hatte mit dem was ihm von seiner Armee war übrig geblieben / haben ihn endlich die Wollüste gar unterdrückt.

XVIII. GOtt jaget den Menschen eine Furcht ein / damit er sie möge zu einem guten tugendhafften Leben bringen.

Ildicon eine seiner Sclavinen wurde seine matresse; es überwande ihr schönes Gesicht den jenigen / welchen alle Macht der Erden nicht kunte bezwingen. Er vermählte sich mit ihr / aber es wurde ihm sein Braut-Bett zu einem Grab; dann des Morgens ward er tod funden / es sey nun daß ihn seine Unmässigkeit getödtet / oder ein anderer Unfall ums Leben gebracht. Er wurde in einen Fluß geworffen und darinn gleichsam begraben; billich brauchte

es ein solch immer fliessendes Wasser so vielen Unflath abzuwaschen. Seine Soldaten/ damit sie ihn ja recht auf generose Art beklagen möchten/ ritzten ihre Gesichter mit der Degens Spitz. Wie ist doch GOtt in seiner allgewaltigen Regierung so wunderlich; wie soll man ihn nicht auch mitten in der harten Straffe lieben? Als Rom und der übrige Theil des Reichs nunmehro durch Attilam gestrafft ward/ wirfft er die Ruthe ins Feuer; sein Zorn wird durch ein besseres Leben gestillt/ er fähret nie fort uns zu plagen/ wo wir nicht fortfahren ihm zu mißfallen. Sein Zorn macht die Hunnen andern auf eine Zeit schrecklich/ aber er gebraucht sich doch endlich ihrer nicht anders als wir uns etwa des Giffts gebrauchen; wann man einer Schlang das Gifft hat aus dem Schwantz gezogen/ so zertritt man ihr den Kopff. Die Göttliche Providenz zeigte Attilam der Welt als ein grosses Schrecken/ so bald man selbiges förchtet/ stellt er sich wieder zu frieden. Da bedeckte der Coloss die Kinder/ die er solte erdrucken/ so bald

sie

sie ihren Vater erkandt hatten. Es machte GOtt aus solchen zerstückten Bilde einen Wall der sie beschützen muste.

Meroveus hat auf der einen Seite die Römer / aber gleichsam ohne Arm/ nach dem sie Aetium verlohren hatten; auf der andern die Hunnen, aber gleichsam ohne Geist und Seele/ die sie regieren solte; die Gothen waren auch noch zu überwinden in Languedoc, diese aber thaten ihn mehr aufmuntern / als grossen Schaden thun.

XIX. Es giebt in denen natürlichen Dingen selbst manche præsagia, der Sachen die sich begeben/ gleich wie die lineamenta der Kräuter ihre Krafft anzeigen.

Es streiten zwar viele Dinge wieder den Rathschluß GOttes / aber nichts stösset ihn um. Da sind nun die Frantzosen in Gallia; was sich ihrem Zug wiedersetzt/ hat ihre Macht empfunden/ der Untergang des gantzen Reichs ist der Grund ihrer Victorien/ die Barbaren / so ihr Glück nicht leiden kunten / beten

beten nunmehr ihre Tugend an. Die Liebe fångt nun an in den Hertzen der Gallier eine Gestalt zu gewinnen / und zwar weit besser als etwa die Natur sie den Gallis oder Hanen auf den Kamm gesetzt. Ich wolte gleichwol nicht gern laugnen / daß diesem Thier / welches der Gallone Namen führt / nicht etwa von der Natur die Figur solcher Blume wåre eingedruckt worden / damit es gleichsam zuvor anzeigen solte / wie sich diese zwey Nationes mit der Zeit vereinigen würden.

So macht es GOtt / er spielet mit seinen Creaturen dergestalt / daß er sich in denenselben abbildet / er trågt zu Zeiten gefallen / Anzeigungen seines Willens denselben einzuprågen / und auf einer zarten Pflantze / oder wo es ihm nur beliebt / die unendliche Gedancken seiner Göttlichen Weisheit sehen zu lassen. Pharamond kam gar nie über den Rhein; dessen Sohn Clodion kam zwar drüber / wurde aber wieder herüber geschlagen; alles zu dem End / damit ihre Nachfolger bald erlernen möchten / es werde nichts zum Stand

ge-

gebracht / woran GOtt nicht arbeite; und wo seine Gnade ermangelt / könne eine Sache niemals guten Fortgang haben.

Es wollen einige / daß der Käyser dener Frantzosen geschenckt habe / was sie sich an Gallia würden wieder erobern / wegen der guten Dienste so sie ihm geleistet hatten. Ja man giebt auch vor / daß der Name Frantzoß von Franchise der Freyheit herstamme / die er ihnen zuliesse / in dem der Käyser nicht wolte / daß die jenige so dem Römischen Reich die Freyheit wieder erworben haben / daselbst als Sclaven leben solten.

XX. Wer recht urtheilen will / muß nicht interessirt seyn.

Diese Anmerckung kommt von Mißgünstigen her / die sich bemühen den Ruhm der Frantzosen zum wenigsten etwas zu mindern / weil sie ihn nicht gar unterdrucken können; aber dergleichen Leute / in dem sie zu unserm Schaden arbeiten / haben sie gemeiniglich nur ihre eigene Schande davon

zu-

zugewarten. Die so solche Fabel aufgebracht/ wissen gar wol/ daß unsere Vorfahrer den Namen der Francken oder Frantzosen auch jenseit des Rheins geführt haben/ und daß Meroveus Galliam Belgicam schon hatte/ als Valentinianus ihme solches præsent angeboten. Wer von dem warhafften Ruhm einer Nation ein unsträfflich Urtheil fällen will/ muß ihr Feind nicht seyn; die affecten so ihm das Gemüth verkehren/ verderben ihm auch die Feder und Zunge. Die so um die höchste Stelle streiten/ werden solche wol denen nicht zulegen/ die eben ein gleiches suchen Aber dieser Streit kan der Warheit keinen Abtrag thun/ er macht sie nur klärer; je mehr man selbige examinirt/ je mehr giebt sie sich an Tag/ und zu erkennen.

Unser Monarch zog sich seinen Vortheil aus der Hunnen Unglück/ und aus der Römer geschwächten Zustand: so bald er seine Völcker kunte wieder zusammen bringen/ gieng er damit vor Pariß/ welche Stadt auf seine Auf forderung sich er-

ergab. Viele andere Plätze folgten solchem Exempel/ und wolten gleiches Glück geniessen.

XXI. Wer sein Glück nicht wacker verfolgt/ der ist solches nicht wehrt und kommt auch drum.

Das ist Thorheit / wann man sich einbildet / es werden die Städte und Länder sich bey denen im Bett ruhenden Heerführern selbst anmelden. Wann einem dergleichen Träume sollen einfallen/ so muß man wachen und nicht schlaffen. Meroveus triumphiret; was ists Wunder! er bearbeitet sich auch um den Sieg: Und wann sein Reich ihm auch gleich nicht als eine Belohnung seines tapffern Muths wäre zugefallen/so hätte es ihm doch gehört als der Lohn seiner so vielfältigen Bemühung.

Seit dem dieser tapffere Held den ersten Fuß in Gallien gesetzt hatte/ ruhete er nicht einen Augenblick daselbst/ seine Klugheit erinnerte ihn immer/ das Glück sey nicht allzeit guts humors/ man müsse es annehmen/ wann es sich anbiete/ sonst wisch es auch so dann darvon

von/ wann man es suchet. Es sind viele tausend siegreiche Lorbeer-Zweige in den Händen der jenigen verwelckt/ die solcher nicht recht haben können warten und pflegen. Und wäre besser/ man überwände den Feind nicht/ wann man sich des Siegs nicht bedienen will/ dieweil der böse Gebrauch und Anwendung desselben gnugsam anzeigt/ daß man dessen nicht wehrt ist. Nach erhaltenem Sieg sind alle momenta hoch zu schätzen; das Glück giebt solche an die Hand/ damit man den Feind verfolgen soll. Nun soll und kan man ihn aber am besten so dann verfolgen/ wann er schon halb überwunden ist; man soll und kan auch besser und bequemer seine Soldaten nie anführen/ als wann sie den Sieg fast schon gäntzlich erlanget haben.

Billich hat man den Nachfolgern dieses grossen Königs dessen Namen gegeben; dann/ ohne daß er am ersten in Franckreich sich fest gesetzet/ kan man wol sagen/ daß

seine

seine kluge Statuta allein sie anjetzo daselbst erhalten.

XXII. Gelindigkeit ist das kräfftige Mittel/beydes zu überwinden und zu regieren.

Man wird nicht leicht einen Herrn gesehen haben/ der gleichgesinnetes humors war als eben er; die zu ihm kamen/ erblickten eine solche Leutseligkeit in seinem Gesicht / die sie gantz und gar einnahm. Die Völcker so ihn zu ihren Monarchen aufnahmen/ betauerten nichts/ als daß sie ihm so spat kennen lernen. Er brachte die übrige Zeit seiner Regierung bloß damit zu/ daß er die Gemüther und Hertzen der Unterthanen gewann; und hatte er selbige auch dermassen an sich gezogen / daß er durch seinen Tod ihnen allen das Leben überdrüssig machte. Gelindigkeit ist eine mächtige Bezwingerin der Rebellion; wann die Liebe ein Volck nicht in schuldigem Gehorsam erhält/so werden es gewißlich auch keine Ketten dazu zwingen. Vor die wilde Tiger und Panther-Thier kan man endlich noch wol käfig oder eiserne Gitter fin-

G den/

den/ aber der freyen Menschen Hertzen lassen sich in keine Gefängnus oder Bande einsperren; wer sie ins Verderben bringen will/der darff sie nur irritirn. Kan man daher unserm Monarchen nicht gnug Lobs zulegen / daß er sich seines errungenen Vortheils so klüglich wissen zu bedienen; er sahe gar wol/ daß so unterschiedliche Gemüther sich nicht liessen mit Eisen an einander hefften / und daß sie vielmehr durch ein unsichtbares Band der Natur müsten zusammen gehalten werden. Hierzu bediente er sich nun des Bands der Liebe; und zwar mit so gutem succeß, daß die so seine Feinde zuvor gewesen / sich nunmehr willig unter seinen Gehorsam gaben. Der Bienen König macht mit seinem Honig sich mehr Unterthanen/ als er bekommen würde/ wann er nichts als lauter Stacheln wäre; zu dem End hat ihm auch die Natur einen grössern Leib gegeben / damit er des süssen Honigs mehr sammlen kan. Sein Kopff der mit einem Sternlein bemercket/ giebt denen Monarchen zu verstehen / daß die Klugheit das Re-

gi-

giment führe/ und seine Brust/ welche breiter als der andern/ zeigt an/ daß er allein alle Hertzen des Reichs muß in das Seinige fassen. Wer ohne Gelindigkeit regiert/ der regieret ohne Sicherheit; und wer mit Gewalt herrscht/ der herrschet nie lang.

Childeric I.

I. Ob man auch grosser Herrn Laster und Fehler beschreiben soll?

Es stehet den Unterthanen nicht zu/ daß sie auf ihrer Fürsten Fehler das Aug richten/ massen sie gemeiniglich so wenig geschickt sind sie zu corrigiren/ als befugt sie zu straffen. Nichts desto weniger/ gleichwie es sich nach dem Tod zuträgt/ daß ihr Leib auch dem geringsten unter dem gemeinen Mann zu schauen daliegt / und sich so dann jedweders Aug frey und keck an das Gesicht macht/ das es im Leben nie anders als mit Scheu und Ehrerbietigkeit angeblicket; also kan man auch wol ihre Fehler anzeigen/ wann sie andern zum Unterricht dienen; und macht sich der

jenige Historicus einer Schmeicheley und Unwarheit schuldig / der mit Warheit eines solchen Stillschweigens zu beschuldigen ist. Wann grosser Herrn Laster ärgerlich sind / so wäre der jenige höchst straffbar / der sie anführte / dann er sie eben dadurch andern lehren würde / in dem er sie entdeckte; wo aber deren Erkandtnus die Nach-Welt von dem Bösen abführen soll / so ists sehr löblich gethan / daß man sie öffentlich vorträgt. Dann so man anzeigt / was in vorigen Zeiten übersehen worden / bestetigt man dadurch / daß das jenige löblich sey / was im gegenwärtigem Geschicht / und was an unserer Vorfahrer Leben gescholten wird / macht den Ruhm unserer Tugend nur desto herzlicher. Gleichwol wo die Erwegung dessen darinn sie geirrt / nichts anders nach sie zöge / als daß es nur die unsrigen zu Frieden stellete / besorge ich billich / es möchte mehr Gefahr als Nutzen dabey seyn / so man es entdeckte; sintemal wir allzeit mehr geneigt uns zu verderben / als zu bessern. Man geräth leicht auf den

Wahn /

Wahn / als sey man noch so schön / wann man einen ungestalten Menschen erblickt; hingegen zweiffelt man an seiner Schönheit / so einem ein andere vortrefflichere zu Gesicht kommt. Unserer Vorfahrer übles Lebē giebt uns nicht allein Gelegenheit an Hand / wie wir das unsrige entschuldigen können / sondern macht uns auch noch kecker darinn fortzufahren; und da es unser Leben solte durch dessen Gleichförmigkeit zu Schande machen / treibt es selbiges nur durch sein Exempel desto mehr an. Ja es ist unsere Natur so gar verderbt / daß sie meint sie thue gar was herzliches / wann sie Laster nachthut / die man / wiewol freventlich an andern ehret; wann sie gewar wird / daß eben der schändliche affect, damit sie behafftet ist / unter Königlichem Purpur anzutreffen / vermeint sie unbedachtsamer Weise / es seyen Königliche Qualitäten. Ist also höchst gefährlich der Könige und Monarchen Laster vorzutragen; dieweil selbige gleichsam in ihrer Person gekrönt werden / und daher als Tyrannen über

unsere Sitten herrschen wollen/ massen sich auch eines falschen und ungegründeten Rechts über die Unschuld und Unsträfflichkeit an. Doch ist nicht zu laugnen / daß man sich eine gute Lehr daraus nehmen kan / wann der Leser an denselben mehr Ungemach und Verlust als Vortheil ersehen kan/ und mehr das jenige straffwürdig erkennen muß / wann er sie nicht lieset als wann er sie betrachtet. Wann unserm Gemüth Gutes und Böses vorgetragen wird / so schlägt sich das Hertz auf eine Seite / und erwehlt lieber einer geringen Vergnügung zu entbären / die man zu erwarten hat/ wo man sich den bösen affecten in Gehorsam giebt / als ihnen mit so teurem Schaden zu folgen. Ich kan mir nimmermehr einbilden / daß man unsern Nachkömmlingen dadurch ein schädlich Exempel vorstelle / wann man einen Fehler beschreibt/ der eines Fürsten Leben oder Reich / ja offt wol gar alle beyde in Gefahr gesetzt hat. Dadurch sagt man ja mit herrlichen und nachdrücklichen Worten denen Monarchen / daß sie entweder

sich

sich hüten/sollen ihrer Vorfahrer Leben zu führen/ oder sich entschlüssen gleiches Unglück auszustehen. Es erfordert zwar eine vornehme Königin an einem Ort/ wann man mit Königen oder von Königen redet/ so soll man lauter seidene Worte machen; und ein discreter Mahler sagt/ daß man ihre Gebrechen nur entwerffen / aber nicht ausmahlen soll. Wer diesen Meinungen nachgehen wolte/ müste grosse Herren entweder loben / oder nichts von ihnen sagen; das ist / man könte zum Exempel von ihrer Füllerey nichts reden / man müste dann zu einem freventlichen Plauderer / oder zu einem Lügner werden. Und daher kommts/ daß man auch nicht einmal oben hin von der Fürsten Untugenden sich zu schreiben getrauet; dann ob sie schon nicht allzeit eine annehmliche Luge belohnen können / so können sie doch allzeit die verhaste Warheit straffen. Wer sie Lasterhafft nennt / der ziehet ihren Zorn auf sich; und wer auch nur der Alten ihre Unthaten beschreibt/ erregt doch einen Verdacht bey ihnen.

Ein Ungerechter meint/ er sehe sein Bildnus in allen Laster-Spiegeln die man ihm vorhält; kan man also gantz nichts erzehlen/ das ihnen nicht als eine Tadelung vorkomme.

Dieweil Childeric seine Laster an sich selbst hat verdammt / darff ich mich nichts Arges befahren/ wann ich sie schelte; weil er selbst einen Abscheu davor gehabt / so hoff ich vor mich leicht Gnade. Es giebt Monarchen/ die mit einem Phœnix-Kopff anfangen/ und auf einen Schlangen-Schwantz ausgehen; aber der/ von dem ich rede/ hat übel angefangen / und wol geendigt; die letztere Helffte seines Lebens hat die erste so verbessert/ daß ich davon weder zum Nachtheil dessen von dem ich schreibe/ noch deren/ denen zu gut ich schreibe / eine impression so im geringsten tauren würde/ machen kan.

So bald man den Meroveum **Königlich zur Erden bestattet hatte/ erkandten beyde** Nationes, **die nunmehr zu einer worden waren/ seinen Sohn für den rechtmässigen Kron-Erben. Und wie diese**

tapffere Helden Gemüther nichts hatten das sie hoher und herrlicher hielten/ als die Waffen / so krönten sie ihren König auch auf solche Weise/ daß sie ihn auf einen Schild über die Häupter empor huben; das Salb-Oel wurde von der Feinde Blut genommen.

II. Man förchtet die jenige Macht allzeit/ die man noch nicht geprüfft und empfunden hat.

Rom hatte noch kein Spectacul gesehen das seinem Reich so erschröcklich vorkam/ es sahe diesen jungen Printzen an/ und zitterte ob seinem Anblick/ davor haltend/ daß der Himmel dem Capitolio nicht gnug guldene Schilde gegeben/ sich damit vor dem auf dem Schilde Gekrönten zuverthätigen. Der Römische Rath war nur ein lauterer Schatten von denen preißwürdigen Häuptern / die den Grund zu solcher allgemeinen Republic gelegt hatten/ die Käyser/ deren tapfferer Muth ihren Fall hätte unterstützen sollen / hatten weder Verstand noch Klugheit

gnug solch Unglück vorzusehen und abzuwenden.

Was werden (sprach gleichsam Rom) diese zwey Nationes nicht thun zu meinem Untergang / dieweil allein die schlechteste unter ihnen mich schier zu Fall gebracht hat? Ich hab die Gallos schon einmal am Capitolio gesehen/ und hatte damals / wo sie nur mit Gedult meinen ruin hätten erwarten wollen / ohnmöglich die Kräffte solchen zu entgehen. Nichts salvirte mich zu der Zeit als ihre allzu grosse Begierde; wäre ihre Hertzhafftigkeit nicht so brennend gewest / so hätte sie mein Verderben gewürcket / ich wäre zu Aschen worden/ wann sie das Feuer ihres brennenden Muths nicht zu sehr lassen ausbrechen. Es ist mir billich eine Schande/ daß mich Gänse aus ihren Händen errettet/ und daß ich mein Heil mehr dem unbedachtsamen Verfahren der Gallier, als meiner behutsamen defension zuschreiben muß. So mir nun unmöglich gewesen dieses Volck unter mich zu bringen/ jenes aber mich selbst überwunden hat;

was

was soll ich anders erwarten von ihnen/ nun sie sich vereiniget / als die gäntzliche Verwüstung meiner Länder? Franckreich / welches vor weniger Zeit nur dem Namen nach bekandt war/ hat meine Monarchen überwunden / was soll ich nun hoffen / da die streitbarste Völcker auf Erden ihme gehorsamen. Es hält weder Rhein noch Loire die streiffende Frantzosen auf/ wie ehdessen; es darff sich niemand ihrer hereindringenden Macht wiedersetzen / der nicht müste von ihren Händen sterben. So viel ich Kriegs-Leute ihnen über die Alpen entgegen schicke/ so viel Schlacht-Opffer schick ich dahin / so bald sie sich vor ihnen sehen lassen / sind sie geschlagen. Der den ich erkohren hatte sie auszurotten/ hat sie nur recht fest gesetzt / und ihnen aus der Hunnen Niederlage herrliche Siegs-Zeichen aufgerichtet. Ich verlange die Frantzosen nun nimmer zu Tributariis zu haben/ sondern wäre mit ihrer Freundschafft und Bundgenossenschafft zu frieden; ich verlange nicht/ daß sie mir sollen unterworffen

seyn / sondern möchte nur wünschen / daß ihre generosität mich nicht in steter Furcht hielte.

Heroische Tugend-Gemüther werden allzeit entweder gefürchtet oder geliebet; die Liebe treffen sie bey denen Frommen und Guten / die Furcht bey den Bösen an.

Wie gar wenig erkennt der Mensch was er fürchten soll / wie wenig versteht er was er zu hoffen hat! Da Rom sich nichts als hohe Dinge von unserm Monarchen einbildete / führt er selbst unter dessen nichts als niedergeschlagene knechtische Gedancken. Dann er bewirbt sich nach seiner Erhebung zu Ehren wenig darum / was denen Unterthanen gefallen möge / es ist sein geringste Bekümmernus / was ihnen mißfalle; Childeric **war unter den Soldaten erzogen / und glaubte daher daß / wo ihn der Degen nicht schützte / so würde er ihn gewiß ins Verderben bringen; wo er durch Gewalt das Reich nicht er-**

erhielte/ würde ers nicht lang genießen.

III. Wie man grosser Herren Laster ins gemein bemäntelt.

Wann ein martialischer König nicht eine vortreffliche Natur hat/ so ist zubefürchten/ er werde durch so vieles Blut-Bad gantz wild werden; und in dem er der Feinde Blut so offt vergiessen siehet/ endlich die fliessende Thränen seiner Unterthanen nicht können zu Gemüthe ziehen. Wer das gemahlne Feuer offt ansiehet/ lehrt sich gleichsam selbsten/ wie er das Brennen und Verheeren erdulden möge; das Hertz wird zum Wunden-schlagen aufgefrischt/ wann das Aug solche Ungescheut sehen kan. Es finden sich zwar unzehliche/ die eines lasterhafften Fürsten Thaten wissen zubeschönen; da macht man aus seinem Wüten eine unüberwindliche Tapfferkeit/ und will keiner/ dem sein Gemüth bekandt ist/ gern mit Worten zum Straffen den Anfang machen. Man liebkoset einem grausamen auf seinem Thron wie einem wilden Tiger-Thier in dem

Käfig; damit man seine Klauen nicht auch kosten möge / so sagt man / daß die / so selbige empfunden / es verschuldet haben. Und muß man ihnen entweder nicht zu nah kommen / oder in der Näh den Fuchs-Schwantz streichen / dann so man seine affecten nicht vergnüget / so ist der Zorn erregt. Aber die Artzney so nicht wiederwärtig schmeckt / hilfft auch nichts / dero lieblicher Geschmack kehrt den Magen zwar nicht um / aber es befördert dadurch auch nur dessen Gebrechen.

Guyemans, der damals des Fürsten Vertrautester war / hatte zu seinem Glück noch so ein redlichs Gemüth / daß er nicht ermangelte / ihm das Unglück nachdrücklich vorzustellen / das ihn könte überfallen / wo er immer fort den Schmeichlern würde Gehör geben. Aber Childerics Jugend war hierinn mächtiger als die Vernunfft.

IV. Es ist ein herrlichs Kleinot um einen treuen Diener.

Ein kluger und sittsamer Mann ist von

von seinem Herrn höher zu achten/ als sein Schatz. Hat er eine Kron/ so erhält er ihm solche/ hat er noch keine/ so erwürbt er sie ihm. Es liegt sehr viel dran/ daß man tugendhaffte Leute um junge Monarchen lasse/ ehe sie durch Umgehen mit Lasterhafften sich üble Gewohnheiten annehmen. Dann selbige bringen ihnen unvermerckt die Tugend-Lehren bey; sind sie zum Bösen geneigt/ so ziehen sie sie zuruck. Es ist nichts in ihrem annoch zartẽ Gemüthe/ bey solchem Alter/ das sie unfähig machte zur Verbesserung; sie nehmen an/ was man ihrem Verstand einbildet/ und lassen gar leicht wieder aus dem Gemüth fahren/ was man ihnen zuvor beygebracht hatte. Ein Vater zeugt gleichsam seinen Sohn von neuen/ wann er ihm einen klugen Hoffmeister verschafft; durch diese andere Vaterschafft aber macht er sich um den Sohn weit besser verdient als durch die erste/ dann diese hat nur den Leib/ jene aber die Seel und das Gemüth erzeugt. Die erste bringt offt einen unglückseeligen Sohn zur Welt/

die

die andere macht ihn zu einen Helden-mässigen Menschen. Die jenige so uns zur Welt bringen/ machen daß wir Menschē sind; von ihnē haben wir unsre Natur/ von jenen aber die Vernunfft.

Man könte es Meroveo nimmer verzeihen/ daß er Childeric so übel erzogen/ wo er nicht König und Vater zu gleich gewesen wäre.

V. Ein Regent ist seinen Unterthanen mehr zu leisten schuldig/ als seinen Kindern.

Ein Fürst ist den Unterthanen mehr als den Kindern schuldig/ sintemal ihn allein die Natur an diese verbindet/ an jene aber die Gerechtigkeit; ein Vater ist er von ungefehr worden/ aber ein Herr durch die Wahl und seine meriten. Wann er gleich lauter thumme Kinder erzeugte/ würde er doch ein Vater bleiben; aber den Königs-Titul verdient er nicht/ wann er seine Unterthanen in Elend läst. Das Geblüt/ daraus man Kinder erzeugt/ ist der Grund der Vaterschafft/ der glückliche Zustand/ den man einem Land verschafft/ ist die basis, darauf es ruhet.

Die

Die naturliche Verwandschafft zergeht mit dem Leben / die Unterthänigkeit mit der Wohlfahrt und glücklichem Stand; kan man also wol Vater seyn / wann man gleich aufhört König zu seyn. Es ist noch eine andre Ursach / die einen Monarchen mehr seinen Unterthanen verpflichtet als seinen Verwandten. Dann ein Fürst ist der allgemeine Vater der gantzen Republic, und dieses verbindet seine gröste affection; er ist hinwiederum auch ihr Kind / und daher alle Kindliche Treu schuldig. Vater ist er daher / weil seine treue Vorsorg sie entweder im gemeinschafftlichen Wesen erhält / oder gar selbiges aufgebracht hat; Sohn ist er / weil er von ihr die Oberherrschafft und die Regierung empfähet. Der Consens und Einstimmung der Völcker macht Monarchen / ihre dignität entsprosset aus der Hoch-Schätzbarkeit ihrer Tugend. Und solcher gestalt sind sie ebenmässig sodann von der Republic gleichsam erzeugt / und dero Kinder / wann sie denselbigen als Väter ihr Wesen gegeben ha-

haben. Es wird niemand zu finden seyn/ der nicht lieber König als Vater seyn wolte; eben diese allgemeine Zuneigung aber giebt gnugsam an Tag/ daß ein Fürst mehr seine Unterthanen/ als seine Kinder zu lieben schuldig sey.

Childerics ungezähmte Weiber-Lieb gab seinem Glück den grösten Stoß.

VI. Die Lieb ist/ wieder Platonis Meinung/ ein Vater der Armuth.

O Liebe! du süsse aber schädliche Gemüts-Kranckheit/ wie grossen Haß verdienstu wegen des Ubels/ so du anstifftest. Man sagt/daß diese Mörderin von der Armuth gezeugt worden. Plato, den ich sonst hoch halte/hat hieriñ gefehlt; und kommt vielmehr die Armuth von der Lieb her. Ists nicht die Liebe/ die uns unserer Güter beraubt/ die all unser Gold und Silber in dem Koth der eitlen Wollüste verschmeltzt? Ist sie es nicht/ die unsere Sinne schwächt/ und den Leib zu Grund richtet? Bringt sie uns nicht um den Verstand/ verführt sie nicht die Unschuld?

schuld? Nun kan ja die Armuth des Menschen nie grösser seyn/als wann er weder Leib noch Seel mehr hat. Wer stürtzt ihn aber in diese elende Dürfftigkeit/als die lasterhaffte Lieb? O Lieb! wie ist dein Name so süß / aber wie ist deine Tyranney so streng! Wie giebstu schöne Versprechen und verheissest viel; aber wie verrätherisch bringstu den Menschen um seine Wohlfahrt! Ach wie kurtz und betrüglich sind deine Wollüste / aber wie lang und tauerhafft die Reu/ so darauf folget. Du bist dem Namen nach die Lieb / in der That das verhasseste Ding von der Welt.

Childeric gerieth so tieff in diese Kranckheit/ die sich durch die Augen einschleicht/ daß es schiene/ als wäre solche Brunst gantz und gar in seine Seele verwandelt/ die ihm das Leben erhält. Er war nur ein König der geschminckten / weil er sich von allen schönen Weibs-Bildern einnehmen ließ; das geringste schöne Geschicht kunte ihm das Hertz nehmen: Und

war

war die Keuschheit nie vor ihm sicher/ als wann sie sich unter eine schlechte Gestalt versteckt hatte; bey ihm muste ein Weibs-Person entweder unförmlich oder unzüchtig seyn.

VII. Unziemliche Lieb macht den Menschen zu einer bestie.

Es hat ein grosser Herr keinen gefährlichern Feind als die Lieb; dieweil kein Feind ihn so gar aller seiner Freyheit beraubt und zum Sclaven macht. Wann er liebt/ muß er gehorchen; und hat so manchen Tyrannen über sich/ so manche Liebste er hat. Die Schande so der maitresse Eltern dadurch zuwächst/ verursacht nicht nur/ daß sie solchem Herrn die schuldige Treu entziehen/ sondern sie dörffen wol gar dessen Unterthanen nimmer seyn wollen/ der einer Weibs-Person die Herrschafft über sie in die Hände giebt/ welche doch unter ihrer Gewalt seyn solte. Es hat in Franckreich nie kein Hercules gesponnen/ wo er aber einer Weibs-Person gehorchet hätte/ so könte man sagen/ er hätte gesponnen.

Die Natur macht bißweilen das Weib zu einem Manns-Bild / die Wollust hingegen macht den Mann allzeit zu einem feigen Weib: Jene Verwechslung entspringt aus der Natur / diese aus veränderten Sitten. Ja wer sich den Wollüsten ergiebt / macht sich noch geringer als eine Weibs-Person / dann an Schwachheit wird er zwar einem andern Geschlecht gleich / aber nicht an Schönheit / welche den Weibs-Personen ihr Vermögē und beste Stärcke giebt. Ein Monarch ist kein Monarch mehr / wann er von der Lieb beherrscht wird. Ja es wär noch nicht so ein grosses / wann die Lieb einen Fürsten nur um den Scepter uñ die Regierung brächte / sie raubt ihn auch die Vernunfft / von der Tyranney des Leibs kommts auf die Tyranney des Gemüths: So bald er sich den Viehischen Lüsten ergiebt / hört er auf ein Mensch zu seyn. Wann er nun in solchem tödlichen Schlaff liegt / so zeigt sich nichts an ihm / als Thummheit und Unempfindlichkeit / die dem Tod ähnlicher sehen als dem Leben; sintemal so

dann

dann die Seele das wenigste bey ihm zuverrichten hat. Sie wird mit dem plumpen Leib dermassen beschwert/ daß sich nichts an ihr regt/ als wann sie fallen will: Da ist so dann keine Hoffnung mehr daß sie sich über der Thiere und Gewächse ihre Kräffte empor schwingen werde/ dieweil alle Kräffte der Vernunfft verloschen sind.

Er war mit nichts beschäfftigt/ als wie er Weibs-Bilder zu seiner Lieb bringen möge/ da musten die Züchtigsten entweder seine Trohung/ oder die Schand und den Ehren-Raub erdulden; diese nette Tugend wars/ worinn er einen Triumph nach dem andern suchte zu erreichen/ auf solche Weise stellte er seine Victorien an.

VIII. Es kan ein Fürst seine Unterthanen ärger nicht hassen/ als wann er ihre Weiber zu sehr liebt.

Er ehrte die Männer/ damit er den Weibern die Ehr rauben könte; den knechtischen Gemüthern gab er Geld/ denen Tapffern verschaffte er gute Aempter; ums Geld erkauffte er ihre

Ein-

Einwilligung / und die Aempter musten sie von den Weibern entfernen. Man liebt nicht alle / denen man liebkoset; es muß offt die Neigung so man zum Mann trägt / nur ein Deckel seyn der jenigen / die man gegen das Weib führt. Es weiß sich auch die einfältige Aufrichtigkeit unter diese List zuverstecken. David begegnet Uria mit schönen Worten da er von der Armee zuruck kam / er lud ihn aufs höfflichste ein / daß er sich doch bey der Bathseba etwa zu Ruh geben möchte; was sucht er hierbey? Nichts als Sicherheit / daß er seine Uppigkeit forttreiben / als eine Decke / darunter sein Ehbruch verborgen bleiben möge. Da er siehet wie dieser redliche Held aus rechtschaffener Treu sich beständig wegert die geringste Vergnügung / so ihn feig machen möchte / zu kosten / schickt er ihn wieder an Joab, mit Befehl / man soll ihn an die Spitze stellen / und dieses zwar / damit er mög umkommen. Mit der Ehr / so er ihm anthut / will er zuvor kommen / daß ihm Joab hernach nichts vorzuwerffen habe; den begange-

ge-

genen Fehltritt soll Uriæ ehliche Beywohnung hereinbringen / und die verübte Unzucht bringt er durch eine Mordthat auf die höchste Staffel der Laster. Das unschuldig vergossene Blut soll den Schüldigen rein machen / und in dem er besorgt / Urias möchte die üble Belohnung seiner treuen Dienste ihm vorrucken / bringt er ihn gar um. David ists nicht allein gewest / der den Hirten erwirgt / damit er das Schäfflein bekommen möge; alle / die solchem bösen Exempel folgen / werden ihm auch an der Grausamkeit gleich. Gleich wie die rechtmässige ehliche Lieb ihr absehen richtet auf anderer Menschen Erzeugung / also sucht die unzüchtige ausser-ehliche ihren Tod; in solchem lasterhafftterhafften Thun ist eines Aufkommen des andern Verderben. Drum wer unsträfflich leben will / der lebe ohne Lieb; wollet ihr / ihr Fürsten / den Haß eurer Unterthanen vermeiden / so liebt sie nicht auf eine solche Weise. Soll euer Volck seine Lust an euch sehen / so müsset ihr nicht auf

solche unziemliche Weise ihr Vater werden; man kan sie wol lieb haben/ und doch nicht in Schande stürtzen/ gleich wie man sie nicht in Schande bringen kan/ ohne sie ins Verderben zu stürtzen.

Unser junge König hat keine Ohren Guyeman **Gehör zu geben; es vermag ihn alle sein vernünfftiger Rath nicht zu recht zu bringen; so bald eine Versuchung sein Gemüth anstößt/ so ist er überwunden.**

IX. Der Mensch hat einen recht gefährlichen Feind an der Wollust.

Das furchtsamste Laster des Menschen ist sein stärckster Feind; dann wo es anfängt schwach zu werden/ da wird es zum Verräther an uns. Unsere Natur/ wann sie siehet/ daß sie nur zu dem End bestritten wird/ damit sie Vergnügung und Lust empfinden möge/ hält davor/ daß sie eher dem jenigen nachgeben soll/ was sich ihr unter einer Freunds-Gestalt zeiget/ als sich viel wiedersetzen. Der Schein den solcher Feind von sich zeiget/ als wär er un-

unser bester Freund/und das liebkosen-de Versprechen/ überreden unser Gemüth leichtlich/ er dringe allein unsers Nutzens wegen also in uns. Er kommt mit lauter Anmuth bewaffnet/ damit er uns alles Mißtrauen beneh-me; er verbirgt gleichsam sein Schwerd/ damit er uns zu morden gedenckt. So bald er sich zeigt/ bringt er die Helffte des Menschen auf seine Seite; das Fleisch ergiebt sich auf die erste Aufforderung/ und hilfft das Gemüth verführen. Die Vernunfft/ welche sonst von Natur die Oberherrschafft hatte/ wird ins Unglück der Knechtschafft gestürtzt; un̄ weil ihr allein den Sieg zu erhalten unmöglich fällt/ will sie auch nicht einmal Wiederstand leisten. Die unsichtbare Hertzens-Bezwingung/ welche die schönste unter ihren Tugenden ist/ kommt ihr so schwer vor/ daß sie sich kaum entschliessen kan/ sie vor gut und billich zu halten/ weil sie die Kräffte nicht hat/ solche ins Werck zu richten. Die Wollust bekriegt zwar den Menschen mit lauter Blumen/ aber man muß ihr mit dem

Schwerd

Schwerd begegnen; wo man nicht mit einem groben härinen Kleid sie sucht zuvertreiben/ so weicht sie nicht/ wiedersteht man ihr auf gelindere Weise/ so muß man sich ergeben. Wann uns der Schmertz angreifft/ so waffnet sich der gantze Mensch uns zubeschützen/ das Fleisch giebt seine affecten/ der Geist die Tugend her. Hingegen findet der süsse Feind die Wollust/ bey uns nicht allein schon ihre Verräther/ sondern er weiß auch die Vernunfft durch seine Reitzungen einzuschläffern/ in dem er ihr einbildet/ daß Streiche/ die dem Leib so annehmlich sind/ die Seele ja nicht verletzen können. Es ist Adam leicht überwunden/ wann Eva zuvor verführt ist; und hat die Schlange das Hertz schon halb durchdrungen/ wann sie den Augen gefällt.

Unser Monarch verliert zugleich der Männer affection, da er der Weiber ihre gewinnt; das gantze Reich stehet wieder ihn auf/ und geräth in eine grosse Rebellion, da er sich vor der öffentlichen

 Schan-

Schande verstecken und verdecken will.

X. Wann ein Herr dem Auffstand der Unterthanen weichen soll/ und wann er nicht soll nachgeben.

Es ist eine üble Art zu heilen/ wann ein Wund-Artzt neue Wunden macht/ damit er die alte zu recht bringen möge: Nichts desto weniger/ wann eine solche Cur nöthig ist / so thut ein Artzt sehr wol und vernünfftig daran. Childerics Ministri gaben unterschiedlichen Rath; die so mehr seiner affecten als treue Diener waren / sagten: Man würde ihn vor Zaghafft halten / wo er nicht mit der Schärffe drein gienge. Das Volck werde nur mehr aufgewiegelt/ so man ihm viel nachgebe und sich in ihren humor richte; und sey eben das rechte Mittel wie man es Rebellisch machen könne/ so man seinen Murren Gehör gebe. Wer es viel ehrt / der fürchte es; wann es aber solcher Furcht gewahr wird / da erhebt es sich und wird hochmüthig. Wer nicht zu fallen begehre / der müsse nie wancken; und weil das Glück die Unterthanen

ja

ja nicht zu ihrer Herren Richter gemacht / so soll der Herr auch so schwachen Gemüths nicht seyn / daß erselbst sie über sich setzen wolte. Kurtz / wer über ein Volck herrschen wolle / der müsse ihm nicht gehorchen Guyeman hingegen / der die jähzornigen Frantzosen wol kannte / und sahe daß die Mißgunst eintzig und allein ihn um seines Königs Lieb brächte / redete ihn also an:

Allergnädigster Herr / ich hätte das Hertz nicht / Euer Majestät in dem unglücklichen Zustand / der uns überfallen hat / einen zaghafften Rath zu geben / wo es nicht die Noth erforderte; ich wolte mich scheuen einige Klugheit an Tag zu geben / wo sie nicht meiner Treu versichert wären. Es wissen Euer Majestät sehr wol / wie gar schlecht sich diese zwey Nationes zu dem Gehorsam und Dienst schicken / den sie ihnen schuldig sind / und daß sie ihre Kron unfehlbar verlieren müssen / wo sie gar zu hart drauf setzen selbige zubehaupten. Es ist der Auffstand des Volcks einem reissenden Bach gleich; welchen man wo

 man

man ihn nicht aufhalten kan / auswei-chen muß; wer sich zu rechter Zeit ent-fernet/ setzt sich dadurch in Sicherheit; das Wasser verliert sich hernach von selbst/ in dem es verfliesset; und nach dem es sich verlohren/ bleibt das jenige fest und in Sicherheit/ das es zuvor be-drohet. Euer Majestät glauben mir/ es ist so dann nimmer Zeit sich Hertz-hafft zu zeigen/wann die Kräfften schon entgangen; wañ die Helffte dero Unter-thanen sich den übrigen wiedersetzten / konte man sich noch eine Hoffnung des Aufkommens machen. Auch bey ei-ner solchen Beschaffenheit / da sie dero gantzem Hof fast nimmer zubefehlen haben; und in einem Alter/ da ihre Ju-gend in ihr selbst Zwistigkeit erweckt / sieh ich kein bequemer Mittel/ wie sie dero Scepter erhalten können / als wann sie ihn von selbst ablegen. Euer Majestät begeben sich aus dem Reich; und verfügen sich zu einem dero Freun-den; so bald sie sich nur werden ent-fernen / wird ihren Unterthanen ge-holffen seyn. Vor die Lieb ist kein besser Mittel/ als die Abwesenheit / wer

wer sich dieser Artzney gebraucht / macht zwey auf einmal gesund / sich selbst an der Lieb / und die er verlässt / an dem Eifer. Die Abwesenheit dient wieder die Lieb / weil diese gleichsam ihre Nahrung hat und zunimmt / wann sie ihren Gegenstand sehen kan; auch macht die Entfernung den Eifer zu nichte / der aus dem mündlichen Gespräch meistentheils entstehet. Euer Majestät bedienen sich dieser diät / so werden dero Unterthanen bald wiederum zu vorigem Wolstand gedeihen; meines wenigsten Orts versprich ich deroselben so grosse Treu / als dero auf mich gesetzte Hoffnung seyn mag.

Wann die grosse Herrn allzeit treue Diener hätten / würden sie niemal grosse Fehler begehen.

Diese Ursachen und Gründe machten / daß unser Monarch sich entschloß seinen Hof und üppiges Leben zuverlassen / und empfahl der Treu und Sorgfalt seines vertrauten Freunds seine Zuruckkunfft zubefördern. Dieser kluge Minister zertheilte ein Goldstück / be-

hielte die Helffte vor sich/ und gab die andere seinem Herrn/ mit Versichern/ daß so dann der Frantzosen Verlangen ihn wiederum einmüthig würde zum König haben wollen/ wann er ihme das Stück so er behalten zuschickete.

XI. Wers mit dem König selbst wol meint/ der meints auch wol mit seinem Glück.

Die Noth unterscheidet die Freund am besten/ sie zeigt welche den Fürsten/ und welche sein Glück lieben. Der Diener so seine Augen auf den Nutzen richtet/ vergist der Treu / wann der Herr in Armuth gerathen; eines solchen Dieners Hertz ist an des Herren Beutel und Geld-Cassa geheifftet / und hat ihn bloß die Vergeltung zum Dienst angetrieben. Wer aber recht generosè liebt/ und bey Mächtigen anders nichts suchet/ als wie er ihre Macht möge befestigen helffen/ der findet an seinem Freund nichts/ so ihm das Gemüth ändern kan. Wo das Unglück dem Freund stürtzt / so läst er sich mit ihm unterdrucken / wann er ihn nicht

nicht erhalten kan; kan er ihn aber vor dem Fall bewahren/so läst er ihn gewißlich nicht/ sondern hebt ihn allzeit empor.

Unser Fürst hatte den Scepter kaum weggelegt/ so waren alle grosse Herren des Reichs bemüht/ wie sie ihn wegkriegten/ und war nicht ein eintziger unter denen/ deren Weiber er geliebt hatte/ die sich nicht in seine Kron verliebten. Da geschah es nun wol/ daß Vater und Sohn Mitbuhler worden/ indem sie zugleich um diese Liebste warben; aber wer sich mit ihr verbinden wolte/ muste bey Guyeman drum werben/ der verwilligte sie endlich dem/ den er ins Verderben bringen wolte:

XII. Glück bedeut zukünfftiges Unglück.

Was ist es doch vor ein gefährlicher Fallstrick um den Besitz einer Krone? Guyemans erwehlt vor andern einen Römer/ dieweil er einen Monarchen stürtzen will; er bringt das Reich nicht selbst in seine Gewalt/ weil er seinen

Herrn will wieder einsetzen. Gilles Stadthalter in Gallia wurde von den Frantzosen zum König aufgeworffen; man hub ihn auf der Soldaten Schild und trug ihn empor/ aber bloß / damit man ihn ins Verderben wieder herunter stürtzte. Diß war das erste/ wodurch das Salische Gesetz gebrochen ward. Das Glück schmeichelt denen offtmals mit den schönsten Liebkosungen/ die es verrätherischer Weise willens ist zu verderben / es krönet seine Schlacht-Opffer eben so wol als man in der Heyden opffern sahe / aber Ach! sie thun kaum einen Schritt fort in ihrem Triumph / so nähern sie sich schon dem Tod. Der schöne Pracht / so sie verblendet/ verführt sie; und entdeckt das End eines solchen hochmüthigen Spectaculs erst/ wie verrätherisch der sich mit Schmeicheln einstellende Anfang sich verführt habe. Es soll einem Menschen nichts Verdächtigers vorkommen/ als eine gar zu jähe Glückseeligkeit/ die sich nicht aus der Tugend und guten Qualitäten herziehet; wann

durch

durch die Ehr/ so uns angethan wird/ unsere Tugend nicht belohnt wird/ so braucht sichs unser Gutthäter nur zu einem Vorwurff. Um dieser Ursach willen hätte Gilles des Aergsten sich versehen sollen; weil er nicht gewachsen/ sondern gleich auf einmal groß worden/ und man der wenigen excellenz die an ihm war/gar zu hoh Ehr auftruge. Mein warum ließ Guyeman der Frantzosen Wahl auf einen Frembden fallen/ und zwar einen/der von keinen meriten war? Diß sein Verfahren zeigt seine sonderbare Vorsicht an; er wolte keinen Gallier haben/ dieweil seiner Nation-Regirung solcher gestalt gar zu geschwind hätte ein End gehabt; er wolte keinen Frantzosen/ weil Childeric sonst gar zu spät wieder zu der Regierung würde kommen seyn. Vielmehr hielte er davor/ man müste sich um einen solchen Nachfolger bewerben/der es nicht lang bleiben würde: Gilles schickte sich nun eben zu solchem Fall auf den er sein Absehen richtete/ dieweil er ein Römer und voller Laster dabey war. Seine Anschläg giengen dahin/die Frantzosen

dahin zuvermögen/ damit sie vom Haß/ so sie über der Grausamkeit eines Tyrannen schöpffen würden/ aufs Verlangen nach einem gedemüthigten Fürsten geriethen/ und durch gegenwärtiges Leyden gezwungen würden/ sich reuen zu lassen/ daß sie Childeric unterdruckt hätten. Der Nam des Römers kunte seine Lands-Leute füglich erinnern/ daß sie Vasallen eines Knechts wären/ der einer Republic diente/ die alle Welt um ihre Freyheit brächte/ und deren übrige Macht ohne Zweiffel Galliam würde überfallen.

Dieser Frembdling hatte kaum die Kron auf dem Kopff/ so machte er sich nun gewaltige Einbildung/ daß er König wäre worden/ unb bedachte nicht/ daß allein die höchste und herrlichste Tugenden einen zum Herrn und Monarchen machen/ daß eine Kron den Kopff zwar beschwert/ aber nicht klüger macht. Summa/ dieser sein Glücks-Stand lehrte ihn nur/ wie er böses anstifften könte.

XIII.

XIII. Nicht alle/ die in Fürstenstand stehen/ sind von der Natur dazu erschaffen/ daß sie herrschen sollen.

Eine definition zeigt/ was der Mensch sey/ der Ehrenstand und ein Ampt aber/ wie er dem Gemüth nach beschaffen; jene beschreibt seine Natur; diese seinen humor. Es sind nicht alle Personen geschickt allerley Personen zuvertreten. Etlichen steht der Hirten-Stab/ andern der Scepter besser an; einige werden als Fürsten gebohren/ andere als Knechte. Aber gleich wie es pflegt auf einem Theatro zu gehen/ daß die/ so die schlechteste Person zu spielen haben/ dannoch mit einem Kleid/ das sonst ein vornehmer Held trägt/ sichs ausputzen: Also sieht man auch/ daß die Natur sich bißweilen irrt/ und da sie etwa einen wackern Mann will hervor bringen/ nur dessen Figur oder phantasma producirt? Diese Verstellung wäret zwar nicht lang/ es zeigt ihre erste That alsobald an/ daß sie dasjenige in der That nicht sind/ wovor sie sich ausgeben; und daß das Glück

ihnen zu Lieb einen Fehler begangen/ daran die Natur keine Schuld hat/ als die sie darzu nicht erschaffen.

Unser Vice-König hatte so wenig Geschickligkeit den Scepter zu führen/ daß er ihn gleichsam nur wie einen Stecken gebrauchte damit er die Unterthanen schlug/ die er regieren solte.

XIV. Ein Fürst muß nicht hochtragenden Gemüths seyn.

Ein Lasterhaffter thut nicht durch eine eintzige That anzeigen/ daß er ein Fürst sey/ seine ob wol zärtliche Hände würcken und verrichten nur lauter plumpe Dinge; er darff eine Sach nur anrühren/ so ist sie verdorben. Und gleichwol machte der Unverstand des Gilles seinen Unterthanen nicht so grossen Eckel und Abscheu vor ihm/ als seine Laster.

Er war stoltz genug/ sich so unnütz zu machen als sonst ihrer viele. Es gieng ihm das Maul nie auf / so befahl er etwas; der Anblick war jederman beschwerlich / und glaubte männiglich/ den er anschauete / er wolte ihm einen

Scha-

Schaden zufügen. Es ist kein Laster unter allen/ die grosse Herrn / und die so ihre Stelle vertreten/ an sich haben / das sie mehr um ihr hohes Ansehen bringt/ als der Hochmuth. So bald der Zutritt zu ihrer Majestät verwehrt wird/ so wird sie auch verhast; man kan ja einen Fürsten nicht ehren/ der zu hoch über uns schwebt; er muß sich herunter zu uns lassen/will er anders unsere Fußfällige Erniedriegung aufnehmen/ wiedrigen falls bleibt er zwar über dem Volck erhaben/ aber dabey auch entfernt von ihrer gehorsamen Unterwerfung und hertzlichen Zuneigung. Es ist nicht zu laugnen/ daß die Obrigkeit und hohe Potentaten irrdische Götter sind; sie müssen sich aber erinnern/ daß auch der grosse GOtt im Himmel sich nicht scheuet zu uns zunahē/sondern vielmehr mit seinen geringsten Geschöpffen freundlich sich unterredet/ und nichts so niedrig ist/ dahin seine Güte sich nicht versencket. Ob schon seine unmäßliche Grösse ihn auf unendliche Weise von den Menschen entfernet / und der herrliche Zwischenstand/der seine Gött-

liche

liche Natur von der unsrigen entscheidet/ ihn über alle Himmel erhebt/ so ist er doch gleichsam überall mit dem Hertzen und Haupt da/ wo er mit den Füssen ist. Wer diese hohe Majestät erkennet/ der muß sie nothwendig lieben/ dañ es je unmöglich/einem solchen Monarchen seine Liebe zu verwegern/ der nicht minder höchst gütig als groß ist. GOtt trägt keine Scheu sich hernieder zu lassen / dieweil er sich dadurch nicht verringern kan; die jenige/ so von seiner Vortrefflichkeit am meisten an sich haben / folgen seiner Gütigkeit und Sanfftmuth nur desto mehr nach. Es scheuen sich nur die jenige vor der Demuth und Bescheidenheit / die sich nicht gar hoch geschwungen; sie fürchten sich/ daß sie nicht noch einmal in den Staub ihres ersten niedrigen Standes und Herkommens gerathen möchten / und erheben sich daher so hochmüthiger Weise/ daß sie immer je länger je höher fahren/ aus Besorg/ sie möchten sonst ihrem Ursprungs-Ort sich wiederum nähern.

Gleichwol ist nicht zu laugnen/ daß

das zulänglichste Mittel die Hertzen zu gewinnen von der Freundlichkeit muß geborgt werden; und daß niemand die Hertzen gewinnen kan/ der sich nicht zu demüthigen weiß. Wann ein König nur deßwegen über seine Unterthanen erhaben wäre / weil er auf einem hohen Thron sitzt/ so dörffte man nur auf eine Eiche oder Tanne steigen/ wolte man noch grösser seyn als er selbst ist.

Der jenige nun/ so einen Mann von so schlimmen Inclinationen hatte zum König erwehlen helffen/ halff solche noch grösser machen so viel ihme möglich war/ nur damit er sichs hernach zu seinen besten bedienen möchte.

XV. Er muß nicht all zu grosse Ehr von seinem Volck verlangen.

Er hielte davor/ daß das beste Mittel wäre zu schaffen/ daß Childeric von dem Land betauert und wieder verlangt würde / wann er den Römer gegen die Unterthanen insolent machte; zu dem End bildete er ihm ein / daß er / um

um denen Frantzosen die Gelegenheit/ als ob er gar zu verträulich mit ihm umgienge/ zu benehmen/ ihnen nicht einmal einen Blick gönnen solte; sie würden ihn nur desto mehr Demuth und Ehr erweisen/ je mehr er sich von ihnen abzöge. Der einfältige Italiäner erkañte so wenig die listige Anschläge des Guycmans/ als er der Frantzosen Art und Natur inne hatte. Sie sind nicht gesinnt wie manche düstere Hof-Leute/ die ihren Herrn nur des Nachts Ehr erweisen; die die Sonne gleichsam auslöschen/ damit sie ihn nur bey Liecht sehen mögen. Ihre freye Gemüther werden nicht wie manche dadurch unverschämt/ so bald sie ihren Herrn nur zu Gesicht bekommen. Sie wollen keine dergleichen gesliegelte Majestäten haben/ denen man sich nicht nahen darff; sondern sind der Meinung/ sie ehren vergebens/ wann sie nicht recht solken wissen/ wen sie ehren. Ein Frantzoß demüthigt sich nie mehr vor seinen Königen/ als wann er sie liebt; und liebt sie niemals hefftiger/ als wann er sie recht kennet. Sein König kan Gemüth

müth und Hertz/ das ist/ Hochschätzung und Liebe mit nichts mächtiger an sich ziehen/ als durch sich selbst. Er selbst ist die mächtige Reitzung/ so ihm das Gemüth einnimmt / der Liebs-Tranck so ihn zur Lieb bewegt / die Majestät so ihn entzuckt/ die Beherrschung/ der er sich untergiebt. Man zeige einem wackern Gemüth Kleider und schönen Schmuck/ er wird sie weder um des Gemächts/ noch der Materi und Zeugs willen hoch achten; er kan und will nichts ehren als den der sie trägt / und erfordert noch dabey/ daß er solcher werth sey. Er kan sich zwar so bald vor einer hüpsch ausgeziert Statuæ, als vor einem untugendhafften Fürsten neigen; aber ob er schon äusserlich allzeit einige Ehrerbietung von sich sehen läst/ so wiedersetzt sich doch das Hertz beständig. Er giebt zu / daß das ienige im Zwang sey / was an den Unterthanen mag gesehen werden/ aber unter dessen/ da solcher Zwang äusserlich über ihn geht/ sieget er gleichwol inwendig in der Seel; es ist sein Dienen nur auf den Schein gericht / und wann ja eine ver-

haste

haste Gewalt etwas bey und an ihm beherrscht/ so ists mehr nicht als die äusserliche Gestalt und die Geberden.

Gilles begieng wärender seiner Zwischen-Herrschafft lauter Fehler/ dann Guyeman gab ihm lauter mißliche Anschläge. War also dessen Rath beydes klug und straffbar; klug/ weil es auf seinen vorhabenden Zweck eingerichtet war; aber straffbar/ weil es böse Dinge in sich führte.

XVI. In welche Fehler man seinen Feind stürtzen darff.

Man kan aus eines anders Verbrechen sich wol einen Nutzen ziehen/ aber wo man dazu helffen wolte/ wäre die Sünd eben so groß/ als wann mans selbst vollbringt. Eine Klugheit/ sag ich/ ists/ sich eines andern Schwachheit bedienen/ aber sie verschlimmern helffen/ steht nur einem Boßhafftigen zu. Es giebt zweyerley Verbrechen/ die eine rühren vom Verstand/ die andern vom Willen her; jene vergreiffen sich nur an dem gemeinem Wesen/ diese aber an GOtt.

Wie

Wie billiche Ursach wir haben unsere Feinde zuhassen / wie gut unser Absehen ist / und das / so wir durch ihren Untergang suchen / so muß man doch sie niemals zur Untreu gegen GOtt reitzen / damit man sie bey den Menschen verhast machen möge. Was die andere Art anbelangt der Verbrechen / die nur wieder den Stat und das gemeine Wesen gehen / passirt der vor den Geschicktesten / der seinem Feind nur am meisten kan Abbruch thun / und ist das beste Mittel sich aus einer bösen Sache zuwickeln / daß man ihn drein bringe. Diesem ungeacht / so sind doch Frantzosen so gesinnt / daß sie sich der List nur so dann gebrauchen / wo Gewalt umsonst und Vergebens angewendet wird; er spannt nur da Fallstricke auf / wo er mit dem Degen nicht hinreichen kan. Seine angebohrne generosität führt ihn mehr dahin / daß er Gewalt als Hinterlist soll sehen lassen.

Nichts steuerte zu dem unglücklichen Fall dieses Römers mehr bey / als der Hochmuth / der allzeit

an und um ihn war. Childeric überkam das Stück Müntz/ so ihn solte zuruck ruffen; reisete derowegen mit einer flüchtigen Armee aus Thüringen ab/ und überfiel seinen Feind dergestalt/ daß es nicht viel fehlte/ so hätte er ihm die Kron auf einmal wieder abgenommen. Es waren zwar noch einige Städte die sich nicht ergeben wolten/ aber nicht ein einig Gemüth; er gewann ihre Hertzen/ so bald er sich nur sehen ließ.

XVII. Es ist nichts mißlichers/ als wann man sich des Auffstands eines Volcks wieder dessen Herrn bedienen will.

Es geht zwar Unterthanen sehr zu Hertzen/ wann ihnen von ihrem rechtmässigen Herrn Gewalt und Unrecht geschicht/ dann solches von einem Ort herkommt/ von welchem sie aller Vernunfft und Billigkeit nach nichts als Liebs und Guts vermuthen solten. Gleichwol setzen sie doch deßwegen nicht so gar alle Treu aus den Augen/ daß nicht immer noch eine heimliche Lieb

und

und Zuneigung im Hertzen der Unterthanen überbliebe/ dadurch sie ihm alle Unbilligkeit leichtlich verzeihen. Wann man sich ein Ubel selbst zuziehet/ kommt es so schwer nicht an/ als so es von einem andern herrühret; dann die Wunde so ein frembder Feind schlägt/ ist gleichsam doppelt / er verletzt nur mit der Hand und mit seinem boßhafften Willen; da hingegen die Wunde / so wir uns selbst machen/ aus unserm Hertzen scheint herzurühren. Wo uns ein König/ unter dessen Regierung wir leben / beleidigt / da halten wir auf einige Weise uns selbst für die Urheber unsers Unglücks; in dem wir des Herrn Willen vor den unsern achten / solchen falls ertheilt man gleichsam selbst den Befehl/ der uns druckt / und beschwerlich fällt.

In Erwegung dessen / sollen grosse nicht alsobald dem ersten Auffstand des Volcks trauen/ so sie wieder ihre Monarchen anstellen; noch auf ihre versprochene Rebellion fussen; dann es bleibt doch allzeit noch ein Saame der Treu gegen den Herrn im Hertzen/ der

mit

mit der Zeit aufgeht / und keine andere Früchte trägt / als den Untergang solcher Ehr- und Regiersüchtigen.

Childeric bedient sich seines Glücks mit sonderbarer Klugheit / und läst seinen ersten und vornehmsten Sieg seyn / daß er aller Frantzosen Gemüther auf seine Seite lenckt; Gilles behielte nur die Stadt Soissons / darinn er doch als in einem Gefängnus eine geraume Zeit eingeschlossen / und hernach gar daraus verjagt worden. Der König hatte kaum wiederum den Thron bestiegen / so wurde solcher gleichsam das Asylum aller Bedrangten in gantz Franckreich; er führte eine solche Regierung / daß man nicht bald einen bessern Vater gesehen / als er war; und nicht bald einem liebreichern Herrn gedient / als ihm.

XVIII. Was ein Herr vor Nutzen und Vortheil hat / so es ihm zuweilen Ubel geht.

Es ist nicht gut glückseelig seyn / sondern vielmehr gut / glückseelig gewesen seyn;

seyn; massen zustossende Trübsal ein über die massen herrlicher Lehrmeister ist/ es führt uns in die heilsamste Lehren/ so wol zu unserm/ als anderer vieler Leute besten. Es ist gleichsam als die bittere Fischgall/ welche dem Tobiæ das Gesicht wieder giebt; der Koth/ den unser Heyland auf unsere blinde Augen legt/ und sie sehend macht. Ein Herr der nie kein Unglück gekostet/ versteht auch nicht/ wie man mitleydig seyn soll/ es macht ihn sein allzubeständiges Glück gleichsam unempfindlich/ und hindert ihn an der Hülff gegen die im Elend schwebende/ in dem es ihn hindert/ daß er solches nicht recht fühlen und zu Gemüth ziehen kan. Der Christ so kein Creutz trägt/ darff keine glorwürdige Belohnung hoffen; von einem Monarchen/ der nie keine Wiederwärtigkeit erlitten/ versehe man sich nicht grosser Hülff und Gütigkeit. In wem ein hertzliches Mitleyden ist/ der bemüht sich den Elenden und Bedrängten zu retten; zu solchem Beyleyd macht allein die im Hertzen schwebende Innigkeit geschickt/ gleichwie

das Beyleyd den Menschen zum Entschluß der würcklichen Hülff bringet. Und dieses ist der Nutzē noch nicht alle/ den man aus der Wiederwärtigkeit erlangt / man lernt auch in derselben/ wie man sich des Glücks nicht zu übernehmen/das Unglück aber mit tapffern Muth überwinden soll; sie macht so kluge als tapffere und generose Leute aus uns; kluge dem bevorstehenden Unfall vorzukommen/ tapffere/ solchen wo er uns überfällt/zu ertragen. Der Wind führt ein Schiff auf dem Meer; ist er zu gelind / so wiegt er das Schiff gleichsam auf den Flotten ein; wehet er aber hefftig/ so kan er so wol die Reiß beschleunigen / als Schiffbruch verursachen. Es wäre zu weilen besser contrari als guten Wind haben / weil die Besorgung des drohenten Sturms uns in dem Port behält/ hingegen der schmeichlende Hoffnungs-Wind uns ins Verderben und in den Untergang locket. Das Glück ist gar ein untreuer Freund / das Unglück verfolgt uns offtmals zu unserm Besten; die verträuliche Schmeichel-Worte des

Wol-

Wolstands sind selten ohne Gefahr / da uns die Wiederwärtigkeit zu unserm besten züchtiget; das eine betrügt / das andere unterricht uns; jenes zwar durch ein unbehutsames Vertrauen / dieses durch eine kluge Vor-Furcht. Das Glück versichert uns nicht eh vor dem Fall / als wann es uns auf der niedrigen Erden lässet festen Fuß setzen; dann so lang es uns in der Höhe hält / sind wir vor dem Fall nicht versichert. Man muß bißweilen fallen / daß man lernt wieder aufstehen; und ist die Gefahr je so groß / wann man gar nie strauchelt / als wann es etwa einmal geschicht.

Das exilium und Entfernung machte daß Childeric den Hertzen seiner Unterthanen nur immer näher kam / massen er durch seine Flucht Gelegenheit und Mittel überkam / wie er nach seiner Wiederkunfft / sich recht fest setzen könte; wurde auch mit Ehrerbietung geliebt / und ohne Sclavisches Zittern gefürchtet.

XIX. Wie weit ein Fürst/ ohne in Verachtung zu gerathen/ anderer verträuliches Umgehen zulassen kan.

Die Hochschätzung erzeugt gleichsam die Lieb; doch geschichts wol/ daß dieser Sohn seinen Vater mordet/ und daß die Lieb die Hochschätzung und æstime ums Leben bringt/ die ihr doch das ihrige gegeben. Wann man mit allzugrosser Verträulichkeit liebt/ so hat solches Lieben keinen Bestand; dann auf allzu verträuliche Gemeinschafft folgt Verachtung/ welche den ruin aller Hochschätzung und æstim mit sich führt. Muß daher ein Monarch seine Liebkosungen so wissen auszuspendiren/ daß er seine Würde nicht zu sehr erniedriget; dabey aber auch seine Hoheit dergestalt mässigen/ daß der Unterthanen Vertrauen davor nicht ruckfällig wird. Ja man darff wol sagen/ daß ein grosser Herr mehr suchen soll/ den Verdruß und heimlichen Grimm/ als die Verachtung seiner Unterthanen zu vermeiden; in dem die Verachtung nur diß nach sich ziehet/ daß man

mit

mit einem solchen Herrn als mit seines Gleichen umgeht / aber der heimliche Verdruß / Haß und Anfeindung verursacht. Wer wolte aber nicht lieber erwehlen gantz aus der Menschen Gemüthern zu seyn / als vor lasterhafft darinn zu passiren?

Lieget also klugen Fürsten und Herren ob / so mit andern umzugehen / daß ihnen daraus keine Verachtung erwachse; sich so von ihnen abzusondern / damit sie ihnen gleichwol nicht verhast werden. Dann die Ehrerbietung ist eine Tochter des hohen Majestätischen Ansehens; aber der Hochmuth erzeugt die Furcht / so das Hertz in die Enge zuschliest; die Furcht ziehet nach sich einen Abscheu / welche der Lieb den Garaus macht. Wird derohalben ein sehr kluges Verfahren erfordert / wann ein Fürst sich in dem erwünschten Mittelstand erhalten will / der weder denen frechen Ursach zum Vernichten / noch einigen Anlaß zum Haß geben will.

Es will einer aus unsern Scribenten versichern / daß Childeric, **da**

er gern einen Erben gehabt hätte / sich nicht können enschliessen / eine Frantzösin zum Gemahl zu wehlen / besorgend er möchte aufs neue in das Unglück gerathen / dem er erst entrunnen wäre. Und diß bewegte ihn auch / daß er sich eine Ausländerin erwehlte / die ihn nicht etwa um die Kron bringen möchte / in dem sie ihm Kinder brächte.

XX. Ob ein Potentat sich mit einer aus seinen Unterthanen soll vermählen / oder lieber eine frembde erwehlen.

Ein Weib ist ein solcher Schatz / den man nicht aus allen Gold-Gruben heben und hohlen kan; drum will auch das Buch der Weisheit haben / man soll solchen von dem Ende der Erden herhohlen. Vielleicht will es uns dadurch lehren / daß man sich um ein rechtschaffen tugendhafft Weib vergebens bewerbe; weil sie nur am Ende des jenigen Dinges anzutreffen / das kein End hat. Dann die Erd ist Kugelrund / diese Ründe hat aller Orten

ihren Anfang und nirgends ihr End; wer nun vom Mann erfordert/ daß er seine Gesellin am End der runden Erd-Kugel hohlen soll/ der befielt ihm hiemit nichts anders/ als daß er allzeit allein bleiben soll. Salomon kan ja sich so nicht vergreiffen an den Weibern/ die er ohne diß gern sahe; er will nur so viel andeuten/ man müsse nicht gleich sich an die erste verknüpffen/ die den Augen gefällt/ oder die einem vorkommt/ weil man sich leichtlich irren und hintergangen werden kan; sondern man solle mit sorgfältiger Wahl und reiffer Uberlegung in eine Verbündnus treten/ die ohne den blossen Anfang nichts freyes und willkührliches hat/ und folglich gantz nothwendig und unwiederrufflich ist/ weil die Ehe sich nie trennen läst. Es mag wol seyn/ daß er als ein König hiemit allen Königen eine Lehr und den Rath giebt/ sie sollen keine Weiber aus ihren Unterthanen nehmen/ weil zu befürchten ist/ es möchten ihre Vasallen hernach ihre Mitbuhler werden/ und er durch solche Gunst einige familien im

Reich erheben möchte / deren geheime Verständnus seinen Untergang nach sich ziehen dörffte. Gestalten dann ein Potentat nicht so wol sich und seine Person / als sein Land und Leut vermählt; vielmehr soll er suchen durch seine Heurath seine Unterthanen mit benachbarten Völckern zuvereinigen / und in einer eintzigen allianz alle Hertzen der Frembden gleichsam vermählen. Man hat allzeit gesehen / daß der Friede durch solch commercium sich angesponnen und gestifftet worden. Die Männer müssen den Krieg anfangen und führen / und die Weiber ihn schliessen; die Männer haben zu solchem grausamen Gewerb Hertz und Stärcke / die Weiber Lieblichkeit und Anmuth es zuvertreiben. Nun kan aber ein Monarch keinen innerlichen Krieg durch eine Heurath endigen / er wolte dann den Aufrühriscen noch mit Belohnung begegnen; daher scheints daß ein König ausser seinem Reich sich um eine Braut bewerben soll / es sey dann daß er gar alles beherrschte und kein

kein Reich mehr ausser dem Seinigen wäre.

Basine eine Königin/ bey der er sich aufgehalten/ bote sich selbst an ihres Gasts Ehegemal zu werden/vorgebend/sie wolte und könte niemand anders als dem Wackerst- und Tugendhafftesten auf der Welt sich in ehlichem Gehorsam untergeben.

XXI. Die Schönheit ist eine rechte magia naturalis.

Die jenige so diese Princessin in Verdacht ziehen/ als hätte sie zaubern können/ wissen nicht/ daß sie schön gewesen; und die ihr vorrucken/ daß sie zur andern Eh geschritten/ haben nicht Nachricht von ihrem Wittibstand. Es hat ja gar das Ansehen nicht/ als hätte sie Childeric erst mit Zauberkünsten zur Danckbarkeit bringen müssen vor geleistete Hülff und Aufenthalt. Zwar bestraff ich damit die Geschichte nicht/ welche diese Thüringerin vor eine Zauberin ausgeben/ dann die Schönheit ja eine sehr starcke magie ist/ und kan ihrer Zauberkunst nichts wiederstehen.

hen. Sie führt so süsses Gifft / daß auch die jenige so davon sterben / es nicht schelten können; man bewirbt sich wol noch drum / davon angesteckt zu werden / und nähert sich dem Basilisken der es führt / da man solte von ihm fliehen. Es weiß jederman wol / daß ein schönes Gesicht einen fangen kan / und doch hast es deßwegen niemand. An statt / daß die Richter sonst andere Zauberinnen verbrennen / so kehrts diese um und verbrennt ihre Richter. So bald die Augen von einer Schönheit ein vortrefflich Urtheil fällen / so verführen sie dadurch das Hertz / und fangen so bald an sich zu ergeben / als die Schönheit anfängt sichtbar zu werden. Und daher darff man die Schönheit wol den mächtigsten und auch den schwächsten Feind des Menschen nennen; den Mächtigsten / weil sie so bald überwindt / so bald sie nur ansichtig wird / den Schwächstẽ aber / weil sie damit überwunden ist / wann man ihr den Anblick entziehet.

Wolt ihr nun solchen Feind überwin-

winden? So schliesset die Augen zu; dann wo euer Entschluß euch blind macht; so macht solche Blindheit euch zu Uberwindern.

Die Königin bate den König am Abend des Beylagers/ er solte zum Fenster hinaus sehen/ eh er zu ihr ins Bett käme. Der König gehorchte ihr zu dreyen malen/ da er dann erstmals Löwen/ zum andern Leoparden und Tiger/ letztens Hund und Katzen erblickte. Und generirte ihm die Lufft diese monstra, seine Nachkömmling dadurch anzudeuten/ welche ihm Basine bringen solte.

XXII. Wie fern ein Potentat der Lügen sich zu seinem Vortheil gebrauchen kan.

Wann man hohe Dinge anzeigen will/ so bedeckt man sie mit einer Fabel. Diese Zeichen hat niemals kein Mensch gesehen/ als der sie im Geschichte verfast; ist eine seltzame Sach/ daß man bißweilen eine Lug thun muß/ damit man einem glaubt/ und daß durch nichts ehe die Warheit bestetigt wird/

als eben durch die Lügen. Wann wir den Historien glauben wollen / so ist ja fast kein Reich / das nicht durch Wunderzeichen den Anfang genommen. Man will fast nicht zugeben / daß ein grosser Herr sterbe / es müsse dann der Himmel durch einige Cometen der Erde drohen / oder daß ein Reich aufkomme / die Natur entsetze sich dann etwas drüber. Aber solche Mirakel entstehen nirgend anders her als aus blosser Erdichtung dessen / der sie auf die Bahn und zu Papier bringt. Jedannoch läst die Politic gern geschehen / daß die Geschichte zuweilen sich seiner Fabeln gebrauchen / welche verursachen / daß der Herr geehrt / der Unterthan aber in schuldigem Gehorsam erhalten wird.

Unser König hienge den Wollüsten im Ehstand nicht viel nach; so bald Basine **ihm den** Clodovæum **gebohren hatte /** generirte **er nichts als lautere Triumphe. Gewann also erstlich das Land** Anjou, **von dar führte er seine siegreiche Armee an den Rhein / welchen er zur**

Gräntz-Städte seines Reichs setzte. Odoaver der Sachsen König / der sich wärender Unruh in Franckreich hatte in Holland fest gesetzt / wurde um solche seine Frechheit von Childeric zur Straff gezogen: Der so bald er auf ihn getroffen / ihn auch in die Flucht geschlagen. Ich schäme mich schier / daß ich länger an seinen Victorien soll schreiben / als er Zeit zugebracht sie zu erlangen.

XXIII. Die Ubung der heroischen Tugenden soll eines Fürsten vornehmste Beschäfftigung seyn.

Ein Monarch hat höchst wichtige Ursachen / warum er auf Erweiterung seines Stats soll beflissen seyn / dann diß ist das eintzige Mittel / wie er seinen Ruhm erweitern kan. Und ist keine sterilität einem grossen Herrn so sehr zuverheben / als wann er sterilis ist in tapffern und herrlichen Thaten. Dann sie sind nicht so wol deßwegen in der Welt / daß sie Kinder / als daß sie Könige erzeugen; sie zeugen aber nur Re-

gulos und nicht Reges, wo sie nicht ihre Reiche suchen zuerweitern. Man muß zuvor eine Monarchie gleichsam zur Welt gebracht haben / ehe man einen König zur Welt bringt / sonst erzeugt ein solcher Herr einen blossen gemeinen Menschen/nicht aber einen Potentaten. Es ist zwar nicht ohne/ daß das Verlangen den Scepter zu führen die Monarchen animirt nach Siegen zu trachten; nichts desto weniger ist öffters mehr Lieb als ambition dabey/ indem ihr Verlangen viel mehr dahin gehet/ wie sie ihren Nachkömmlingen eine herrliche Krone lassen / als wie sie solche selbst führen mögen. Kurtz/ es ist einem Vater ein grosser Antrieb zu manchen Thaten/ wann er einen Sohn hat.

Childeric, **da er nun des Nachfolgers im Reich versichert war/ gedacht an nichts anders als an das Sterben.**

XXIV. In einem Reich muß nur einer herrschen.

Die Welt kan nicht mehr als eine Sonne / Franckreich nicht mehr als einen

einen Monarchen/ haben; der geringere weicht dem grössern/ Childeric dem Clodovæo. Last uns den Aufgang dieses Samens in Demuth verehren/ weil ihn der Vater selbst ehret. Er stirbt/ damit er aller Welt Gelegenheit und Raum gebe/ ihm in Unterthänigkeit sich zu unterwerffen/ und alle Verwunderung auf ihn allein zurichten.

Der Himmel sey gelobt/ der so ein herrlich Geschenck der Erden mittheilt! Dann an euch glorwürdigsten Monarchen/ giebt er uns öffentliche Rächer der Laster/ einen festen Schutz vor die Unschuld/ der Tugend eine unbewegliche Grundfeste/ und eine wolbefestigte Stütze der gantzen Chistenheit. Durchläuchtigster Ursprung der Könige meines Vaterlands/ du entsprossener Reiß der Christlichen Lehre/ mächtiger Welt-Atlas/ teure Beute unsers Erlösers/ du der Abgötterey entrissener Raub/ Wunder der Natur/ und der Gnade/ du der Glori herrliches Siegs-Zeichen/ lebe und triumphire in alle Ewigkeit/ weil du

Chri-

Christum hast überwinden und über dich triumphiren lassen / in dem du das erste allerchristliche Haupt unter seine Füsse erniedrigt und gedemüthiget hast. Last uns nun dieses Monarchen Regierung etwas näher treten / und selbige in reiffer Erwegung nach und nach bewundern. Dann Clodovæus ist kein Herr / den man gantz auf einmal oder in der Eil ansehen und recht erwegen kan.

Clodovæus der Grosse.

CLodovæus damit er auf recht herrliche Weiß seinen Eintritt in diese Welt begienge / müssen die Geschichten annoch anzeigen / was sich vor seiner Geburt vor Wunder zugetragen. Dann ehe Basine, Childerics Gemahlin ihn in das Bett nahm / zeigte sie ihm etliche meteora in der Lufft. Da dann unter andern der Löw so erschienen / den Sohn vorbildete den sie erzeugen solten.

I. Groß-

I. Grosser Dinge Ursprung ist gemeiniglich versteckt und unkunt/ oder mit Fabeln angefüllt.

Was wollen wir den Ursprung des Nili viel unter andern Felsen suchen/ oder in denen Vaporibus so sich in der Luft zusammen ziehen? es ist kein Berg so Wasserreich/ der ihn von sich stossen/ keine Wolcke so dick/ die ihm gnug Wassers geben könte. Der Lauff dieses Flusses wäre nicht wundersam/ wann dessen Quelle nicht verborgen wäre. Was unserer curiosität nicht zu schaffen und sie gleichsam müde macht/ treibt sie gantz und gar ab; und findet der Verstand keinen Ruhm/ wo er keine Müh findet. Zu diesem End geben die ertichtete Geschichte vor/ es wären die tapffere Helden von Göttern gezeugt worden/ und machen den Anfang der Stadt und Reiche der Wunder voll. Also sagen sie/ sey Bacchus aus Jupiters Schenckel/ Pallas aus seinem Kopff entstanden/ das eingeäscherte Troja habe fast mehr Völcker/ als Funcken davon aufgeflogen/ hervorgebracht. Alexander wür-

würde andere Menschen an Würde nicht übertreffen/ wo er eben auf die gemeine Weiß gebohren wäre wie andere Menschen; will man ihm eine ungemeine Ehr erweisen / so ertichte man eine Art des Ursprungs die ihm anständig ist. Da weis dann unser Verstand eine treffliche Entschuldigung aus diesem Griff sich zu schnitzeln/ wann er sich irret; und sucht hingegen ein sonderlich Lob / wo er es im Urtheilen trifft: dann wo man von einer Sach nicht rechten Bericht inne hat / so schmeichelt man sich selbst / daß man listiglich sey hintergangen worden. Im übrigen ist unser Gemüth so hochtragend/ daß es nicht wol etwas hoch hält/ was nicht vortrefflicher ist; darum/ so es in der Sach / die es vor sich hat/ keine sonderbare Würdigkeit findet / so muß es ihm einige antichten. Daher kommts nun / daß Clodovæus in den Geschichten auch ein Voranzeigung seiner künfftigen Grösse haben muß / damit er an Majestät andere Monarchen übertreffen möge.

Er überwande zum ersten mal

Siagrium, der ein Nachfolger war des Gilles, welcher dem Childeric die Krone abgetrungen hatte.

II. Der schädlichste Haß und die schlimmste Feindschafft ist die jenige / die man geerbt hat.

Es entspringen aus der Natur / dem Geschlecht und der Bildung dreyerley Aenlichkeiten. Ein Sohn wird eben ein solcher Mensch als der Vater ist / weil sein eigentliches Wesen allein dergleichen Speciem hauptsächlich hervorbringen kan; ein Vater zeugt so dann einen Sohn / wann sein Samen in der generirung vollkommener und kräfftiger als der Mutter ist; der Sohn bekommt des Vaters Gesicht / und alle gleiche Bildungs-Striche / wofern die / so ihn empfängt / sich solches fest einbildet. Ja was noch mehr ist / es hat ein Sohn auch offt des Vaters Sitten / Tugenden und Laster an sich; er liebt und hasst / was jener geliebt und gehasst / und zeiget von sich gleiche impressiones und Einbildungen / gleiche Neigungen und Hertzens-Regungen. Die Ursach find ich in zweyen Stücken /

cken/ im Geblüt und der Auferziehung: Dann/ so vor wahr gehalten wird/ daß eine Mutter ihrer Frucht ein Merckmal des jenigen kan eintrucken/ das sie hefftig verlangt/ in dem sie schwanger geht: Warum solten die Eltern nicht auch ihre Gemüths-Neigungen denen einflössen/ die dero Geblüt an sich nehmen/ in welchem die natürlichsten passiones der Eltern verborgen liegen? Die Auferziehung steuert zu dieser angebohrnen Lieb und Haß nicht wenig bey/ sintemal es unmöglich ist/ daß man das jenige nicht hassen solte/ das man uns allzeit wiedrig einbildet; oder das nicht lieben/ von dessen Anmuth man uns immer die Ohren voll macht. Clodovæus verfolgte Siagrium weil er Childerics Sohn war/ der ehdessen von Gilles des Siagrii Vater war verfolgt worden. Ihr Haß war ein tödlicher Haß/ weil er seinen Anfang in der Geburt genommen hatte; er hätte kein Mensch mehr seyn müssen/ wann er nimmer sein Feind seyn wollen. So gar tieff dringen die Neigungen ins Hertz die sich in der

zar-

zarten Kindheit allda einschleichen; sie bleiben hernach unbeweglich und fest darinnen/ wann sie durch das folgende Alter bekräfftigt werden.

Nach der Niederlag des letzten Præfecti in Gallien vermählte sich der Uberwinder mit Clotilde, einer Base des Gombaut der seinen Vater/ König Childeric, umgebracht/ und der Kron sich gewaltsamer Weise angemasst hatte.

III. Das Interesse macht die Heurathen grosser Herrn.

Es ist keine natürlichere/ keine lieblichere Gemeinschafft unter Menschen/ als das ehliche Leben; ich sag keine natürlichere/ weil es das Theil/ so vom Manne genommen worden/ wiedrum zu seinem Gantzen bringt; ich halte es vor das Lieblichste/ in dem es dem Menschen auf unsträffliche Weise/ die gröste Lust so in der Natur ist/ darbietet. Solch Commercium ist aber gleichwol bey grossen Herrn nicht so honorabel als beym gemeinen Mann/ weil bey jenem die nichtigste unter allen Ursachen und motiven es erstlich verknüpf-

knüpffet / und auch nachgehends erhält. Man hält heut zu Tag die vor stoltz und hochmüthig / welche im Heurathen auf das Herkommen sehen; und den / der nach Schönheit blicket / vor einen Thoren. Ein Fürst meint / er setze sein Gemahl hoch gnug in die Ehr / und solte er sie auch aus dem Koth aufheben; sie kommt ihm schön vor / wann sie nur reich gnug ist. Er macht sie zur Durchläuchtigen / in dem er sich mit ihr vermählt; der Mahler / wann er will / weiß ihr eine schöne Gestalt mit dem Binsel anzutichten / kurtz / sie hat Vortrefflichkeit gnug wann sie nur Vermögen hat. Ist aber auch solch Verfahren der Grossen klug und löblich? Man laß es die Politic examiniren; meine Gedancken sind diese; wer in solchen Verbündungen nur auf das interesse siehet / der erheurathet nur Zanck.

Das Haus Oesterreich ist allein durch Heurathen so hoch gestiegen; und ist ihm fast eben dergleichen begegnet / was bey generirung des Menschen beobachtet wird / da der Mann weni-

ger

ger dabey thut/ als das Weib. Dann diese Monarchie so man in Spanien fast vor Universal hält/ hat alle ihre Grösse von zwey Weibs-Personen; hingegen ist sie Philippo, der eines mächtigen Sohns fast unbekandter Vater war/ mehr nicht/ als den Anfang und gleichsam den Pfropff-Reiß ihres Wesens schuldig.

Es hätte Clodovæum nicht vermögen abzuhalten/ sich der seiner Gemahl zuständigen Erbschafft zuversichern/ wo nicht die Teutschen sich wieder seine glückliche progressen zusammen verschworen hätten; die er gleichwol zu Tolbiac überwande durch Hülff des Gottes seiner Gemahlin/ dessen hohe Göttliche Majestät er in seiner Stadt Rheins anbetend verehrte.

IV. Ob besser sey/ daß ein Potentat in seinem Thun schnell und expedit, oder langsam sey.

Saturnus, als ein schwer und langsam Gestirn durchwandert seinen Himmels-Lauff nur alle dreyssig Jahr einmal/

mal/ so bringt er auch nichts als kalte uñ ansteckende effecten in den Elementen hervor; die Sonne hingegen/ welche täglich diß Rund überstreicht/ pflegt solches mit tausendfacher Schönheit zubereichern. Die Natur empfängt und generirt den Menschē/ der das alleredelste in derselben ist/ in sehr wenig Zeit; die Kunst hingegē die ihn nur mit schwachē Farben entwirfft/ wird mit ihrer Mahlerey dannoch in vielen Wochen und Monaten kaum fertig. Niemand ist als der allgewaltige GOtt/ der von Ewigkeit her seine Wercke überlegt/ und selbige doch in einem Augenblick zu Werck richtet. Diesem grossen Beyspiel GOttes sollen grosse in der Welt nachfolgen/ sie sollen das jenige so sie vorzunehmen gedencken/ durch langes Uberlegen wol lassen reiff werden/ aber ohne Trägheit hernach zu Werck richten. Es kan zwar ein wichtiges Vorhaben des reiffen und guten Raths vor dem Entschluß nicht zu viel haben/ aber hernachmals auch nicht zu munter und geschwind ausgeübt werden. Dann der jenige/ der in

seinem

seinem Verfahren schläffrig ist/ giebt so wol den Anschlag seinem Feind bloß/ als auch Raum und Gelegenheit sich in gegentheilige Verfassung zu stellen/ ja er macht ihn auch wol so keck/ daß er seiner noch erwartet. So überreicht er andern den Vortheil/ sich selbst aber entzieht er ihn. Er läst durch solchen Aufschub seine Macht zertrennen/ verringert seinen Bedienten den Muth/ ja ich darff wol sagen/ daß er ihnen das Hertz/ so kalt als Eiß macht/ in dem sie nicht unterscheiden können/ ob solch sein Verweilen aus Furcht oder Klugheit herrühre.

Es sind alle Heldenmässige Bezwinger jederzeit von Adlers-Art gewesen/ sie haben die Beute kaum erblickt/ so war sie in ihren Händen.

Unser Clodovæus hatte kaum den Fuß aus dem Tauffstein gesetzt/ so gieng er schon wieder zu Feld: Gombault ein Vetter der Clotilde drang ihm gleichsam den Sieg in die Hände; er ließ 5000. Mann das Eroberte zubehaupten.

V. Man behält eroberte Land und Oerter viel besser durch Gelindigkeit als Gewalt.

Man sage mir nur nichts von Schantzen oder Citadellen; sie sind beyde ohne Wachten nichts nutz; sollen sie einen eroberten Platz verwahren / so muß man sie selbst hüten. Legt nun der Uberwinder wenig Soldaten hinein / so stehen sie in Gefahr; versicht er sie mit vielen/ so schwächt er sich. Uber diß/ so kan ja ein Volck nicht anders als den jenigen stetig hassen / den es allzeit in dem Stand siehet/ daß er ihm schaden kan; es gehorchet den jenigen mit höchsten Wiederwillen / deren Mißtrauen es gewar wird. Daher billich zuschlüssen/ daß das beste und sicherste Citadell in den Hertzen der Uberwundenen aufgerichtet wird; wer dieses Stuck nicht gewinnt / der hat nichts gewonnen. Wo man nicht des Menschen inwendiges gewinnt / so hat man nur so viel Feinde / so viel man Unterthanen bekommt. Hierzu kommt/ daß die Garnisons / wenn sie der Vergnügung beraubt sind/ die aus voriger con-

conversation mit den ihrigen entspringt/ hernach bey denen/ so sie in Gehorsam halten sollen/ solche suchen. Aus solcher Verträulichkeit entstehet entweder eine Geringschätzung/oder andern Seits eine stoltze Erhebung/ welche nichts als Haß nach sich ziehet/ der bißweilen in dem Lande selbst unter den Einwohnern grosses Morden verursacht. Es ist mir niemand bekandt/ dem nicht die Vesperæ Siculæ zu Ohren kommen/ und weiß männiglich/wie unglücklich es den Frantzosen im Königreich Naples ergangen. Ist dannenhero kein zulänglicher Mittel/ wie man sich der eroberten Land und Leute recht versichern könne/ als daß man sich um die Lieb der Inwohner bewerbe/ sie von ihren Wohnstädten hinweg ziehe/ und durch Woltthaten und Ehren-Aempter an den Hof des Uberwinders binde. So viel ein solcher Herr der jenigen um sich haben wird/ die ihm verbunden sind/ so viel cautiones wird er auch haben der Treu selbiges Volcks/ ja so viel feste Schlösser wird er sich wieder ihre Empörung aufbauen.

Godegesil, der Clodovæi Partey hielte / und ein Bruder war des Gombault, wurde von diesem zur Vienne beym Altar / wohin er seine Zuflucht genommen / erwürgt. Nach dem nun dieser Burgunder seine Hände in des jenigen Blut gewaschen hatte / den er billich lieben / und vor solchem Ort sich hätte scheuen sollen / war er Vorhabens eine mächtige Armee wieder seinen tapffern Feind König Clodovæum auf die Beine zu bringen / wo er ihm nicht wäre zuvor kommen.

VI. Obs besser ist / daß man den Feind angreifft / oder sich angreiffen läst?

Hercules vermochte Antæum nicht zu überkommen / wo er ihn nicht empor und in der Lufft hielte / dann so offt er seine Mutter / die Erde wieder anrührte / bekam er von ihr neue Krafft; diß giebt uns verblümter Weise zuverstehen / wie schwer es falle einen Potentaten mitten in seinem Lande zu überwinden. Es ist sein Vaterland gleichsam seine Mutter / in deren Schoß er Zu-

flucht

flucht und Hülff findet / welche seinem Freund mangelt / massen an statt daß jener geliebt / dieser hingegen gehast wird. Er darff sich in einem Land so ihm wol bekandt ist / keiner hinderlistigen Fälle befürchten / da er inzwischen dem andern dergleichen aller Orten stellen kan. Jhm verschafft man alle Lebens Nothdurfft nach eigenem Verlangen; dem Feind verwehrt man sie mit aller Macht. Derowegen ists besser / daß man erwarte biß der Krieg ins Land komm / als solchen in des Nachbarn Land anfange.

Und diß ist das Urtheil so die Fabeln / oder die so selbige lieben / hievon fällen; fragen wir aber die Historien hiervon / so laut dero Ausschlag viel anders. Hannibal gab Antiocho den Rath / er solte seine Völcker in Italien führen / und nicht mit den Römern an den Asiatischen Grentzen schlagen. Vielleicht geschah es / weil er davor hielte / es wäre von grösserer Wichtigkeit eine Stadt / als die gantze Welt / Burgern abzunehmen; und erachtete / daß die Römer / welche mehr dahin sich

bearbeitet/ wie sie eine Republic als ein groß Reich aufrichten möchten/ daher auch mehr um Rom als die gantze Welt sich bekümmern würden.

Scipio kunte seinen alten geschwornen Feind nur in seiner Heymath angreiffen; da sein Vaterland in voller Flamm stunde/ trug dieser tapffere Held einen Brandt aus solcher in Italien grassirenden Flamm in Africam, und zündete selbiges damit an/ und triumphirten solcher Gestalt die Römer/ so bey Tarbes, bey denen Cannis und Thrasimene unterliegen musten/ bey Carthago. Wann man den Feind in seiner Vestung angreifft/ so jagt man ihm den Muth ab; dann er hält billich davor/ nun sey es Zeit sich zu fürchten/ wann sein Rival, und der nebst ihm um den Sieg buhlet/ das Hertz hat/ sich dazu eine Hoffnung zumachen. Nebst dem/ so macht auch das Mitleyden über den erbärmlichen Anblick des verwüsteten Lands/ daß man schändliche Friedens-Bedingungen dem Feind eingehet; die vermuthende Schändung der Weiber/ so

der Feind androhet / das Hinrichten der unschuldigen Kinder / so den Eltern das Hertz bricht / sind ja Stücke / so gar sehr zu Gemüth gehen / ja die den erhitzenden Muth in ein kaltes Eis verwandeln. Wer in des Feinds Land krieget / bringt ihn dahin / daß er die Unkosten tragen muß / und führt ein solcher den Krieg auf des Feinds Spesen; kommts aufs höchste und gefährlichste / so wagt er doch mehr nicht als seine Armee / die den Feind noch überwältigen kan / so sie ihn erwartet; er schlägt in einem Land das er ohne seinen Schaden ruiniren kan.

Da unser Monarch damit umgieng / wie er in Burgundien kommen möchte / zog ein noch weit mächtigerer Feind seine Macht gegen Languedoc. Alaric hatte Clodovæum angegriffen und beleydigt; dieser / des Kriegs bald ein End zu machen / bietet ihm einen duell oder Zweykampff an.

VII. Von duellen zwischen Königlichen Personen.

Es ist der Duell zwischen Potentaten

eine rechte Chæmire, wofern anders das eine Chæmire zu nennen / was vor sich selbst unmöglich. Könige sind allzeit von solchem Pracht und grossem Gefolg / daß sie unmöglich heimlich können zusammen gerathen / wer das Vorhaben zu dergleichen Schlachten ruchtbar macht / der macht dadurch eben / daß nichts draus wird. Kan doch ein Potentat nicht das geringste vornehmen / so merckt mans; was wirds erst werden / wann er solche vortreffliche Thaten beginnet? Gegenwärtiges ist ohnmüglich / auch noch um anderer Ursachen willen; ein Monarch müste sich entweder in seines Feindes Land / oder in dem seinigen / oder in eines frembden und neutrals schlagen; nun kan einer ja dem Feind eben so wenig Versicherung machen / als er etwa sich zu ihm versehen darff / und was vor ein Herr wird zwey so grosse Potentaten in seinem Land leyden? Wer wird ihnen erlauben hinein zu kommen? Gesetzt aber / man würde eins wegen des Orts / so / daß solcher Ort ihnen weder verdächtig auch verwehrt wäre; welche

unter

unter den Parteyen / wann sie überwunden worden / würd sich des Uberwinders Willen und Gesetzen unterwerffen? Wer wird das eingehen / daß der Sieg falle / nach dem der Duell abgelauffen? Das ist einem Fürsten wol möglich / daß ihm ein anderer muß unter liegen / aber die Unterthanen kan er nicht zum Gehorsam bereden; je mehr der Uberwinder Sieg über ihren Herrn erhalten / je weniger Lieb werden sie zu seiner Person tragen. Uber diß ists ja thöricht gehandelt / daß man ein gantzes Reich auf einen Streich wagen und auffsetzen will / und damit das Leben und Glück unzehliges Volcks einer eintzigen Faust vertrauen. Man muß vielmehr alle Kräfften dran wenden / wann all unser Glück auf dem Spiel steht. Man hat Frantz den Ersten mit seiner Herausforderung gegen Carl den fünfften / nur ausgelacht; man hat nicht minder des Carls von Anjo u Fordern gegen Peters von Arragonien durchgezogen / der unterdessen in Sicilien des andern seine Länder einnahm / weil jener ihn in Guyenne suchte. Rom

hat die Bestraffungen billich nicht vermeiden können/ womit selbiges von wackern Stats-Leuten belegt worden/ da es seine Horatios wieder die Albaner zu kämpffen erwehlt. Zwar unter unsern Monarchen find ich drey/ die der feindlichen Armeen Kriegs-Häupter selbst erlegt/ als Clodovæus, Clotarius und Carl der Einfältige; die schelte ich deßwegen nicht/ dann es ist ohngefehr geschehen. David justificirt mit seinem Exempel den Duell unter Monarchen nicht; denn er wagte gegen Goliath nichts als einen Schäferstock; er war auch damals nur noch ein schlechter Schäfer.

Es versicherten unsern König zwey Stück seines Siegs und der Eroberung des Reichs; dann in dem sein Gesandter in die Kirche zu S. Martin in der Stadt Tours eintrat/ sang der Cantor eben diese Worte: Herr du hast mich ausgerüstet mit Krafft und Tugend; und da sein Volck einen Paß über den Fluß Vienne suchte/ zeigte ihnen solchen ein Reh.

VIII. Ein

VIII. Ein General soll die Dinge/ so sich ungefehr begeben/ wissen seinen Soldaten auszudeuten.

Ein weisses Reh steuerte zu dem Glück des Sertorii eines Römischen Sclaven nicht wenig bey; Mahomet zog nicht geringe Hülff und Vortheil aus der Tauben/ die er abgericht hatte/ daß sie sich seinem Ohr näherte. Hat nicht die Finsternus / so eben zu bequemer Zeit sich zutruge/ und von Pezzaro zum Schrecken der Indianer gedeutet wurde / der Spanischen Monarchie Americam zu wege gebracht? Beyde erste gaben ihren Soldaten zuverstehen / daß die Götter sie durch diese Thiergen leiteten und regiertē/ der letztere beredete auch seine Feinde / daß sie ihr GOtt verlassen / und bloß zu dem End ihnen sein Gesicht entziehen würde/ damit er ihren Wiederstand/ den sie ihm thaten / straffe. So weiß ein vernünfftiger Heerführer sich alles zu seinem Vortheil zu bedienen; er weiß wol/ daß sich der gemeine Mann schrecken läst von dem was er bewundert / und daß / wo er einmal vom Schrecken

eingenommen ist / er hernach alles glaubt. Weil nun ein verständiger General versteht/ daß Verlangen und Furcht im Gemüth leicht zuerregen sind / so wendet er alles was dienlich ist an/ damit er sie aufbringe. Jedes accidens so sich zuträgt/giebt ihm ein argument an die Hand / sie zu überreden; er ziehts dahin/ wo er hin gedenckt; und betheuret gegen sie/daß das/so doch von unbedachtsamen Glück entsteht / von der Vorsehung/ und zwar zu seinem Vortheil und Besten herrühre. Diß mag wol vor einen unsträfflichen Betrug passiren; ists ja eine Luge / so ist sie doch weder Schand noch Bestraffung werth. Clodovæus schwatzte seinen Soldaten für/ daß dieses Reh / so ohne Zweiffel von ungefehr an den Fluß gerathen war / weiß wäre / dadurch sie glaubend zu machen / daß sie vom Himmel Hülffe erlangten.

Er wagte ein treffen / überkam auch seinen Feind/ und erlegte ihn mit eigener Hand; da war kein Soldat der nicht glaubte/ er sey zum wenigsten verbunden / einen

aus

aus den Feinden zuerlegen/ da sie sahen daß ein König von des andern Schwerd fiele.

IX. Ob ein Potentat selbst soll im Treffen seyn.

Es ist eine Frag / die nicht so leicht aufzulösen ist / nemlich ob Monarchen selbst sollen mitfechten und im Streit Hand anlegen? Der Vortheil den ihr Volck daran hat / ist groß; aber der Untergang so auf ihren unglücklichen Fall folgt/ ist höchst traurig und greulich. Mann hat sich zuvor 1000. höchstrühmlicher Begebnusse in dieser Sach zuerinnern / aber davor 10000. die ein trauriger Ausgang geschlossē hat; um jener Willen solte man der Könige Gegenwart wünschen bey der Armee / aber diese erwecken eine billichmässige Furcht davor. Diß ist zwar ausser allen Zweiffel/ ein Herr/ der seine Person vor der Armee zeiget / muntert sein Volck über die Massen zur Tapfferkeit auf; verliert er aber dabey seine Freyheit/ so setzt er sein gantzes Reich in Gefahr. Es sind mir keine Könige bewust/die sich so offt vor ihren Armeen im

Feld sehen lassen/ als unsere Könige von Franckreich/ aber ich weiß auch keine/ die man so offt in Gefängnus gesehen.

Man wird zwar gegen diese Unglücksfälle einwenden / man hab ihrer ja vielmehr auf den Triumph-Wagen als in den Fesseln gesehen; aber mich beduncket / es haben auch dreyssig von unsern mächtigsten Bezwingern den Verlust nur dreyer Monarchen nicht herein gebracht. Die Gefangenschafft Ludwigs des Heiligen/ Johannis/ und Frantz des ersten haben unsere Grentzen mehr verringert/ als alle unsere tapffere Könige (ich nehm allein Carl den Grossen aus) sie erweitert haben. Es schäme sich ein Potentat nicht einen Römischen Burger eine kühne Rede nachzusprechen: Scipio ist zum Befehlen und Anführen/ nicht zum Kämpffen gebohren. Diß ist freylich sehr zu billichen / daß ein König seiner Armee folge/ aber nicht daß er mit ihr ziehe. Er muß niemals in einen gemeinen Krieg sich selbst einmischen; niemals das jenige selbst anfangen / das einer seiner Generalen

kan

kan ausführen. Wanns an die Wolfahrt seines Reichs geht / oder wann er ein anders einnehmen will / da kan er sich beym Sieg einfinden / da muß er den Sieg selbst erringen. Dann es finden sich wenig Potentaten / so gleichsam durch ihre Procuratores solchen Handel verrichten lassen. Spanien will sich zwar rühmen / es habe seinen Beherrschern eine gantze neue Welt kein anderer als sie selbst gewonnen; ich laß seyn; allein sie hatten auch nur mit nacketen Menschen zu kriegen / und nur arme unverständige wilde Leute zubethören. Da Asien und Gallia solte bezwungen werden / brauchte es Alexandrum und Cæsarem; und dieselbe zwar vornan der Spitz des Heers.

Nach einem so herrlichen Sieg zog Clodovæus seine Armee zuruck in Languedoc, und führte sie in die Landes bey Bourdeaux.

X, Eine Armee hat keinen grössern Feind als den Uberfluß.

Es ist schon offt erwehnt worden / daß die Wollüste zu Capua den Hannibal ins Verderben gebracht / den auch die

die vornehmsten Alpen nicht abmatten können; und daß ihm eine eintzige unflätige Nacht aller Ehr/ die er in drey berühmten Schlachten erhalten/ beraubt habe. Was hat wol die Teutschē in Gallia, die Engelländer in Franckreich/ und die Frantzosen in Italien verdorben? Es wären alle diese Völcker in dem erworbenen Besitz ihrer eroberten Länder geblieben / wann sie nicht gar zu grosse Bequemlichkeit und ruhige Tage daselbst hätten angetroffen.

Müssiggang ist der Tugend gröster Feind/ sie findt sich ein / wo es nichts mehr zu streiten giebt; die Wollust führt solche Waffen / die man nicht überwältigen kan/ man sucht sie da/ wo Vergnügung und Schönheit ist. Zu dem End behalten wackere Generalen ihren Truppen allzeit noch etwas übrig vom Feind/ mit dem sie zu streiten haben; ist kein Feind mehr da/ so schaffen sie ihnen sonst was zu thun / oder führen sie in ein solches Land / darinnen nicht viel übrig ist.

So viele ruhmwürdige Thaten zogen unserm grossen Monarchen

jeder=

jedermans Hochachtung und Verwunderung zu; Käyser Anastasius bote ihm die Würde und Privilegien des Römischen Patricials an; Clodovæus nahm solchen Zierrath an/ und wolte in solchem Aufzug sich an seinem Hof sehen lassen.

XI. Es ist je zuweilen nöthig/ daß ein Potentat sich öffentlich und vor seinem Volck lustig mache

Ein Regent/ wann er schöne Thaten verrichtet/ so ziehet er unsere Verwunderung an sich; wann er sich aber in zulåßlicher Lust ergötzt/ so macht er uns auch frölich; hangen wir also mit unserer æstim und Bewunderung an der Tugend/ mit der Neigung aber an der Ergötzlichkeit. Ein Monarch der sich nur in seinem Glantz und in seiner Majeståt sehen låst/ der verblendet und jagt Schrecken ein; welcher sich aber zuweilen so viel erniedriget/ daß er sich mit den Unterthanen eine Lust macht/ der nimmt die Gemüther ein/ und lockt/ ja zwingt ihn zu lieben. Ein Potentat muß aber gleichwol nicht gar herunten sitzen bleiben/ob er schon herunter steigt;

er

er kan zwar der gemeinen Lust und Ergötzlichkeit seine hohe Würde in etwas mittheilen/ aber nichts an sich nehmen/ was an derselben Verächtlichs und Unbeständigs ist: Es muß auch das Spiel und die Lustbarkeit der Könige Ernsthafft seyn. Pallas zerbrach ihre Pfeiffe/ und verwarff die Lust des Flöthen Blasens mit einander/ da sie ihre aufgeblasene Backen erblickte. Geht ein König dergestalt mit der Lustbarkeit um/ so macht er die Vergnügung und Ergötzligkeiten des Volcks recht edel: Und muß ihm der Unterthan hinwiederum gewogen werden wann er siehet/ daß der Herr selbst ihre Lust billicht und gut heisst. Soll nun ein Herr sein Ansehen bey dergleichen höflichen Lust-Ubungen nicht aus den Augen setzen/ so muß er auch zusehen/ daß selbige nicht etwa gefährlich sind. Und kan der Zufall/ so den Henricum II. betroffen/ allen Monarchen zur Lection dienen/ wie und auf was Maß sie lustens pflegen mögen.

Unser Held schickte/ nach Eroberung so mancher Hertzen/ und denen vom Käyser selbst angebo-

tenen Diensten / die empfangene Krone dem Vatican zu / da erlangte sie den Namen des Königreichs. Und nach dem er der Röm. Kirche hatte solche Ehr abgestattet / fing er in der Gallianischen eine Ausmusterung an.

XII. In welchen Fällen sich Könige einlassen können / die Geistlichkeit zu reformiren.

Wäre die Hand Oza rein / und seine Gedancken nicht unrecht gewest / so wäre auch die Arche wieder aufgerichtet / und er nicht gestrafft worden. Zwar es ist nicht zu laugnen / daß man geheiligte Sachen nicht soll mit den irrdischen und profanen vermengen; noch weniger sollen sie es gar werden. Der Namen eines Geistlichē soll die Person / so ihn führt / zur Tugend anreitzen / aber er soll ihre Laster nicht beschützen; ein solcher muß so wol als ein laicus Straff leyden / wann er sich mit Lastern besudelt. Das wäre seltzam und unrecht / daß geweihete Personen sich dem Altar näherten / damit sie ihre Laster da in Sicherheit verbergen könten. Man hört nicht

nicht auf ein Mensch zu seyn/ wann man gleich ein Pfaff wird; ob ein Geistlicher schon dem Herꝛn aller Herꝛn gehört und ein Glied der Hierarchie ist/ so ist er doch ein Theil des Politischen und burgerlichen Leibs. Weil ihn nun der Zustand eines Menschen den menschlichen Schwachheiten unterwirfft/ so ist es ja nicht billich/ daß der Zustand eines Geistlichen ihn von den Straffen des Verbrechers befreye. Wie dem allen aber/ so ist man doch der Kirch die Ehrerbietung schuldig/ daß man der Geistlichen Verbrechē nicht eher straffe/ biß dero Vorgesetzte entweder nachsehen/ oder etwa gar ihre Boßheit suchen zusteiffen. Zu dem Ende haben unsere Könige die kluge Stats-Regel erdacht/ daß man von dergleichen Mißbrauch zu ihnen appellirt/ und um dieser Ursach willen gesteh ich gar gern/ daß der Donnerstreich der Straff keinen Unterschied macht unter der Kirchen und privat-Häusern; wann es in der Kirch eben so zugeht.

Wie groß unser Clodovæus auch war/ so wurde doch sein Glück

eins-

einsmals etwas herunter gebracht durch seinen ältesten Sohn / den er in Provence wieder den Stadthalter Theodorici schickte. Er verstellte aber dannoch seinen Verlust / aus Besorg er möchte die Gedult verlieren.

XIII. Kluges Verstellen.

Der jenige Fürst so ein Unglück über sich gehen/und doch dabey das Gemüth nicht sincken läst/ der überwindet einen grössern und gefährlichern Feind als der ihn überwunden / nemlich den Schmertzen und die Betrübnus. Groß ist dieser Gemüths-Feind / weil auch viele Uberwinder von ihm überwunden worden; gefährlich/ weil er nur das Inwendige angreifft / und die Tugend zu rauben sucht. Ich würde den berühmten General noch mehr bewundern/ den Europa so offt mit Verwunderung angesehen hat/wo ihn nicht der Verdruß ums Leben gebracht hätte. Fillis fand in sich selbst mehr zuüberwinden/ als in gantz Teutschland/ und halt ich dafür/ daß der König von Schwe-

Schweden nur halb überwunden hätte/ wo dieser so mächtige Feind ihm den Sieg nicht selbst hätte hinaus geführt. Die so unter einem einfallenden Haus unverletzt stehen bleiben / haben nicht nur den Vortheil / daß sie nicht zerquetsch werden / sondern werffen auch noch die über einem Hauffen liegende Stein wo sie hin wollen. Der Verlust macht sie klug/die Klugheit kühner; sie wissen so dann / wie sie fest aufrecht stehen sollen/weil sie sich ihres Falls erinnern. Phocion wurde zwar meistentheils zu Boden geworffen / je dannoch beredete er durch seine Beredsamkeit andere/ daß er im Ringen den Vorzug gehabt: Wer beständiges und festes Gemüths ist / der ist niemals gefallen.

Clodovæus an statt daß er blinder Weise auf einen Fürsten loß gegangen wäre/ dem das Glück anfing günstig zu seyn / zog sich zurück / und hielte davor / daß das blinde Glück müde wäre ihm ferner beyzustehen.

XIV. Es

XIV. Es ist nicht alles Fliehen schändlich.

Einer unter den Alten voriger Zeit pflegte zusagen/ wann er fliehen thue/ so folg er dem Glück nach. Es ist nicht allzeit vor eine Zagheit auszudeuten/ wann man seinem Feind weicht; die Parthen triumphiren eh nicht/ als wañ sie ihrem Feind den Rucken kehren; also geht man bißweilen vor sich/in dem man zuruck geht. Die Flucht/ die aus der Furcht entstehet/ zeigt ein schwaches und verwirrtes Gemüth an in dem/ der sich darvon macht; aber die jenige Flucht/ so einem die Klugheit an die Hand giebt/ ist eine Anzeigung/ daß der/ so den andern jaget/ furios und glückseelig ist. Das Fliehen so uns beschuldigt/ ist zuverdammen; aber das/ so uns erhält/ ist lobwürdig. Schändlich ists einem Feind weichen/ dem unsere Schwachheit und verblendeter Sinn den Sieg in die Hände giebt; aber es ist hochrühmlich/ so man einem reissenden Bach ausweicht/ dessen Anlauff man weder aufhalten noch ablehnen kan. Wann man ohne Nutz

ver-

verderben solte / ists nöthig seiner zu schonen und sich zuerhalten. Wer sich seinem Feind unterwirfft/kan ihm nicht mehr schaden; wer sich aber auf andere Gelegenheit spart / jagt ihm wiederum eine Furcht ein.

Der/welchen der Verlust etlicher Länder nicht hatte in Harnisch gejagt/ wird über einem Schertz so sehr beleidigt. Sigibert Printz von Cöln / da er sich beklagt/ er habe durch seine treue Dienste sich mehr nicht erworben bey Clodovæo, als den Titul eines Lahmen/muste auf seinen Befehl sein Leben hergeben.

XV. Mit seinen Herrn vexirt man sich nie ohne seinen Schaden.

Das Auf- und Durchziehen ist eine der empfindlichsten injurien/ so das Gemüth des Nächsten antastet/dañ es entstehet oder ist wenigstens vergesellschafftet mit der Verachtung seiner Person. Andere einē zugefügte Unbillichkeitē habē doch noch einige Einbildung der grossen und vortrefflichen Qualitäten nach sich/ so man dadurch an uns anfeindet;

sie

sie ehren uns/ in dem sie uns verletzen/ und wird das Böse/ so man uns anthut/ alles herein bracht durch den respect, den man uns leistet. Wer hasset der fürchtet; die Furcht entspringt aus Ansehung der Macht und des bösen Willens/ jene besänfftigt und lindert diese. So bald uns der Neid zu Gesicht bekommt/ so fällt er in die Ohnmacht; er ist nur darinn injurios, daß er uns gern das Ubel/ so er doch selbst leydet/ anthun wolte; diese Boßheit des Neids wird aber schon wieder herein gebracht durch die Uberlegung unserer Vortrefflichkeit/ die eben desselben Ursach ist. Wollen wir durch andere Laster gehen/ da werden wir befinden/ daß sie uns entweder an andern rächen/ oder ehren. Aber von dem Aufziehen kan man solches nicht sagen/ so nur allzeit an dem Fehler/ so wol des Leibs als des Gemüths hafftet und sich anhängt; beleydigt es also eigentlich/ weil es nichts thut als vorrucken. Doch trifft es uns noch schärffer/ wann es an dem hangt/ was uns äusserlich ist/ als/ so es das Inwendige antastet/

dann wir halten davor/ es stehe in unserer Gewalt unsere Sitten zubessern/ wissen aber wol/ daß es unmöglich ist/ unsern Gliedern eine andere Gestalt anzuschaffen: Bey grossen Herrn ist es empfindlich und dringt ihre Gemüther mehr durch/ als anderer Leute/ in dem man/ da unser Gewissen andere Leute durch die ihnen zugefügte injurien nur schöner und lobwürdiger macht/ von der Fürsten ihrer Gewalt sich von solchen Stachel-Reden solte lassen abhalten/ und weil es nicht geschicht/ durch solche Verunehrung sie gleichsam von dem Thron setzt/ und ihre Majestät verschmähet.

Chararic **ein anderer Fürst von Königlichem Geblüt in Franckreich fühlte seinen Zorn auch; empfunde den Nachdruck seines zornigen Gemüths auch; dann/ da er bey dem unordentlichen Kriegs-Wesen verlangte Neutral zubleiben/** ruinirte **ihn** Clodovæus **mitten in der Ruh des Friedens. Und wann der Tod ihn durch seine Grausamkeit nicht hätte wegge-**

riß-

rissen/ hätte er ohne Zweiffel noch lang in seiner Grausamkeit fortgefahren.

XVI. Ob die Neutralität vor kleine Potentaten ein Mittel ist sich zu erhalten.

Ein Herr der sich wegert in eine Verbündnis einzutreten / aus Besorg er möchte sich dadurch einen andern zum Feind machen / bekommt dadurch nur zwey Feind/ wann er von beyden dazu eingeladen wird. Es ist eine Regel/ die in der allergemeinsten Politic Platz findet/ wer nicht mit uns ist/der ist wieder uns. Man hasset den jenigen nicht minder der uns seinen Schutz entziehet/ als den/ der uns verfolgt: Ursach ist / weil man davor hält / es gönne uns der jenige das Unglück trefflich wol/ der uns davor könte verwahren/wills aber nicht thun. Daher sich dann wol schlüssen läst / daß dis Neutralität einen geringern Potentaten/ der zwischen zwey grossen Monarchen sitzt/ auf keine Weise in Sicherheit setzt/es sey dann/daß es mit beyder Belieben geschehe/ und lebt er auch mitten

im Friede dannoch in Krieg. Wann sich also ein solches Wetter zusammen ziehet / ists eine Nothwendigkeit ein oder die andere Partey zuwehlen / aber ein grosses Glück und Klugheit / daß man eine gute Wahl thue. Man bekommt doch auf allen Fall / wann man sich ja einen zum Feind macht / auch einen Beschützer / der sonst des andern Second gegen uns wäre / wo man Neutral bliebe. Zum wenigsten setzt man sich in die Verfassung / daß man einen Sieg mit seinen Alliirten theilen / und hergegen zwey Schiffbrüche vermeiden kan.

Ich halts vor keinen geringern Fehler / wann man niemand / als wann man zweyen Parteyen nach einander hilfft; dann man beleidigt solcher Gestalt beyde Theile; im ersten Fall zeigt man / daß es am Verstand mangle / einem zuträglichen Schluß zufassen / und im andern an Beständigkeit fest bey einer Resolution zubleiben.

Chilperic der I.

Franckreich hat keinen verschlagenern Monarchen als Chilperic gehabt/ aber auch keinen unglückseligern; sein fähiger Verstand hat dem Stat zu nichts gedient/ sondern denselben nur mehr verwirrt.

I. Ein mittelmässiger Verstand ist viel bequemer zum Regiment als ein gar zu hoher.

Seit dem die Schweitzer ihr Regiment in eine solche Gemeinschafft eingeschlossen/ hat selbiges fast keine Verwirrung ausgestanden; so lang Florentz eben dergleichen Regierungs-Art führte/ sah man nichts/ als lauter Zerrüttung da. Die Politique bemüht sich billich dessen Ursachen zu forschen und zu finden; sie müssen hergenommen werden aus der Natur und Beschaffenheit dieser Völcker. Die Schweitzer sind eines schweren und groben Verstands; die Florentiner hingegen munter und bald zubewegen; diese können eine Sach leicht fassen / da je-

ner ihre Gemüther mittelmässiger Fähigkeit. Wie kommt aber / daß ein Verstand von mittelmässiger Fähigkeit sich besser zur Regierung schicket / als ein hoher und scharffsinniger? Dafern man dem Tacito will Beyfall geben / so ist ein vortrefflicher Verstand fähiger Sachen eher zuerregen als zubefestigen; sein munterer und lebhaffter Verstand giebt ihm stetig neue Anschläge an die Hand / und der wanckelbare Wille nimmt solche an und folgt ihnen: Also / daß es kein Wunder / wann bey solcher stetswehrender Abwechslung der Gedancken / das Schiff seines Vorhabens der Leichtsinnigkeit folgt / die es reget und wackend macht. Ich will noch andere Gedancken diesen beyfügen; Leute von grosser Fähigkeit und munterm Geist sind mehrentheils dabey hartnäckigt; diese Hartnäckigkeit bindet sie wieder anderer Leute Gutbefinden an ihre eigene Meinungen / die Gedult verläst sie. Niemand getrauet sich sie zu regieren / niemand kan sie anhalten; sie bilden sich hingegen ein / wie sie eine Sache klug zu überle=

le=

legen/weil sie sie geschwind und munter in die Einbildung fassen.

Es ist der beständigen Taurung und Wärung eines Stats nichts schädlichers / als eine gar zu fähige Einbildungs Krafft; soll er lang tauren / so braucht es mehr Phlegma, als Gall und Munterkeit bey dem Regenten; solcher Gestalt ruinirt sich Florentz / und die Schweitz bleibt stehen; und ich schlüsse daraus / daß mittelmässig Verständige bequemer sind ein Land zu regieren/als die vortrefflichen Leute/ daß Gontran ein besserer König gewesen als Chilperic.

Es ist fast kein politisch **Stückgen/daß dieser letztere nicht angewand/aber keins / daß ihn nicht betrogen hätte. Man hat ihn nicht geförcht/ weil er die Tugend nur zum Schein ausgeübt / und noch weniger geliebt. Es haben ihm beyde die Grausamkeit und ertichtete Höfflichkeit wenig gedient: und er die Leute zu seiner Zeit weder böß noch heilig machen können.**

II. Welches besser ist wann der Herr oder wann der Unterthan gut ist.

Man zweiffelt sonst welches nutzlicher ist vor einen Stat wanns gute Herrn/ oder wanns gute Unterthanen drinnen giebt. Ich halts mit dem letztern; dann ob schon das Exempel des Haupts einen mächtigen Nachdruck / so ist doch die Krafft desselben nicht eben von gleicher Krafft in Tugenden und Lastern. Unmöglich ists zwar / daß man einen Tugendhafften nicht lieben/ aber auch unvermeidlich / daß man einen Lasterhafften nicht hassen solte; hat also des einen Exempel nicht eben des andern Nachdruck; man thut nur das jenige nach / was man billicht / man billicht aber das niemals / was man hasst. Und solcher Gestalt verführen eines Regenten seine Laster selten die Unterthanen/weil man ihm darinnen nicht will noch mag gleich werden; nicht so wol deßwegen/ weil man die Laster nicht lieben kan / als weil selbige den Fürsten verhasst machen. Eben diß ist die Ursach/ daß

fast

fast allzeit das Volck fromm gewesen/ wann die Herrn lasterhafft gelebt haben: Es hat die Kirch selbst nie mehr und besser florirt/ als unter denen Regierungen der drey oder vier schlimmen Päbste. Und warum solte man nicht glauben/ daß der Gegenstand eben so mächtig sey in den Tugenden/ als andern Qualitäten? man kan zumswenigsten nicht laugnen/ daß/ wanns auf Seiten des Fürsten so übel hergeht/ so dann die Göttliche Vorsehung die Fehler des Regenten ersetze/ und also selbst bey denen Unterthanen dasjenige würcke/ was sie sonst an den tugendhafften Exempeln der Obrigkeit lernen solten. Allein die beste Ursach bleibt wol diese/ daß man nichts nachthut/ als was man liebt/ den Lasterhafften aber nicht lieben kan.

Chilperic, weil er von Natur zur Grausamkeit geneigt war/ hat allzeit lieber andere schrecken/ als mit Liebe an sich ziehen wollen.

III. Obs besser ist/daß ein Herr von seinen Vasallen geliebt oder gefürchtet werde.

Wir lieben nur die gut sind / oder die uns guts thun; wir gehorchen gern denen/ an welchen wir ein fromm und tugendsam Gemüth spüren/ und deren Gutthaten wir geniessen. Die Strenge bringt eben so wol auch zum Gehorsam; gleichwol ist man noch nicht einig darüber/ welches dem Regiment besser zu statten kommt / die Strengigkeit oder die Lieb; und ob solchen Gehorsam zuerlangen zuträglicher sey / wann sie fürchten/ als wann sie lieben. Jederman weiß zwar / daß die Lieb eine der edelsten Ursachen sey / die uns andern unterthänig macht; doch meinen einige/ es sey die Furcht nachdrücklicher und sicherer.

Die Lieb ist annehmlich/ weil sie uns bey dem Hertzen angreifft / und selbiges durch die ihr beywohnende Freude erweitert; sie ist edel/ dann sie stammt von der æstim her / diese aber hat zum Grund des Liebenden gutes Urtheil und reiffe Erkandtnus. Die

Furcht

Die Furcht ist jedoch mächtiger und gewisser; mächtiger / weil wir das jenige mit grösserm Eifer fliehen / was uns zu verderben sucht / als wir verlangen / was uns vollkommen macht; gewisser/eben darum weil sie mächtiger ist. Weil nun die danckbare Erkandnus der Liebe ein schwaches Band ist wegen ihrer all zu grossen Gelindigkeit/ und von dem Regenten nicht dependirt/ weil sie in dem Unterthanen ist / so scheint/ es habe das jenige / was ihn durch Schrecken zum Gehorsam bringt/ mehr Nachdruck und Sicherheit. Straffen und Plagen stehen allzeit in eines Herꝛn Gewalt; schwerer aber fällt es ihm/ und geschicht auch seltner / daß er durch Gutthaten die danckbare Erkandtnus der Unterthanen erlange; ist also das letztere von wenigerm Nachdruck und mehrer Ungewißheit/ weil es gantz und gar in dem Vasallen ist / der gantz ausser dem Fürsten.

Da seine Brüder theils mit Tod abgangen/ theils sonst nicht zu gegen waren/ überwältigt er Pariß;

wehlte sich allda den Sitz seines Reichs zu befestigen; und betrog also die jenige/ so in ihrer Theilung sich verglichen/daß dieser Ort keinem eigenthůmlich solte zugehören.

IV. Obs zuträglich ist/ daß man in einem Reich Vestungen habe.

Es scheinet zwar Anfangs/ als stůnde es Månnern ůbel an / daß sie sich einsperren in feste Oerter sich zu defendiren; eines tapffern Manns seine Mauern und Wålle sollen von Hertz und einer tapffern Faust erbauet seyn. Es fragte einsmals ein Athenienser einen Spartaner/ ob sie nicht über die massen schöne Ring-Mauern håtten? der Spartaner antwortete ja/ aber sie gehören vor Weiber. Vestungen sind um wichtigerer Ursachen willen gefährlich und nichts nutz / dann sie werden entweder eingenommen durch Betrug und Hunger deren / die sie verwahren; oder durch Gewalt und Geld deren / die sie angreiffen. Gesetzt / daß sie dem Feind das Streiffen verbieten / gleichwol dienen sie auch

darzu

darzu/ daß er das jenige behaupten kan/ so er mit Gewalt an sich gerissen. Es kostet grosse Müh solche Vestungen zugewinnen/ wann sie den rechten Herrn beschützen; man findet aber auch nicht weniger Schwerigkeit sie wieder abzunehmen / wann sie der Feind unter seiner Gewalt hat. Franciscus von Sforze glaubte/es würde das feste Schloß zu Mäyland uns auf ewig den Eingang in sein Land verwehren / er dachte man würde es weniger ersteigen können als die Alpen; und gleichwol muste er erfahren/ daß es uns wieder ihn dienete / nach dem wirs hatten einbekommen; hernach kams gar den Teutschen und Spaniern zu gut/da sie uns wieder heraus jagten. Einige halten davor/ Vestungen wären zwar gefährlich wegen der Feinde / allein sie blieben doch nützlich wegen der rebellirenden Unterthanen: Ich weiß gar wol/daß sich auch gar Weiber aus dem aufrührischen Pöbel in dergleichen feste Oerter salvirt haben; aber es ist mir auch nicht unbewust/daß berühmte Generalen daselbst sind elendig umkommen.

men. Ich muß ein sonderlich Exempel in dieser Sach anführen; Neapolis soll diese Sach entscheiden. Da Oeuf und S. Elme die Spanier bey ihrem possess und Land suchten zu erhalten / war das Castell sehr nutzlich; da man aber solches darzu brauchte/ daß man diese Leute vertriebe und aus der Stadt jagte / wurde es ja auch den Einwohnern eine schädliche Sache. Sparta und Rom hat niemals Castelle aufgebauet/ haben sie einige gefunden/ so liessen sie selbe schleiffen.

Brunehault war eben damals in Paris/ da unser Monarch hinein kam; damit er sich nun ihrer versicherte / weil er sie in Verdacht hatte/ gab er ihr die Stadt Rouen zu ihrem Aufenthalt/ und Merovee seinen Printzen macht er zu dero Oberaufseher. Bedachte aber dabey nicht/ daß der Sohn jung und die Wittib schön wäre.

V. Nichts ist gefährlicher als wann man die Jugend der Schönheit läst gar zu nahe kommen.

Scipio wolte eine schöne Sclavin/ so man

man ihm zuführte/ nicht sehen; Alexander begehrte der jenigen nicht/ die er gesehen hatte. Dêr Römer thate sehr klug/ der Grieche kühn und verwegen; ich will den Ausspruch nicht geben/ welcher unter beyden mehr Lob verdient. Ich bewundre den/ der seine Schwachheit so zubezähmen vermocht; und æstimire den/ der ihr mißgetrauet hat; wann ja das erste nicht höher zu schätzen als das andere/ so find ich doch mehrere Sicherheit dabey; das eine ist lobens/ das andere nachahmens würdig; dieser erregt Verwunderung bey uns/ jener giebt uns gute Lehren. Meroveus ist der erste Printz nicht/ der sich der Schönheit gefangen geben; sie hat fast alle zu ihren Füssen gelegt/ die ihr das Aug nicht entzogen haben; es braucht mehr nicht/ als einen Blick so ists um uns geschehen. Dieser Basilisk ist zwar annehmlich/ doch läst er eben so wol tödliche Blick schiessen; hat nicht die Schönheit David zum Ehbrecher/ Salomon zum Abgötter gemacht; sie machte/ daß sich Samson verschwatzte/ daß Hercules

cules zum Spot wurde. Wann der Geitzige einen Schatz will in Sicherheit wissen / giebt er ihn Drachen zuverwahren / die da solchen bewachen / und nicht mögen betrogen noch verführt werden; was unser Verlangen anreitzt / verführt es auch. Es kan auch das geschlossene Aug einen jungen Menschen nicht vor einem schönen Gesicht verwahren / und ist noch nicht gnug wann er gleich auch taub ist; dann ob er schon diesen lieblichen Verführer weder sehen noch hören kan / so kan er ihn doch in die Einbildung fassen. Kurtz: so lang der Geist wird im Leib wohnen / und das Geblüt daselbst hitzig seyn / ist ein schön Weibs-Bild allzeit unser schädlichster Feind; die Ammuth und Gelindigkeit so einen Feind sonst schwächet / stärckt diesen nur desto mehr.

Ward also der Vater betrogen / und der Sohn überwältigt: Brunehault, **die seine Gefangene seyn solte / wurde sein Weib;** Prætextat **der Ertz-Bischoff zu** Rouen **gab sie zusammen /**

men/ und ward deßwegen verjagt.

VI. Fürsten dörffen in ihren Heirathen nicht so frey seyn als gemeine Leut.

Könige sind öffentliche Personen/ ihre Kinder sollens auch seyn; muß man also billich sichs nicht lassen zuentgegen seyn / daß sich der Stat in ihre Heurathen mengt / und Väter/ die solches Stands sind/ in Ansehung dessen sich anmassen ihrer Kinder Heurathen zuschliessen. Bey andern und gemeinen Leuten ists gnug / daß man sich nach der von der Kirch vorgeschriebenen Art und Maß bequemt/ wann man zuläßliche Heurathen stifften will; aber / wann eines Potentaten Kind sich verehlicht / muß man die Stats-Gesetze beobachten. Dadurch wird zwar die wesentliche Beschaffenheit der Ehstifftung nicht auf was anders gelegt / als auf beyder Theile Einwilligung/ sondern nur diß anzeigt/ daß des Sohns Willen / vermög der Gesetze/ dem Willen des Vaters unterworffen ist; daß also solcher Gestalt der

der eine gültig und verbündlich nichts wollen kan / es habe dann der andere vorher seinen Willen erklärt. Die Ehe wird ihrem Wesen nach dadurch nicht geändert / (welches auch in niemands Macht steht) sondern es thut der Regent nur eine gewisse Bedingung dem Contractui civili, dessen Obligation in Ermanglung der angehengten Bedingung nicht verbündlich sondern ungültig ist. Man darff die Klugheit hier nicht eines Unrechts beschuldigen / daß sie es also angeordnet / dann / so die Gesetze die Unmündigen der Sorg und Obsicht ihrer nächsten Verwandten um ihres privat-Nutzens willen unterwerffen / warum wolte man sich befrembden lassen / daß ein Königs Sohn dem Vater biß an die Ehe / ja in der Ehstifftung selbst unterworffen sey? Es liegt hieran die Wolfahrt des gantzen Lands / und ist daher nicht gering zuschätzen. Ein privat-Mensch mag auf seine Gefahr immer eine Verschriebene oder Unfruchtbare nehmen; diese Gebrechen ziehen bey gemeinen Leuten so viel nicht

nach

nach sich; und kan man solche vor den Leuten vertuschen. Aber wer will eine Decke vor die Schande finden/ wann sie auf dem Thron sitzt; wer will die Unfruchtbarkeit in einer Monarchie leyden? Und wann gleich ein Herr die Unehr gering schätzte/ könte man doch wegen des andern eine Ehe so leicht nicht wieder zerreissen. Ein Potentat/ der sich von seiner Gemahlin scheiden läst/ vermählt sich zugleich einen blutigem Krieg.

Fredegonde **des** Chilperics **furie erdachte so listige Räncke/ daß sie ihn überredete/ er solte den Sohn umbringen.**

VII. Ob der Ungehorsam eines Sohns seinen Tod kan justificiren.

Wir haben ohnlängst von Ferne gesehen/ wie der Erb des grösten Reichs/ so die Sonne auf Erden beschaut/ in seinem Bett erwürgt worden; wir wissen auch/ daß dieser Tod ihm von seinem eigenen Vater erwehlt worden/ der ihn in Verdacht hatte/ er wolte den Scepter ihm lieber mit Gewalt aus den Händen reissen/ als solchen von ihm

ihm annehmen. Dieses wilde und grausame Verfahren mag im Serail bleiben/ da es vielleicht eben so unerwiesen ist/ als in den Fabeln / die den Saturnum vorstellen / als einen Mörder aller Kinder / vor deren Vater sie ihn ausgeben. Einen Christlichen Monarchen kan nichts wegen des Kindermords entschuldigen ; wird er vom Sohn durch Ungehorsam / ja gar durch Beleidigung zur Rach gereitzt / so soll er ihn suchen auf bessere Wege zu bringen/ verfängt dieses nicht/ soll er ihn in Hafft und strenge Verwahrung nehmen. Man findet wol nirgends Berge / da man nicht hinauf kommen könte/ als zu Bernagas in Æthiopien / aber die Gefängnüsse sind so seltzam nicht / die hat man überall. Wann dergleichen wilde Könige vermeinen / sie wollen ihre Sicherheit vor solcher einheimischen Ehrsucht auf hohen Bergen finden/ so wären sie meines Erachtens noch viel sicherer in eine - - - - ; dann es ist ja leichter von einem jähen Berg herab fallen / als man Stein und Eisen brechen wird. Ein Potentat/

tat / so sein Kind zu dem Ende umbringt / damit er in der Regierung bleiben möge / tritt der Tyranney gar nah: Wer seine Händ in seinem eigenen Blut wäscht / damit er seine Krone behaupten möge / wird sich nicht scheuen sie mit frembdem Blut zubesudeln / damit er sich eine andere erwerben möge. Es wird bey einem solchen Herrn sich niemand sicher schätzen / der hundert andere Mittel / dadurch er sich vor dem Anfall verwahren könte / fahren läst / und sich deren nicht gebrauchen will / bloß / damit er das allergrausamst / und doch dabey nicht nachdrücklichste Mittel ausüben möge. Wer will sich bey einem solchen Mann beliebt machen / der seinen eigenen Kindern zum Schrecken worden ist. Du lieber David / wie war doch dein Hertz von dergleichen blutigen Entschlüssungen so gar weit entfernt! Es war nie keine Frevelthat unbillicher erhört worden / als deines Sohns / noch einige Ehrsucht unordentlich und straffbarer als die seine; und gleichwol war dein Wunsch / du woltest / wo du ihn aus des Todes Hän-

Händen reissen köntest/ ein Leben davor hingeben/ das tausendmal kostbarer war als ein gantzes Reich.

Chilperic **hatte noch einen jüngern Sohn/ der seines Bruders Unglück auch erfahren muste; die Furcht/ es möchte der Kleinere den Aeltern rächen/ brachte den elenden Vater zu dieser neuen Mordthat.**

VIII. Die Beleydiger verzeihen nicht

Es ist eine sehr gemeine Rede/ wer beleydigt/ vergiebt nicht. Vielleicht urtheilt der Böse andere Leut nach sich selbst/ und weil er wol siehet/ daß es ihm unmöglich ist/ eine Beleidigung zuvergessen/ so besorgt er/ es werde sein Feind die Rach an ihm verüben/ die er ihn sonst wolte fühlen lassen. In dem er an der Vergebung verzweiffelt/ geräth er auf das Vorhaben noch eine andre Unbillichkeit zu verüben; weil er nicht gestrafft wird/ muß ihm der jenige sterben/ der ihn straffen könte; vollendet also/ was er einmal ins Werck gesetzt/ besorgend/ man möchte ihn

ihn sonst an dessen Vollziehung verhinderlich seyn. Wolte ein solcher Mensch nicht auch gern mit einem eintzigen Streich sich von der Schande befreyen / die er zu vielen malen wird seinem billichen Vermuthen nach erfahren müssen? Man schämt sich einer Person zu Gesicht zu kommen / die man beleydigt / weil dieselbe befugt ist sich recht zu schaffen / oder uns zum wenigsten eine Furcht einjagen kan. Ihr Anblick legt einem schuldigen immer das Laster vor die Augen / womit er sich befleckt hat / und erinnert ihn der Straff / die er verdient. Es belustigt sich aber niemand groß daran / daß er seinen Richter und Hencker zugleich stetig soll um sich haben. Aus diesem Grund ziehet sich eben das jenige / da Tyrannen so durchgehends grausam sind; dann gleichwie sie vielen Leuten Gewalt angethan: Also fürchten sie sich auch vor vielen; damit sie nun solche Furcht aus dem Weg raumen mögen / so raumen sie auch die jenige aus dem Weg / von welchen die Furcht herrührt. Nero verlangte / daß alle Römer

mer nur einen Kopff haben möchten / nicht zu dem End / damit er einen schönen Streich thun könte / sondern daß er sich Sicherheit verschaffte.

Audouere die unglückseelige Mutter dieser zwey Schlacht-Opffer / begab sich / sie zubeweinen / ins Elend / und wurde also durch die listige Griffe eben dieser furie, so jene auffgeopffert / verjagt. Diß waren die Stuffen / dadurch sie verlangte in Thron zu steigen / und die Kinder / so sie aus ihrer Eh mit dem König verhoffte / dahin zu heben gedachte. Weil sie aber sahe / daß sichs mit ihrer Hochzeit noch nicht recht schicken wolte / überredete sie den Herrn Galson eine Spanische Infantin zu ehlichen / zugleich aber eine starcke Contribution dem Volck auflegen; diß that sie nicht so wol zu dem End / daß sie die neue Braut durch eine grosse Aufwendung / die sich auf sie geziemte / beehren wolte / sondern weil sie selbige vielmehr bey dem Volck durch solche dem Land un-

unerträgliche Steuer desto mehr verhasst zu machen suchte.

IX. Die böse Politic tichtet denen / die keine Laster an haben / gleichwol einige an.

Was braucht man nicht vor Griffe / sich bey andern beliebt zu machen? Man thut das Gute in der That / und stellt sich auch zuweilen / als thue mans / bloß zu dem End / damit man andern ihre Gewogenheit abstehle. Diese Art und Weise ist löblich / oder doch zum wenigsten nicht zuschelten; die verschmitzten Köpffe aber gehen noch weiter / und wissen denen / die ihnen im Weg stehen / Untugenden und Laster anzutichten; ja sie gerathen durch solche listige Räncke in Laster / die ihnen keine Schande / ob schon einige Feindschafft zuziehen. Sie gehen damit um / wie sie andern eine Person verhast vorstellen / und zugleich dahin leiten mögen / daß man sie mit solcher verhasstgemachten Person zu ihrem Nutzen vergleiche. Es zeigt sich die Klugheit der Politicorum sonderlich hierin beschäfftigt / daß sie des Herrn Güter so be-

quem und füglich andern austheilen / damit ihnen die Danckbarkeit heimfalle; die Politic aber der Boßhafftigen theilt auch das Böse so geschicklich aus / daß der meiste Theil denen auf den Hals fällt / deren Untergang sie suchet. Wehlte nicht Augustus einen lasterhafften Nachfolger im Reich / damit er sich einen desto grössern Ruhm erwürbe / wann man beyder Verfahren gegen einander halten würde. Er gab dem Römischen Reich einen Tyrannen zum Regenten / bloß / damit man ihn desto mehr betauren möchte; Fredegonde unterfängt sich noch eines grössern / weil sie durch die Fehler / so doch die Galsonde nicht an ihr hat / zuverschaffen gedenckt / daß man nach ihr verlangen soll.

Dem sey wie ihm wolle; gleichwol ward diese armseelige Königin in ihrem Bett erwürgt / und kam ihre Mitbuhlerin wenige Tage hernach darein; welche That von verschiedenen Schmeichlern nicht nur entschuldigt / sondern gar als höchstlöblich heraus gestrichen wurde.

X. Schmeichler sind der Monarchen gefährlichste Feinde.

Könige können nichts verlieren / als wann man ihnen rauben kan / man nimmt ihnen das nicht gantz und gar ab / was sie wieder abnehmen können. Solcher Gestalt / wann sich gleich ein Feind an ihre Vestungen macht / wann er ihnen gantze Länder abnimmt / so kan doch ein Herr mit der Zeit und der noch in Händen habenden Gewalt / was man ihm abgenommen / wieder gewinnen / weil man ihm nicht alles abgenommen. Greifft ihn die Verleumbdung an / so vermag sie zwar auf eine Weile die Hochachtung und Ehrerbietigkeit der Leute von ihm abwendig zumachen; weil sie ihm aber die Tugend nicht raubt / worauf diese æstim beruhet; so fangen hernach die jenige welche die Boßheit verführt hatte / von neuen an und glauben das Gegentheil. So bald sich die Tugend des Regenten herfor thut / wird ihre Zauberey unkräfftig / steht also nicht eigentlich in unsers Mitbuhlers Gewalt / uns das unsrige / noch viel weniger das / so noch mehr unser ist /

als der gute Name / gäntzlich zu nehmen. Der Schmeichler ists eigentlich nur allein/ der rauben kan / und zwar ohne Wiedererholung/ weil er uns das jenige raubt/ was wir nicht wieder bekommen können / nemlich den rechten Sinn und Verstand einer Sach. Wann man dem Hülffsmittel die Kranckheit selbst hat angehängt / so wärs närrisch / daß man wolte Hülff von dem Mittel erwarten; das verständige Urtheil würckt in uns die Bescheidenheit/ und macht/ daß wir durch die Erkandnus unser selbst uns der Gebrechen schämen/ solche auch durch diese Scham verbessern. Die schmeichlerische Gefälligkeit reisst uns dieses Mittel aus den Händen/ weil sie unsere Vernunfft dermassen einnimmt / daß sie in uns selbst nichts mehr gewahr wird/ das ihr wiederstehet. Sie entschuldigt alles/ sie schminckt so gar auch die Laster; aus einer Unvollkommenheit des Leibs weiß sie eine Zierde und Wol-Anständigkeit zu machen; was uns sonst verstellt / muß durch ihre List zur Schönheit werden.

Die Historien sind dergleichen Exempel gar zu voll/ die solche Verblendung austrucken; und was der Tugend das Allerwiederwärtigste ist/ so stellt sich diß Laster an ihre statt. Da muß kein Laster seyn/ das nicht aus einem guten Grund herrühre. Man weiß nicht allein ein Pflaster für grosser Herrn Gebrechen zu finden/ sondern man macht gar löbliche Thaten aus ihren Fehlern: Vermehlen sich grosse Herrn mit einer Magd/ so muß sie vor solchen Schmeichlern höher zu achten seyn/ als eine gebohrne Königin/ ihre Lieb ist sodann eine Frucht ihrer vortrefflichen Klugheit; begehen sie eine Mordthat an einen Heyl/ so heissts bey Schmeichlern/ sie haben ein Opffer verricht. Aber es müssen Fürsten-Thaten seyn; dann wer diese Verstellung nicht theuer gnug bezahlen kan/ muß es auch entbären.

Sey also diß der Schluß/ daß der Schmeichler eigentlich ein Feind grosser Herrn sey/ weil geringe und schlechte Leut niemand haben/ der ihnen schmeichelt; auch ihr gefährlichster Feind/ weil

sie sich weder an ihm rächen noch vor ihm verwahren können.

Was ists groß Wunder / wann Chilperic boßhafftig ist / da er mitten unter den Verführern lebt: wann er sich lustig macht / da andere die Thränen in Augen haben:

XI. Die ärgste und äusserste Würckung des Lasters ist / wann man ohne Scham und Gewissen ist.

Ein Mensch der roth wird wann er Böses thut / oder der sich noch Bedencken und Scrupel macht / ist zur äussersten Laster-Stuffe noch nicht kommen. Dann so lang er sich über seine Laster schämt und ein Gewissen macht / klagt er sie an; wer sie aber anklagt / der hat auch ein Abscheu davor. Ich mach mir eine gute Hoffnung von einem Sünder / der den übeln Zustand seines Gewissens erkennt; es ist unmöglich daß er ein Leben / welches er selbst verdammlich achtet / nicht ändern solte: Hingegen halt ich den vor verlohren / der nichts mehr empfindet und fürchtet / wann

wann er sündigt. Die vollkommenste Tugend ist die/ so sich selbst nicht kennt/ weil sie unter der Aufsicht der demüthigen Bescheidenheit stehet; also auch ist die höchste und äusserste Boßheit die jenige/ so sich nimmer empfindet/ weil sie durch die unverschämte Weiß sicher und frech wird. Dieser Zustand eines Gemüths ist bey männiglich höchst gefährlich; an Fürsten aber mehr als an allen andern Menschen zubeweinen/ dann die Besserung kommt nur aus der Furcht der Straff/ oder aus der Abscheu vor dem Laster: Nun fürchten aber grosse Herrn sich vor nichts/ und Unverschämte scheuen sich auch vor keiner Sache mehr.

Chilperic kunte bey so tödlicher Schlaffsucht der Laster eh darinn nicht aufhören/biß sein Leben aufhörte: Und war eben die jenige/ so seiner Unthaten Ursach gewest war/ auch die Ursach der darauf folgenden Straffen.

XII. Warum uns GOtt durch das jenige strafft/ was ihm zu wieder ist.

David sündigte/ in dem er seine Un-

terthanen schändete / er ward auch gestrafft / da er eben dergleichen von seinem Sohn erdulden muste; Uria war der Mann den er die Schande anthat / Bathseba die Ursach der Beleidigung: Absolon straffte den Vater wiedrum durch die Weiber. Was der Königliche Prophet heimlich hatte verricht / ward am hellen Tag von dem Rebellen gerochen. So strafft GOtt den Sünder meistentheils in und durch die Dinge / so da GOtt beleydigt haben. Vielleicht um folgender Ursachen willen. Es thut GOtt / die höchste Gütigkeit / hiedurch ein Werck grosser Barmhertzigkeit ausüben. Dann hierdurch will er in uns ein Mißtrauen erwecken gegen das / was wir allzuhefftig lieben: Da sonst unsere affection ohne Behutsamkeit und ohne Mißtrauen an denen Dingen hangen würde / die unsere Hencker werden müssen / weil sie zuvor unsere Vergnügung gewesen. Vermögen wir auch wol eines eintzigen Lustens ohne Gall und Bitterkeit zu geniessen / die uns Verdruß erwecken muß? Hierdurch lernen wir /

wie

wie unvermögend die Creaturen sind / die so gar nichts an sich haben / das uns recht vergnügen könte / daß sie vielmehr nur Furcht und Mißtrauen erwecken. Und wendet sich so dann unser Hertz zu dem jenigen eintzig und allein / der uns ohne Beerug zu sich reitzt / und ohne Verdruß ergötzet. Ist also zwischen dem Schöpffer und dem Geschöpff dieser Unterschied / daß uns jener durch Vergnügung zur Freud / dieses durch Freud zur Miß-Vegnügung und Unlust bringt.

Da unser unglückseeliger König sich auf eine Jagt schickte zu reisen / gab ihm seine Gemahlin ihre Unzucht selbst zuverstehen.

XIII. Unzucht läst sich nicht bergen.

Der Mensch verbirgt unter allen Lastern keines mit so grosser Sorgfalt / als eben dieses; und diß thun wir deßwegen / weil es den Leib betrifft; da man doch hingegen die Gemüths-Laster mit Vergnügung ausbreitet. Vielleicht dörffte man die Ursach geben wollen; es hätten die Gebrechen / so am Gemüth hangen / etwas an sich

 von

von dem edeln Principio und Ursprung/ daraus sie entstehen/ hingegen haffte an den Fehlern des Leibs viel von dessen Koth und Schlamm/ man wiederspreche nur diß nicht viel/ daß die Unzucht unsre allergröste und verächtlichste Schwachheit ist/ dann es uns ja mit den Thieren gemein ist; sie dependirt nicht so gar von uns/ in dem sie aus natürlicher Neigung entsteht. Der Hochmuth hingegen entsteht im Gemüth aus der Erkandtnus unserer Vortrefflichkeit/ sie befindt sich nun im Werck also/ oder nur in der Einbildung; und gleichwie/ je näher den Engeln wir kommen/ je vollkommener wir sind; also stehen wir in dem Wahn/ wir haben diß mit ihnen gemein. Hingegen schämen wir uns in Gesellschafft der Thier zutreten/ weil wir wissen/ daß sie in der Scala prædicamentali weit herunten stehen. Uber diß so braucht es nichts als eine Massam und Schwerigkeit in die Laster des Leibs zu fallen; hingegen aber braucht es manchen Kunst-Griff/ wer in den Gemüths-Lastern es will hinaus führen; es ehret

gleich-

gleichsam die Geschicklichkeit zu sündigen die Sünde/ und wans keine Müh kostet/ so schämt man sich; weil doch allzeit etwas Ruhm dabey ist/ daß man von subtilen Räncken ist/ aber gantz und gar nicht rühmlich fällt/ so einer plump und ungeschickt erfunden wird. Wie kommts aber/daß man diese Gebrechen/ so doch sonsten nur das Tunckle und die Finsternus liebt/ nicht verbergen kan? Deßwegen bleibt sie nicht verholen/ weil sich immer jemand findet/ der nicht minder fürwitzig ist im Nachforschen/ als man bemüht ist im Verhelen. Die Manns-Person hängt sich da an das Weib/ und diese an den Mann; der Mann ist ruhmredig und eitel/ das Weib unbescheiden; der Eitle rühmt sich/ daß er die Unbescheidene übermeistert/ die Unbescheidne beklagt sich über die Untreu des Ruhmredigen. Und über diß hat man nicht etwa dabey eine vertraute Person von nöthen? die erhält man bloß durchs Geld; schweigt sie nun um einer kleinen Summa Gelds/ so wird sie gewiß um einer grossen Summa

ma willen redend werden. Gesetzt die Vertraute hielte das Maul/ solte nicht die Lieb oder die Verschwiegenheit sich bißweilen durch einen kleinen Verdruß zerreissen? Eine Heimlichkeit/ die man dem Hochmuth/ Unverstand und Untreu auf discretion anvertraut/ist keine Heimlichkeit mehr/ und wirds doch zum wenigsten nicht lang mehr bleiben.

Das kostet nun unserm armseligen König das Leben: Da er gedachte/ sich an den Schuldigen durch ihren Tod zu rächen/ kam man ihm zuvor. Fredegonde hatte Leute gnug am Australischen Hof/ daselbst alle Mordthaten/ so sie verhoffte/ zuverrichten/ und die jenige/ so sie in Franckreich anstifftete/ zu entschuldigen.

XIV. Ein Potentat soll Leute die an andern/ ja auch an seiner Feinde Höfen sich aufhalten/ suchen an sich zu practiciren.

Es ist eines der besten Stücke in der Politic, wann man seines Rivals und Wiedersachers politic erforschen und ent-

entdecken kan: Zu dem End haben die klügsten Monarchen nichts unterlassen / wie sie in ihren Nachbarn Rathstübgen sich möchten hinein dringen. Sie sind allzeit der Meinung gewest / sie hätten einen trefflichen Schatz in ihrem Pallast / wann sie allda einigen von ihren Bedienten verleiten könten. So führt man Krieg mit wenigen Kosten / und gewinnt etwas / da man doch nichts dabey verliert. Es erhält auch solcher Griff den Feind in steter Furcht / und hindert ihn daß er sich nichts unterfängt aus Besorg / es möchte entdeckt seyn / oder doch nichts zu Werck richten kan / weil es ihm an der Treu der Seinigen mangelt. Wann man weiß / daß ein Feind mit dem Vorhaben zu schaden umgeht / so kan ers nicht zu Werck richten; dann es ist nicht schwer / den Streich aus zu pariren / den man gegen sich führen siehet. Es ist diß so ein nachdrücklicher Feind / daß auch die jenige / so bey des Feinds Leuten gantz keine Verständnus gehabt / sich dannoch angestellt haben / als hätten sie einige. Cariolanus da er Rom

belagerte/ verbrandte alles/ was um die Stadt war/ und schonte nichts als der Edlen ihrer Güter. Hannibal rührte des Fabii Güter nicht an; wolte also denjenigen in Verdacht bringen/ den er Ursach hatte zu fürchten. Zwar es kan solche Gewinnung der Bedienten eines Potentaten mit Fug weiter nicht gehen/ als auf dessen Heimlichkeiten; Man muß allzeit seine Person in Ehren haben und nichts so derselben zu wieder wäre/ thun; falls sich ein so ein lasterhaffter Mensch an dessen Hof fände/ der sich gar an sein Leben machen wolte; so erforderte die Großmüthigkeit solcher Herrn diese Ministros, mit denen er zuvor heimliche Verständnus gepflogen/ zu offenbaren. Es ist einem noch zuverzeihen/ wann er seinen Gegentheil in Sachen hintergeht/ um deren Willen er auf der Hut seyn soll; aber das ist schändlich/ ja unverantwortlich/ ihn darinn angreiffen wollen/ wo er sich vermög des allgemeinen natürlichen Rechts keines Betrugs versiehet.

Unser unglückseeliger Monarch bliebe lange Zeit von den Seinigen

verlassen/ und unter den bestien liegen / die seinen Leib mehr respect anthaten als seine eigene Hofstatt.

XV. Undanckbarkeit der Hof-Leute.

Des Hofmans Gefälligkeit und Treu wehrt so lang / als des Herrn Glück; sie verlischt so bald / als diese sich vermintert. Es ist wol ein wahrs Wort/ da man zu sagen pflegt / man bete nur die aufgehende Sonne an / und schaut der Untergehenden nur bloß deßwegen nach/ damit man wisse was den folgenden Tag vor Wetter wird werden. Könige haben zwar der Mittel viel andere zu ihrem Dienst und zu ihrer Aufwartung/ aber wenig oder keine / sie zur Lieb zu bringen. Ihre Macht lockt die Schmeicheley an sich / und ihre Majestät hält die Liebe ab; sie haben Diener/weil sie gnug Reichthum und Güter haben; keine Freund/ weil sie gar zu groß sind. Wollen sie Dienste haben / müssen sie zuvor Hoffnung machen; so bald ein Monarch die Hände schliesset/ so werden dem gantzen Hof

Hof die Arm lahm; und thut niemand nichts / weil niemand nichts mehr zu hoffen hat. Ein Hoffman ist ein Thier/ das ärger als alle andere ist; er schmeichelt eh nicht/ als wann man ihn interessirt. Vielleicht blieben alle Jagt-Hunde des Chilperics bey dem ermordeten Leib / aber das ist gewiß / daß nicht ein eintziger Hof-Schrantz ihm hätte Gesellschafft geleistet. Es ist unrecht daß man den Schmeichler einem Raben vergleicht; wann er ja einer ist/ so frist er nicht/ wie die Raben pflegen/ die Todten / sondern die Lebendigen.

Ein so schmertzliches End hat dannoch Chilperics Schande nicht geendigt; man nennt ihn noch heut zu Tag den Nero seiner Zeit; und haben auch die jenige einen Abscheu vor ihm/ die tausend Jahr nach ihm gelebt; ja man förchtet sich gleichsam noch für ihm/ ob er schon tod ist.

XVI. Wie ein verhaßt Ding es um der bösen Andencken ist.

Es ist mir zwar nicht unbewust/ warum

LB COBURG

rum man böse Herrn nach ihrem Tod hasset/ allein diß weiß ich nicht/ warum man sich vor ihnen fürchtet; das Gedächtnus kan uns selbige zwar als verhaßt vorstellen/ aber die Einbildung kan sie nicht als erschröckliche Leute zu Gemüth fassen. Sie können zwar einen Abscheu verursachen/ weil sie so böß gewest; aber die Furcht solten sie nicht erregen können / weil sie nun einmal tod sind. Und gleichwol fürchtet man sich vor ihnen. Vielleicht glaubt man die Verwandlung und Wiederkommung der Seelen noch/ vielleicht besorgt man daß Phalaris, Procustes und Diomedes wiedrum in die Welt kommen / und uns aufs neue peinigen möchten? Nein / diß besorgt man sich nicht/ daß sie wieder aufstehen werden/ aber wol/ daß sie Nachfolger lassen möchten. Wir haben Exempel von guten so wol als bösen Leuten; dieweil wir aber das Böse hefftiger fliehen/ als wir das Gute verlangen: so erschrickt unsere Einbildung vielmehr vor der Grausamkeit Neronis, als sie sich liebkoset mit der Gütigkeit Augusti. Fürchtet man

also

also zwar den Verfolger/ nicht der unter der Erden faulet/ sondern man besorgt nur/ es möchte sich einer finden der es ihm nachthäte.

Pepinus der Kurtze.

PEpinus empfing die Kron nicht von seiten Vorfahren/ sondern er erbte nur ihre Tugend; seine Väter waren nicht Könige gewest/ hatten aber Kron und Thron wol verdient.

I. Grösse die allzu geschwinde wächst/ ist verhast.

Alles was die Natur hervor bringt/ wächst/ daß es niemand gewahr wird; es ist nichts als GOtt/ der auf einmal ein Wort gebiert/ das so vollkommen/ als er selbst. Alles andere wird nach und nach hervor gebracht; und daher geschichts/ daß/ weil wir sehen/ daß so wol die Wercke der Kunst als der Natur nur von einem Stuck zum andern ausgemacht werden und sich zeigen/ wir vermeinen es werde das/ so sich auf einmal geschwind hervor thut/ nicht so

wol

wol von den Sinnen recht gefast / als die Sinne von demselben betrogen; haltens also mehr vor ein Ungeheuer / als für ein Wunderwerck.

Eine gar zu schnelle Geburt / oder ein gar zu jähes Wachsen erschreckt / ja mißfällt uns; dann in dem es uns gar zu jäh überfällt / choquirt es unsern Sinn. Gleicher massen verlangen wir auch / daß das Glück unserer Nachbarn in solcher maß zufalle / wie uns das Unsrige; wann es ihnen zu Gefallen gar zu sehr eilt / so halten wirs schon vor unbillich.

Und was ists Wunder? Es überweiset uns eben dadurch unserer Gebrechen / wann es anderer Tugend vor der unsrigen erhebt. Und weil wir lieber das nicht haben wollē / was wir verdienen / als gestehen / daß wir dessen nicht werth sind / was wir haben / so geben wir öffentlich vor / es seyen die / so gar zu geschwind zu ihrem Glück kommen / dessen nicht werth / was sie besitzen / bloß deßwegen / weil wir noch nicht dazu gelangen können. Es thut einem nicht so weh / wann man das Glück beschuldi-

gen muß / daß es blind mit uns verfahre / als so man seine Schande / durch Bekandtnus der Trägheit gestehen soll. Es braucht Cæsaris Großmuth dazu / wann man mit einem Auge das ohne Mißgunst und Neid ist / betrachten will / daß Alexander schon in dreyssig Jahren mit dem jenigen fertig sey / was wir in viertzig kaum angefangen haben: Dieses grosse Exempel diente ihm zur Aufmunterung / ja daß er an den andern verzweiffelte. Pepinus war denen Frantzosen gar nicht beschwerlich / sintemal sie ihn nicht allein selbst erhoben hatten / sondern er wuchs auch nicht allzu jäh / sondern nach und nach.

Er nahm den Scepter mit solcher Bescheidenheit an / daß alles Volck davor hielte / er stünde ihm von rechts wegen zu; führte auch selbigen so mässiglich / daß er die Wiederspenstigsten Gemüter zum Gehorsam und der Befriedigung brachte. Diß war der Anfang seiner Regierung; da er aber sahe / daß seine Gütigkeit der grossen im Reich ihr wildes Gemüth nicht

zu ändern vermochte / wuste er auch den Ernst und die Strengigkeit hervor zu suchen.

II. Warum ein neuer Herr gelind regieren soll zu Anfang seines Reichs.

Ein Herr soll vor allen Dingen sich der Gelindigkeit zu Anfang seiner Regierung bedienen; den Ernst kan er so dann erst zeigen / wann er sich darinn recht fest gesetzt hat. Dann wo er mit den Gemüthern Anfangs zu streng verfahren würde / die des Gehorsams noch nicht gewohnt sind / stünde es gefährlich um ihn. Es ist ihr Gehorsam gleichsam noch in der zarten Kindheit zu der Zeit / wann der Herr allererst auf den Thron sich geschwungen; und muß vor diß Alter nichts als Milch / das ist / Gelindigkeit gebrauchen. Solte man einen angehendē Vasallen härter auferziehen / so würde man ihn gleich schrecken; gebraucht sich also ein Monarch billich der Gelindigkeit / weil er sich fürchten muß; ja er muß sich derselben bedienen / weil er des Besten hoffen soll. Der eintzige Gegenstand seines Verlan-

langens soll anders nichts als Liebe seyn; die Lieb läst sich nur durch Gütig- und Gelindigkeit erlangen/ die Gütigkeit aber ist anders nichts als das gefällige Liebkosen. Aber wann der Herr sich keines Auffstands mehr zubefürchten hat/ und sein Volck sich schon zum Gehorsam bequemt/ alsdann mag er/ wo sich jemand seiner Schuldigkeit entziehet/ solche Gelindigkeit nicht so gar genau mehr beobachten. So dann wird auch seine Regierung/ ob schon etwas strenger/ jedannoch sicherer seyn: Dann die Schärffe zämt zwar nicht so viele/ allein sie hält auch besser im Zaum. Es erwächst aus solcher die demüthige Ehrerbietung; sie versichert/ wann sie nicht in Ubermaß getrieben wird.

Pepinus, ob er wol auf höchstbillige Maß an Chilperics Stelle getreten war/ verlangte dannoch die Genehmhaltung dessen von Rom: Zacharias, der damalige Pabst kunte ihm sein Votum nicht abschlagen/ weil er ihn selbst um Hülff angeruffen.

III. Die

III. Die Päbste haben über das Zeitliche der Könige kein Recht.

Es ist ein grosser Irrthum/ daß man behauptet/ der Pabst habe nur über die Pfaffen-geschorne Kronen Gewalt; es ist kein Königreich in der Christenheit/ das er nicht mit dem rechtmässigen Beherrscher gemein habe. Es sind ihm alle Seeln untergeben; und gleichwie der Geist dem Leib das Leben giebt/ also hat er nicht geringe Macht/ ihn auch zum Gehorsam zubringen. Und diß ist die eintzige Neben-Gewalt/deren sich Rom über die übrige Welt anmassen kan; nemlich daß es alle Glaubige lehren lasse/ wie ihre Haupt-pflicht sey/ sich unter die Gewalt GOttes zu demüthigen; und die nächst an dieser stehende/ daß sie dero Obrigkeit vor GOttes Stadthalter erkennen. Kan also der Pabst viel thun/ daran Königen ein Gefallen geschicht/ nicht/ als gebe ihre Gewalt den Regenten die Herrschafft in die Hand/ sondern weil er den Unterthanen ihre Schuldigkeit lehrt/ wie sie recht gehorsamen sollen.

Was

Was rechte Päbste sind / die wissen nur gar wol/daß sie nur Christi Stadthalter in dem Reich seyn sollen/ welches nicht von dieser Welt ist;sie sollen durch ihren Ehrgeitz bey leibe der jenigen Völcker Bekehrung nicht hindern/ denen sie Blut und Leben aufzuopffern verbunden sind. Nun ist aber gewiß/ daß China und Iapponia, auch das übrige Theil der Welt/ nebst denen darum gelegenen Inseln/ nicht so leicht zum Glauben zu bringen seyn werden/ wann die Regenten selbiger Orten davor halten müssen/ daß sie ihre Kronen alsobald hergeben müssen/ so bald sie die Christliche Religion annehmen werden; und solcher Gestalt nur andern unterwürffige Potentaten würden/ die mehr Unterthanen nicht behielten/ als was der Pabst ihnen lassen wolte. Das Recht zu herrschen kommt denen Monarchen unmittelbarer Weise zu/ entweder von Geburt/ oder nach der Wahl/ ursprünglich zwar aus dem vereinigten Willen des Volcks und der zuvor freyen Unterthanen. Der Himmel ist des Herrn; aber die Erde

hat

hat der Herr unter die Hand der Menschen Kinder gethan; die Erde ist nur dem Himmel unterworffen/ und die so die Erde beherrschen/ dem/ der im Himmel regieret.

Chilperic, der dem Pepino den Thron gelassen; hat solchen befestigt durch das/ daß er zu Sanct Denis seine Gelübde abgelegt.

IV. Die Begebung der Regierung hilfft dem Nachfolger nichts.

Wanns einem Herrn unmöglich fällt sich seiner eigenthümlichen Güter auch nur nach dem geringsten Theil zubegeben/ so kan ers viel weniger mit allen Gütern thun. Es ist mit dem Recht eines Königs/ das er über sein Reich hat/ eben beschaffen/ wie mit dem Recht/ das ein Mann über sein Weib hat; es läst sich weder diß noch jenes gültig und mit Recht auf den andern Mann bringen. Und noch viel weniger in der Frantzösischen Monarchie/ massen hierinn/ vermöge der Salischen Gesetze alle Gewalt des Vaters auf den Sohn geerbt wird: Würde also ein König an seinem Nachfolger einen Raub begehen/

hen/ wann er wolte seine Magnificentz sehen lassen. Sonst scheint/ als wäre die freywillige Ubergebung des Regiments an den Nachfolger ein überflüssige Sach/ wann er nur in so fern Erlaubnus hat zu succediren/ als es das Volck erlaubt. Die Donation der Insel Cypern/ so die Königin Cornare denen Venetianern anbote/ war recht un gültig/ weil es die Inwohner so verlangten; aber den Türcken hätte/ sie es mit gültigem Recht un Befügnus nicht geben können/ weil sie ihren Willen nicht hätten drein geben. Weil Gottes Wille/ durch den Mund und Stimmen der Unterthanen offenbahrt/ eben das jenige ist/ so Könige einsetzt/ so wäre es ein vergebens Werck/ wann sich Könige ihrer Gewalt begeben/ und sie andern zuwenden wolten; dann/ so sie selbige mit Recht besitzen/ ist sie untrennbar von ihnen: Sind sie deren aber unwürdig/ so kehrt sie wieder zu ihrem Ursprung daraus sie entstanden. Gleichwol/ weil der gemeine Mann nicht kan auf den Grund dieser Ursach sehen/ wars an Pepino eine löbliche

Klug-

Klugheit / daß er von Chilperic die Genehmhaltung seiner Promotion begehrte / welches er thate durch das *solenne* geliebt: der Pöbel hält davor / man habe sodann zu einer Sache kein Recht mehr / wañ man sich derselben begeben.

Pabst Stephanus sammlete die die Früchte ein / so Zacharias von der Gütigkeit unsers Königs gehoffet hatte: Was er in gegenwärtiger Gelegenheit der Kirch zugefallen thate / war anders nichts / als eine Versicherung und Unterpfand dessen / was nachgehends seine Nachfolger im Reich bey allen andern Gelegenheiten thun solten.

V. Gutthaten so Franckreich an der Kirch gethan / und woher es kommt / daß es beständig mit Gutthaten gegen ihr fortfährt.

Viertzehen Züge unserer Könige / so sie Rom zu Hülff in Italien gethan; hundert Feinde / die sie sich um der Kirch willen auf den Hals gezogen / und sie überwunden / geben ein klares Zeugnus / ihrer Dienstfertigkeit / und

diese ihre Dienstfertigkeit erweiset gnugsam ihren Eifer gegen die Religion. Man hat nie keine Päbste in unsern Gefängnussen gesehen / aber dutzent weiß hat man sie im Louvre gesehen: Die Lilien können der Kirche zu nichts als zum Balsam dienen / ihre Altär führen keine schönere Zierrathen als eben sie. Die Löwen und Adler haben sie zu Zeiten angefallen und zerrissen / wir haben sie allzeit beschützt: Sie ist durch unsre Waffen nicht nur vor ihrem ersten Untergang verwahrt worden / sondern sie wäre vorlängst der Gibelinen gäntzliche Beute worden / hätten wir nicht die Guelphos beschützt. Es ist nicht allein ein großmüthig Verfahren / so man dem Schwachen zu Hülff kommt / und gebürt der Gerechtigkeit / daß man dem Unschuldigen an die Seite stehe; doch sind noch andere Ursachen / warum wir sie beschützt. Mütter die ihren Kindern das Leben und Wesen gegeben / lassen es auch an ihrer hertzlichen Neigung sie zu erhalten nicht mangeln; je saurer es ihnen worden sie zur Welt zu bringen / je

we-

weniger lassen sie Nachlässigkeit bey derer Auferziehung verspüren. Nun hat aber Rom alle seine zeitliche Grösse Franckreich zu dancken; Franckreich hat zu seiner Thiara das meiste contribuirt: Es kostet sie solche über dreyssig Schlachten / was ists dann groß Wunder / daß unsre Monarchen so eiferig auf des Pabst Erhaltung sehen!

Pepinus **schlug seine Hülff dem Stuel zu Rom nicht ab / so bald er wieder die** Lombarden **dahin berufftẽ ward / fand er sich auch allda ein.**

VI. Die Hülff / damit man seinen Freunden beyspringt / soll unverzöglich seyn.

Wann man einem will Hülff leisten / muß man mit der Hülff nicht verweilen / so ist sie nutzlicher / und der Nutz desto angenehmer: Man kan gar hart und schwerlich glauben / daß man uns eifrig diene / wann man langsam an unsern Dienst kommt: Die Lieb so nicht viel examinirt / was sie thut / kan nicht Mittelmässig seyn / wann sie aber ihr Unterfangen erst abwiegt / so kommts schon schläffrig heraus. Wie

wollen wir andere überredē/ daß wir sie lieben/ so wir erst mit uns zu Rath gehē/ wie wirs erweisen wollē: wer aufschiebt seinem Freund zu helffen/ giebt den Feinden Raum ihn zuverderben/ ja er erwartet seinen Untergang. Dieser Verzug zeigt nicht allein eine ziemliche Kaltsinnigkeit an/ sondern macht auch die Hülffleistung schwerer/ ja mehrmals gantz und gar zu nicht: Massen der Feind nicht Zeit giebt/ daß man sich zur defension schicke/ sondern greifft an/ wann er Gelegenheit und Mittel ersiehet: Und solcher Gestalt ists ihm leicht sein Vorhaben fortzusetzen/ und sein Glück nach Wunsch zu treiben. Indem er drauf dringt/ gehen des Herrn/ dem man zu Hülff kommen will/ seine Plätze und Vestungen drauf; der Muth seiner Unterthanen/ die da sehen/ daß er von aller Hülff verlassen ist/ nimmt ab. Findet man also hernach an statt einer Vestung/ die man verthätigen könte/ gantze Länder/ die wieder einzunehmen sind; und geschicht offtmals/ daß ein solcher später Helffer an statt/ daß er den Feind aus

des Freunds Land treiben solte/ ihn aufsucht/ daß er ihn hernach in sein eigenes Land führe.

Er bezeugte in der Ruckreiß nicht weniger Ehrerbietigkeit und Höfflichkeit als in der Hinreiß; so bald der Pabst glaubt/ es hätte nun keine Gefahr mehr/ kommt sein Beschützer wieder in Franckreich.

VII. Wie ein rechtmässiger Succurs beschaffen ist.

Alle die jenige/ so mit Wiederwillen aus einem Land kehren/ dem sie zu Hülff kommen/ bezeugen/ daß sie mehr der intention dahin gezogen/ damit sie plünderten/ als damit sie verthätigten. Ja es giebt Helffers Helffer/ die noch theurer zustehen kommen / dann es lehrts die Erfahrung / daß sie in des Nachbarn Land gehẽ/ nicht so wol ihn/ als sich selbst darinn fest zusetzen. Ihre Hülff ist aus der Schule des Cæsaris hergenommen/ da er den Galliern zu Hülff kam. Man jagt den Feind nur zu dem End aus des Freunds Land/ daß man ohne Furcht darinn logiren könne.

Sie siehet der jenigen Hülff gleich / die Spanien ehdessen den Teutschen und Italiänern geleist hat / wo sie noch heut zu Tag den rechtmässigen Herrn ihre Plätze vorbehalten / aus Besorg / es möchte sonst jemand kommen und sie ihnen nehmen. Ist das nicht ein trefflich Freundstück / einen ausrauben / damit nicht ein andrer komm und nehm ihm den Beutel? Die rechtmässige Verthätigung sucht ihren Nutzen nicht / sie siehet nur auf den / der die Hülff empfängt / nicht auf den / der sie leistet: Und hört von dem Augenblick auf mit den Hülffs-Völckern beschwerlich zu seyn; da der Feind aufhört / den bedrangten Freund zu belästigen. Es ziehet ein jeder sodann wieder nach Hause / ja man will auch seine Soldaten nicht einmal mit des andern Schaden wieder mustern; wird also der Beystand großmüthig / gleichwie er zuvor rein und aufrichtig gewesen. Aber wo findt man wol anderer Orten solche Hülffleistung / die ohne allen gesuchten Eigen-Nutz und sträfflichs Beginnen abgienge?

So bald unser siegreicher Pepinus wieder aus Italien zuruck gekehrt war/ thaten sich die Rebellen daselbst hervor; und muste der Pabst so die Frantzosen aus Furcht und Eifer hatte zuruck geschickt/ bald darauf die Lombardies vor den Thoren zu Rom sehen.

VIII. Ein Beschützer soll Plätze zur Versicherung begehren in des Alliirten Land/ und solche auch im Land behalten.

Ich rede nichts das wieder meine vorige Regeln ist/ wann ich zu erweisen suche/ daß es nothwendig sey/ gewisse Oerter zum Unterpfand zu nehmen/ dann ich erheische zugleich hiemit/ daß man sie soll wiedergeben. Es vermögen einen vornemlich drey Haupt-Ursachen dazu: Diese Plätze sind das Land der aufrichtigen Treu/ dienen zum Unterpfand der wiedererstattenden Unkosten/ und sind zugleich eine sichere retirade. Henricus II. weil er sich in diesen Stuck nicht gnugsam vorgesehen/ da er mit dem Käyser und dem Pabst in Bündnus stunde/ wurde her-

nach von eben diesen so ihn zu Hülff gerüffen/ in Italien verlassen; er muste daselbst zu Grund gehen. Des Menschen Gemüth ist der Unbeständigkeit unterworffen / und sein Hertz der Untreu / ist also eine nothwendige Klugheit/ daß man auf Mittel bedacht sey / die solche Leichtsinnigkeit verhindern / und zur Danckbarkeit leiten. Eine Vestung in eines Alliirten Land ist ein Kasten / worinn seine Zuneigung und Treu wol verwahrt deponirt sind. Ists dann nicht billich/ daß man seine auf den Krieg gewendete Unkosten sucht wieder zubekommen? Ists aber wol möglich solcher habhafft zu werden/ ohne einen Versicherungs-Platz? Dann falls sich begebe/ daß ein untreuer Freund sich solche Kosten wieder zuersetzen wägerte; so muß er doch sein Pfand wiederlösen/ wann er gleich sonst sein Versprechen aus den Augen setzte. Diese Plätze hindern den Feind auch / daß er die Zuruckziehung nicht verwehren kan; sie halten den Feind ab / daß er eine ohne das durch viele Schlachten und wiederholte Bemühun-

hungen abgemattete Armee nicht verfolgen kan; sie beschützen/ in dem man sich erholt/ und erweisen den Unwissenden/daß man nicht einfältig gewesen/ kurtz: Daß man in der Verfassung steht.

Die Warheit zugestehen/es hätte des Pabst Mißtrauen/ so er auf unsern Pepinum fallen lassen/ wol verdient/ daß er ihn in der Noth hätte mögen stecken lassen; er ließ sich auch ein wenig lang bitten; endlich aber da er ihm in Namen der Heiligen Apostel Petri und Pauli zugeschrieben hatte/ vermochte er seine Hülff ihm weder abzuschlagen noch zuverzögern.

IX. Man muß sich nicht so gar bald bequemen/ und in der jenigen Bitten einwilligen die uns anlangen.

Wann ein Alliirter mit Manier und anständiger Weise uns um Hülff anrufft/ gereichts uns zum Ruhm/daß wir ihn nicht lang warten lassen; wo er aber aus einem Mißtrauen auf unsere Zuneigung und Furcht vor unserer

Macht selbst verziehet zu uns seine Zuflucht zu nehmen/ so lehrt uns die Politic, daß wir mit Hülff eben nicht zu sehr eilen/ sondern ihm hiedurch seine Noth und den grossen Gefallen / den man ihm erzeigt / zuerkennen geben sollen. Dann aus solcher Erkandtnus wird eine desto nachdrücklichere Danckbarkeit bey ihm entstehen/ weil er sieht/ wie er seiner nicht entbären kan. Nichts lehrt uns besser was wir schuldig sind / als die äusserste Noth und Bedrangnus / daraus man uns reisset. Solcher Gestalt sind wir unserm GOtt unendlich verpflichtet/ weil er uns aus einem lautern Nichts hat herausgezogen; wir sind ihm auch nicht weniger verpflichtet/ daß er uns erhält und behütet nicht wieder darein zugerathen durch Laster und Sünde/ weil uns dieselbe gar nah wieder zu solchem Nichts bringen. Der heilige Augustinus sagt: Wir haben viele unzehlige Jahre auf diese Gutthat gewartet / damit ja die Creatur lernen möchte/ daß GOtt unser gar wol entrathen könne / und daß wir seiner Güte höchst benöthigt wären.

Auf fast dergleichen Art geben auch kluge Potentaten ihren Freunden bißweilen zuerkennen / was sie an ihnen haben; ja man lernt auf solche Weise wie sehr man verpflicht sey sich danckbar zuerweisen.

Indem unser Monarch von seinem Reich entfernt war / giengs in vielen Stucken verwirrt darinnen her; bey seiner Ruckkehr aber bracht er alles / auf Einrathen des Parlaments / daß er zu Rath zoge / wieder in die Ordnung.

X. Ob ein Herr bey seinen Unterthanen sich soll Raths erholen?

Die so vermeinen sie wollen grosser Herrn Gewalt und Ansehen erheben / wann sie selbige über alle Gesetze und guten Rath kluger Leute empor heben / wissen nicht / was die rechte Politic ist. Antiochus befahl seinem Volck / er solte seinen Gesetzen nicht folgen / wann sie wieder die Vernunfft und Billichkeit wären; dieser grosse König brachte sich dadurch nicht ins Verderben / sondern in Sicherheit. Ein andrer der

noch klüger handelte / bestellte sich Ephoros in seinem Rath / die nichts wichtigers zu thun hatten / als daß sie seinem Willen wiedersprachen. Seine Gemahlin warff ihm vor / daß er sich hiedurch aus seiner hohen Würde setzte; allein er gab ihr zur Antwort / es würde seine Gewalt desto länger wären / wann er sie nicht gar zu absolut und unumschrenckt liesse. Theopompus hatte recht; der ist nicht Monarch der alles thut was er kan / sondern der so thut was er soll. Der ist eigentlich ein rechter Herrscher und König über sich selbst / der der Vernunfft gehorsamt; und der so den Rath der Weisen annimmt und folgt / ist ein rechter Monarch über sie. Wann ein Herr der Vernunfft gute Macht giebt / so fällt er gleichsam aus dem Stand und der Würde eines Potentaten / und geräth auf die gemeine Schwachheiten der Menschen; wann er sich aber um den Rath der Klugen bewirbt / und demselben folgt / so stützt er gleichsam die menschliche Schwachheit auf den festen und unbeweglichen Grund der

Ma-

Majestät. Ein Herr der alles thut; aus der Ursach und dem Grund / weil ers so haben will / giebt seinen Unterthanen zuverstehen / daß er sie entweder vor Sclaven, oder gar vor bestien hält; hört er aber ihre Anweisungen an / so erzeigt er sich geben ihnen als ein Freund und fast ihres gleichen. Diese Bescheidenheit zieht ihm allen Segen zu von seinem Volck / ja es erwirbt ihm deren geneigten Willen und Liebe. Er überredt sie gleichsam dadurch / daß sie wollen / was er befielt / weil ers nicht ohne ihren Rath gethan. Es erhält die Ehr / so er ihnen anthut / in dem er sie zu Rath ziehet / dero freywilligen Gehorsam / und so er etwas unbillichs zu weilen befehlen solte / fällt der Haß sodann auf die Rathgeber.

Gaiffre Hertzog von Aquitanien war der Meuderey so gewohnt / daß er vermeinte / es gebe nun eine bequeme Gelegenheit zum Aufstand / da er sahe daß sein Herr die Waffen hatte niedergelegt / nach der Zuruckkunfft aus Italien / aber Pepinus hatte noch Kräffte genug

ihn

ihn zum Gehorsam und zur Straff zu bringen. Es kostete ihn dieser Aufstand das Leben.

XI. Ein kluger Regent hält allzeit Volck auf den Beinen.

Ein Monarch muß sich nie gäntzlich entwaffnen: Er muß auch mitten im Frieden können Krieg führen: In Ansehung dessen haben die Persischen Könige zu aller Zeit die berühmte Phalangem der Unsterblichen um sich gehabt: Die Römer hatten ihre Legiones in den eroberten Provinzen; und unser Franciscus primus richtete unsere alte Regimenter auf. Der Thron grosser Potentaten hat zwey Seulen/ die ihn unterstützen/ die Macht und Gerechtigkeit; diese führt das Regiment zur Friedens-Zeit/ jene triumphirt in dem Krieg; beyde aber müssen aufrecht stehen/ soll der Thron nicht umfallen/ und der Monarch nicht herunter stürtzen.

Diese allzeitfertige Völcker geben wärenden Friedens den Nachbarn zuverstehen/ daß der Herr in guter defensions-Verfassung stehe; daß er

nicht

nicht könne überrumpelt werden; und es Kopffwaschens kosten muß/ eh man ihn überwindet; im Krieg sind sie wackerer Soldaten ihre Schule und Seminarium, und eine gewisse Zuflucht/ wo die Kriegs-disciplin in gutem Werth erhalten wird. Sie sind das Haupt und die Spitze der grossen Armeen/ welche man bey erheischender Nothdurfft offt in geschwinder Eil aufrichten muß. Sollen also grosse Herrn und Potentaten stetig eine fertige Soldatesque halten/ und niemals gantz und gar abdancken; solcher Gestalt werden sie bey Friedens-Zeit in Sicherheit regieren/ und im Krieg mit gutem Fortgang streiten.

Da Pepinus **nun sahe/ wie ihn das Alter allgemach von Kräfften brachte/ entschloß er sich den Frieden auch zu kosten/ welchen er seinem Land und Leuten erworben hatte/ und wann sich etwa ein neuer Krieg anspinnen wolte/ vertraute er solchen seinem ältesten Printzen.**

XII. Könige sollen auch Krieg führen durch ihre Kinder.

Es ist einem Vater eine sehr grosse Freude/wann er seinen Sohn mit *Philippo* anreden kan/gehe hin mein Sohn und erwirb dir ein ander Reich / das Meinige ist doch zu klein vor deinen behertztẽ Muth. Es hätte Philippus seinen Alexander nimmermehr so angeredt / wann er nicht an diesem jungen Herrn einen sonderbaren Muth verspürt hätte / er hätte sich aber solche Hoffnung nicht machen können / wo er ihn nicht selbst zu so grossen Thaten abgericht hätte. Das köstlichste Erbe eines Königlichen Printzen ist die Tugend/ die läst sich aber anders nicht erlangen als durch die Ubung. Mir kommts gar nicht billich vor/daß Augustus habe den Römern einen geringern Käyser hinterlassen / als er selbst war; diß vermuth ich gleichwol/ daß er Tiberium mit mißgünstigem Hertzen dahin erheben sehen / weil er nicht sein Kind war. Daß aber die jenige / so durch ihre Nachkommenschafft regieren/nicht vollkommene Regenten ihren

Land

Land und Leuten hinterlassen wollen / ist vielleicht noch nie erhört worden. Wofern sie anders ihre Kinder lieben / wo sie ihrem Reich wol zugethan / ja wo sie ihnen selbst hold sind / werden sie selbige lehren regieren. Welches am füglichsten geschicht / wann sie ihnen den Scepter in die Hand geben. Ein Regent / so seinen Sohn recht liebt / wird ihm die Vollkommenheit wünschen / aber solche wird er ihm verschaffen / wann er ihn in Kriegs-Sachen recht anführt und unterrichtet. Liebt er sein Land und Leut / so wird er sich bemühen ihn tüchtig zu machen / solchen recht vorzustehen; dadurch befestigt er dero Glückseeligkeit / weil es scheinet / wann gleich der Regent verfällt und stirbt / daß dannoch das Land nichts verlohren hat / weils auf einen solchen Herrn geräth / der gantz verständig und geschickt ist / ihm wol fürzustehen. Und so liebt ein Regent endlich auch sich selbst recht / weil ein Vater / der einen Sohn hat / so zu reden / nach dem Tod lebt / allzeit regiert / ja allzeit wol re-

regiert / wann er ihn die Regierkunst hat wol begreiffen lassen.

Man sagt/ daß dieser genereuse Printz die Kühnheit gehabt einen Löwen anzugreiffen/ und so starck gewesen/ daß er ihn auch überwältiget hat.

XIII. Obs vor eine löbliche That zu halten sey/ wann man sonderlich grosse Gefahr angehet?

Ich kan ohne Entrüstung fast nicht sehen / daß ein Printz in die 300000. Mann sieht an dem andern Ufer eines Flusses stehen/und dannoch unerschrocken drüber setzt. Alexander der in Granica allein über die Mauern unter die Feinde springt / kommt mir anders nicht als ein Aberwitziger vor/ der dem Tod mit Fleiß in den Rachen geht und umkommen will. Es ist ein grosser Unterschied unter dem Verthädigen und Angreiffen; verthätigen kan man sich wol auch vor einer unzehligen Menge/ weil die Verthätigung nöthig und zugleich natürlich ist: Aber vom Angriff muß man offt zurück halten / weil selbiger allzeit frey stehet / ja offt

kau-

lauter Verwegeheit ist. Den Fechtern kan mans endlich wol nachsehen / daß sie mit Löwen und Tigerthieren kämpffen/ weil man im Kampff-Platz entweder sterben oder überwinden muß/ und allda zwischen dem Tod und Kampff kein Mittel-Ding zu finden ist. Aber wer wird Pepinum entschuldigen/ daß er sein Leben in Gefahr gesetzt in dem Löwen-Kampff / den er zwar überwältigte? Wo ihn die Noth nicht entschuldigt / so wirds gewiß der Hochmuth auch nicht thun. Die brennende Begierde stürtzte Ludwig den Heiligen ins Meer/ so bald er vernahm daß die Unglaubige dessen Ufer verwahrten; dieser Eifer der ihm die Kron aufgesetzt / macht sein Verfahren auch sträfflich / weil er gar zu jäh war/ und deßwegen nicht vor unsträfflich zu achten ist. Ein großmüthiger geht die Gefahr an/ wann er sie überkommen kan/ er verneidet sie hingegen/ wann sie ihn wurde überwältigen; und ist deren ihr Leben allein unglückseelig/ die sich thumkühner weiß in das augenscheinliche Verderben dahin stürtzen.

tzen. Man mag sich putzen so lang man will mit dem heroischen furore, welcher die tapffern je zuweilen ankommen ist; so sind und bleiben doch alle furiose schlimmer als die Narren.

Da er gesehen/ daß seine Hof-Leute ihn wegen seiner kleinen statur aufzogen/ zeigte er ihnen/ in dem er den Löwen angriff/ daß er verwegen sey/ und dadurch daß er obsiegte/ daß sie eine Unwissenheit begiengen/in dem sie die Hertzhafftigkeit nach der Leibs Grösse abmessen wolten.

XIV. Welche mehr Hertz haben / grosse oder kleine?

Homerus tichtet/ es wären die Monstra so den Himmel gestürmmt hätten/ so groß gewest / als die Berge/ die sie auf ein ander gesetzt; und bildet die Götter so ihn beschützten/ grösser nicht ab als sonst Menschen sind. Man liest viel von den Schlachten der Riesen/deren doch nicht ein eintziger triumphirt hat; und scheint es werd ihnen nur zu dem End so ein grosser Leib und

eine

eine massa zugeschrieben / daß sie fallen und zutrimmern gehen können. Im Gegentheil haben kleine Leute fast so offt gesiegt als gestritten. Vielleicht weil sie ihrer Stärcke mißgetraut / und daher die Hülff des Himmels angeruffen haben? Auf solche Weise fiel Goliath. Vielleicht geschichts weil grosse sich nicht so wol um thun können / als kleine; weil die Geschicklichkeit diesen zu Hülffe kommt / und die ungeheure Grösse jene nur hindert? Kan man doch wol auch diß sagen / daß ein Streich grosse Leiber so leicht nicht verfehlen kan / hergegen die kleinen ihm bald entwischen. Ein Rieß hat viele Oerter an denen man ihn tödlich verwunden / ein Zwerch aber wenige die man treffen kan / er ist so leicht nicht zu erhaschen / da er unterdessen sich geschwind kan zusammraffen und eins versetzen. Die beste Ursach ist diese / weil der vigor sich zerschlägt / in dem sie in einem grossen Leib sich austheilt / hingegen die jenige sich vermehrt / so sich in einem kleinem Leib genau vereinigt. Die am wenigsten Hirn haben / sind

sind die Klügsten / und die das kleinste Hertz haben / die behertztesten und tapfferſten. Aristoteles versichert / es habe der Löw unter allen Thieren das kleinste Hertz / und nimmt manchen Wunder / daß unser letzter Henrich / der ohn jemands Wiedersprechen behertzt war / ein grosses Hertz hatte.

Endlich starb Pepinus nach vieler Mühseeligkeit auf seinem Bette.

XV. Es ist nicht zuträglich / wann Potentaten im Feld und bey der Armee sterben.

Es sind eben nicht alle die jenige feige und faule Leute so auf dem Bett und in Ruh sterben: Der Fried ist nicht müssig / sondern voll löblicher Thaten und Verrichtungen / ob sie schon nicht so prächtig als im Krieg heraus kommen.

Ich kan mir zwar nicht einbilden / warum man doch die jenige eben so gar hoch hält / die in einer Schlacht ihr Leben aufgeben / und wann sie auch ihrē Tod mit einem herrlichen Sieg krönen.

Haben sie dann keinen Feind mehr zu überwinden; keine Tugend mehr auszuüben? Hätte vielleicht Anne von Montmorency nach der Schlacht bey Sanct Denis noch so kurtze Zeit zu leben gehabt/ daß sie nichts sonderlichs mehr vornehmen können? Einen achtzig-jährigen Mann kan man endlich noch verschmertzen/ wañ er triumphirend stirbt. Aber daß Epaminondas in der andern Schlacht/ die er den Macedoniern geliefert/ umkommt/ daß Gaston von Foix nur drey oder vier Victorien zum Andencken seiner 25. Jährigen Lebens-Zeit nach sich läst; daß der wackere Schwedische Kriegs-Held/ der bey Leipzig umkam/ den Lauff seiner Victorien hemmte in einem Alter/ da Cæsar die Seinigen kaum hatte angefangen; kan ich nicht herrlich und glorwürdig nennen. Wie groß die Anzahl deren sey/ die von dem Feind auf dem Platz bleiben/ so verlieren doch die mehr/ die ihren Herrn verlieren. Der Sieg ist doch allzeit ungewiß/ zum wenigsten traurig/ und ohn zweiffelndlich gefährlich. Wie will ein Kriegs-Heer den

Sieg verfolgen/ wann es den Uberwinder beweinen soll? Seinem Feind mag man dergleichen Vorzug wünschen / ob mans schon nicht mit ihm hält; man mag ihm keck den Sieg zulassen / wanns ihm einen König kostet.

Er hat auf seinem Grab keinen andern Lob-Spruch/ als daß er ein Vater Carls des Grossen ist; diß Lob verlangte er auch eintzig und allein.

XVI. Warum ein Vater nicht eifert um die Ehr mit dem Sohn.

Alexander wird betrübt da er hört das Philippus gesiegt hat: Philippus wird froh/ da er vernimmt / wie Alexander ihms bevor thue. Ich wills deutlicher geben / der Sohn beneidet den Vater / der Vater niemals den Sohn; woher kommt das? Vielleicht / weil der Kinder ihr Thun und Verrichten herfliesst aus der Krafft des Leibs/ den der Vater erzeigt hat / oder aus der Tugend des Gemüths/ das der Vater unterwiesen/ rühmt sich sodann der Vater des effects / dessen Urheber

er sich weiß. Darff ich wol sagen/ daß ein Vater sich mit solchen schönen Thaten der Kinder schmückt / weil er vermeint/ er thue sie selbst; sich aber deren gegen den Sohn nicht überhebt / weil sich die Kinder damit auszieren. Ich will die rechte Ursach berühren; ein Sohn wird von dem weit hertzlicher geliebt / der ihn auf die Welt erzeugt hat/ als der so das Leben von ihm empfangen hat/ dessen Urheber liebt der es ihm gegeben/ dieweil der Sohn etwas ist / das vom Vater herkommt/ der Vater aber durchaus nichts von dem Sohn hat. Eifert also der Vater nicht / wann er siehet / daß der Sohn sich erhebt/ weil er nichts über sich siehet/ das nicht von ihm/ ja das er nicht selbst wäre. Hingegen weil der Vater nichts von dem Sohn ist / kan auch dieser jenen nicht über sich sehen / daß er nicht meinen solte/ er sey von ihm übertroffen. Nun kan er aber nicht unter andern seyn/ daß er nicht drüber murre; noch drüber murren / daß er nicht den mit einem mißgünstigen Aug solte an-

schauen/ der ihm seinen Nachtheil auch stillschweigend vorruckt.

Carl der Grosse.

ES gleicht keiner unter allen Christlichen Potentaten Carl dem Grossen; er hat so offt triumphirt/ daß es schiene er sey bloß zu dem End in die Welt kommen/ daß er da einen Kriegs-Mann abgebe.

I. Warum der Mensch allein mit andern/ die doch seines gleichen/ Krieg führt?

Der jenige/ der einsmals einen Frantzosen in eine Einöde thun wolte/ damit er ihn friedsam machte/ und von allem Streit und Zancken abhielte/ verstunde nicht/ was sein oder anderer Menschen Natur und Neigung war. Wann wir gleich in den tieffsten Wald uns verbergen würden/ so solten wir doch allda unsere Feinde finden/ und niemals ohne Hader seyn. Der Mensch besteht aus Leib und Geist/ diese zwey Stuck sind dermassen einander

zuwieder/ haben auch so contrare Nutzen und Absehen / daß man sich nicht verwundern muß über die Krieg und Streithändel die der Mensch anfängt und von andern aussteher: Eben die Ursach/ so in dem Menschen selbst Uneinigkeit erregt / erregt sie auch unter andern seines gleichen / die Wiederwärtigkeit so seinen Gemüths-Frieden verstört/ macht/ daß er denselben auch mit andern Menschen bricht. Die Thiere/ so wir vor andern Wilde nennen/ haben unter sich keinen Zanck/ Ursach ist/ daß alles/ was an ihnen / aus Erde ist; nichts ist an ihrer Seel/ das dem Leib wiederstrebt/ sondern sie leben beyde stets in höchster Einigkeit und Friede. Uber diß hindert noch eine andre Ursach/ daß sie sich mit ihres gleichen noch vertragen können; sie sind ohne Krieg/ weil sie ohne Ehrgeitz sind. Arbaces ruinirt Sardanapalum, Cyrus Astyagem, Alexander Darium, Cæsar den grossen Pompejum; die Römer kommen über die Griechen her / die Griechen greiffen die Perser an / die Perser machen sich an die Meden / die

Meden an die Assyrier; was ists Wunder? Es will jeder herrschen. Da ist fast keiner der nicht will Monarch werden; der Mensch allein strebt unter allen sinnlichen Creaturen nach dem Reich; nun kan man dazu nicht gelangen ohne Uberwindung; die Uberwindung aber erfordert ja zuvor das Schlagen. Man kan über diß noch sagen/ daß allein der Mensch deßwegen Krieg führt/ weil er nicht nur nach Ruhm und Ehren verlangt/ sondern auch/ weil er allein seines Lebens gewiß und versichert ist: Die andere Thier die einmal vor allemal sterben/ wollen nicht leben und alles/ das sie nimmer bekommen/ dran wagen/ damit sie mögen über andere Thiere herrschen. Bringt also diß den Menschen zum Krieg/ daß jeder fast eine gantz absonderliche Beschaffenheit hat/ dem Wesen nach; dem Willen nach aber/ der auf die Beherrschung zielet/ alle übereinstimmen/ und daß sie versichert sind/ es sey mit dem Tod nicht alles mit ihnen aus/ sondern sie seyen unsterblich: da finden sich nun bey solchem Vorhaben

ben Feinde / die man schlagen muß / Gelegenheit / da man sich schwingen kan / ja auch mitten im Tod nach eine Hoffnung / daß man gegenwärtiges Leben mit einem bessern vertauschen werde.

Ob schon Carls des Grossen Waffen alle Welt durchstreifften / und er alles mit Krieg erfüllte / führte er doch niemals einen Ungerechten.

II. Potentaten können mit Recht Krieg führen.

Ein Potentat ist GOttes Stadthalter auf Erden / er erkennet da weder Richter noch Obern; weil nun andere Leute sich lassen recht wiederfahren / so sind grosse Herrn / die die Gewalt in Händen haben und keinen andern Weg zu ihrem Recht zukommen / ersehen / befugt / Recht und Gerechtigkeit sich selbst zu verschaffen. Diß ist der Grund alles rechtmässigen Kriegens. Da hat nun ein Monarch / der genöthigt wird seinen Feind anzugreiffen / vor allen Dingen die ihn dazu reitzende Ursachen zu überlegen / und sich ja in

seinem Gewissen nichts anderst/ als es ist/ vorzubilden/ sondern in seiner eigenen Sache zu urtheilen/ nicht anders als gienge sie ihn nichts an. Ein Herr der Krieg führt ist/ so derselbe billich ist/ mit recht ein Stadthalter des GOttes der Heerscharen/ läst er sich aber die affecten überwältigen / oder den Irrthum verblenden / in dem er ihn anfängt / so ist er nicht einmal dessen Schatten-Bild.

Da er gewar wurde/ daß ihm seine Tugend Neider / und der Neid viele Feinde machte/ war seine vornemste Sorg / wie er sein Volck wol möchte zum Krieg abrichten / und sie tüchtig machen/ daß sie mit guter disciplin **denselben führeten:**

III. Ein Herr soll seine Unterthanen abrichten/ daß sie zum Krieg geschickt sind.

Es wird bey guten Politicis gezweiffelt / obs einem Stat vorträglich und ihm viel angelegen ist / daß er Volck habe so zum Krieg wol abgericht sey; es scheint/ als führte man dadurch den

Müs-

Müssigang in ein Reich ein/ und mache aus dessen Städten seminaria räuberischer Leute / wann man Burgern und Inwohnern die Waffen in die Hand giebt / und sie dadurch von friedsamen Ubungen und Handlungen abzieht. Es fällt schwer/ daß Hände die den Degen zuführen wissen/ hernach geringere Handthierungen vornehmen werden: Wann man einmal einen Degen hat an der Seite geführt / so glaubt man / man sey dem gemeinen Manns Stand schon entwachsen. Wer weiß nicht / daß Spanien arm an Inwohnern ist / weil dieselbe so ruhmredig sind; und daß sie solchen Hochmuth eben daher haben / weil sie meinen / sie seyn nur zu den Waffen gebohren? Rom hat gleichwol die übrige Welt nur dadurch sich unterwürffig gemacht / weil es streitbare Leute hatte: Eben das Eisen / so es brauchte seine Felder zu bauen / diente ihm auch ihre Feinde zu überwinden: Eben die Hand / so das Kraut pflantzte / laß auch die Siegs-Palmen auf. Hörte Thebe nicht auf eine Sclavin seiner

Nachbarn zu seyn / als Epaminondas es hatte Kriegen gelehrt? Fieng nicht Lacedæmon an und fürchtete die Stadt / so eh dessen dem gantzen Griechen-Land zum Spott gedient hatte? Wann ein Volck weiß Krieg zuführen / wird man sich nicht freventlich unterfangen ihm den Krieg anzukündigen; man giebt denen nicht gern Visiten / die das Vermögen haben uns zubesuchen. Ein solch Land wird von keinem Feind überrumpelt / noch von Bundsgenossen treuloß mit ihm umgegangen; weil man allzeit in der defensions-Verfassung ist / und keiner frembden Hülff von nöthen hat. Finden sich doch überall Wiederwärtigkeiten; und weiß ein kluger Regent sein Volck schon zum Krieg abzurichten / sie doch dabey nicht zuverderben / er übt sie auch in den geringsten Verrichtungen / und macht sie doch dadurch nicht schlechter oder verderbter.

Carl der Grosse hatte einen Bruder / der die Länder gegen Norden mit ihm theilte; aber weil der ältere Bruder gantz Europam solte gewin-

winnen/ nahm GOtt jenen bald weg/ der ihms ohne Zweifeil hätte streitig gemacht. Starb alsò Carloman, damit Carl allein Monarch bliebe.

IV. Die gröste Tugend bleibt als ein unnütz Ding liegen/ wann sie gar zu grossen Wiederstand findet.

Die Welt hat niemals zwey Helden auf einmal gehabt/ oder sie haben beyde nicht grossen Nutzen geschafft; die æmulation Francisci des I. und Carls des V. hat beyde verhindert/ daß sie nicht zur Monarchie gelangt sind/ und weil Soliman sich vor beyden förchtete/ wurd er auch abgehalten darnach zuverlangen. Diese grosse Helden-Gemüther haben ein ander nur gehindert; und da vielleicht das geringste in ein oder dem andern wäre genug gewest/ die gantze Welt zu überwältigen/ muste es damit beschäfftigt seyn/daß es des andern gleichen Muth anhielte und verhinderte. Pyrrhus war nach Hannibals Aussage der vornemste General ohn einen auf Erden/ und gleichwol hat

er nichts gethan / weil sich in Italien Leute fanden / die ihm den Epirum abnehmen kunten. Ein Held muß zwar Tapfferkeit an andern finden / die ihm zuschaffen mache/ nicht aber die ihn gar anhalte. Diß kan geschehen / wann er hertzhaffte Leute vor sich hat / deren Muth doch gleichwol geringer ist als der Seinige. Es muß sich zwar zwischen beyderseits Qualitäten eine Wiedersetzung finden / wann sie gegen einander im Werck und in der That sind: doch muß die eine über die andere seyn / damit sie das Feld erhalte. Carl der Grosse hätte nicht geschlagen / wo er nicht Feinde gehabt; aber er hätte auch nicht excellirt/wann er seines gleichen angetroffen hätte.

Didies der Lombarder König ward sein erster Feind; er bemühte sich zwar ihn in Franckreich zubehalten / in dem er ihm allda einen Auffstand erregte / aber unser Carl hatte zu Haus so grosse Autorität / allen Aufruhr zustillen / als er Macht hatte dem Ausländer zubegegnen.

V. Was

V. Was ein Potentat thun soll der in seinem Reich absolut werden will.

Ein Herr fang ja mit seinem Nachbarn keinen Krieg an/ wann er ihn von seinen Vasallen zubefürchten hat: Wann zwischen Einheimischen keine Einigkeit ist/ so sind auch keine Kräffte da/ einem Frembden zuwiederstehen. Es müssen alle Theile einer Monarchie zuvor wol an einander hangen und vereinigt seyn/ eh man sich unterfängt eine andere anzutasten: Sind sie es nicht/ so darff man sich auch nicht so wol die Hoffnung machen auf des Feinds/ als auf seinen Untergang. Er ist aber eh nicht absoluter Herr im Reich/ biß ers in seinem eigenen Haus ist; dann es ist und bleibt doch der Brüder-Streit und Uneinigkeit der gefährlichste; solche zu vermeiden muß man dahin trachten/ daß man von ihnen geliebt werde. Solurus hätte nicht nur sagen sollen/ daß ein Büschel Pfeile/ so sie fest zusammen gebunden sind/ nicht möchte zerbrochen werden; sondern wann viele Brüder einig sind/ können sie nicht nur allein

nicht überwunden werden/ sondern können auch andere überwinden: Es ist ihrer Tugend uñ Tapfferkeit nicht minder zum Angriff als zur Verthätigung dienlich. Wann Unterthan und Regent sich wol verstehen/ das macht des Herrn Gewalt unumschränckt und absolut, dann wo sie einerley Meinungen führen/ führen sie auch einerley Willen und Verlangen: Das Hertz und dessen Neigung wird vom Verstand geleitet. Wer derohalben zugiebt / daß die Meinungen unter sich streiten / der will auch nicht / daß das Verlangen und die Regungen eins seyn sollen; wer mehr als eine Partey im Lande hegt / der unterhält auch Zwietracht: Es soll nur ein GOtt / ein Gesetz/ und ein König seyn.

Der listige Lombarder kunte Carl den Grossen nicht abhalten über die Alpen zu gehen/ sich nach Rom und von dar ins Feld bey Pavia zu machen/ als Bernardus dessen Vetter/ so die Stadt vorher belagert / sie nunmehr schon zur Ubergab gebracht hatte.

VI. Ei-

VI. Einem treuen Diener lieget eiferiger an / wie er seines Herrn Ehr / als wie er seine eigene befördern möge.

Joab reitzte David an / daß er sich solte ins Lager machen / da man eben die Stadt einnehmen und in dem Moment den Sieg davon tragen wolte: Das heist seinen Herrn recht geliebt / wann man mit Verlust oder Hindansetzung seiner eigenen Ehr ihme Ruhm und Ehr erwirbt. Ich weiß nicht / welches eine grössere Treu ist / wann man den Vorwurff und die üble Nachrede so den Herrn sonst beträfe / auf sich nimmt / oder aber so man ihm die Ehr willig abtritt / so man doch mit Recht suchen und sich deren anmassen könte. Ich zweiffle daran / sag ich / weil sich Leute finden / die wenig darnach fragen / ob sie von andern gehast werden / wann sie nur Ehr von ihnen erlangen. Zopyrus verstellte und verderbte das Gesicht; damit er seinem König Babylonien wieder gewönne: Ich halte nicht weniger von dem / der seiner æstim absagt den Herrn damit zu zieren; dann die

die Glieder betreffen nur den Leib/ aber die Ehr hangt an dem Gemüth. Ja ich irꝛ mich fast/ daß ich sage/ es könne ein General seinem Herꝛn seine Ehr abtreten; er thut noch mehr; dann in dem er ihm seinen erhaltenen Sieg in Unterthänigkeit unterwirfft und zuschreibt / siegt er gleichsam über sich selbst/und überwindet den Uberwinder: Der Ehrgeitz und Hochmuth ist des Uberwinders gröster Feind. Und was kan auch ein Diener vor eigentlichere und anständigere Ehr erwarten als so er Treu ist? Wie will er aber seine Treu herꝛlicher erweisen/ als wann er ihm sein eigen Gut abtritt.

Nach dem man Pavia erobert hatte/ließ Carl den Didier in Franckreich führen.

VII. Man muß Gefangene nicht in dem eroberten Lande lassen.

Es begeht ein Monarch eine übelanständige Grausamkeit/ so er seinen Uberwundenen der Rache aufopffert; Contardin wird seine Mordbühne Carolo von Anjou ewig vorwerffen: Er be-

begienge aber auch eine grosse Unbedachtsamkeit / so er ihn in dem Land das er nunmehr verlohren hat / liesse. Ein Herr wird nie eifriger von seinem Volck geliebt als in dem Unglücksstand / er ist niemals unglücklicher / als wann er in der Gefängnus liegt. Bey solcher traurigen Begebnus verzeiht ihm jederman / weil man ihm nun vor genugsam gestrafft hält; es hört der Haß gegen sein böses Verhalten mit dem Neid gegen sein Glück auf: Er macht niemand keine Ungelegenheit mehr / weil er nun Mitleyden erregt. Ein Uberwinder / der seinen Gefangenen mit herumführt im eroberten Land / der zieht gleichsam herum und holt des Volcks Haß zusammen / ja er macht sich aus denen die es sonst nicht hoch achteten / grausame Feinde; und in dem er den gefangenen Herrn als einen Sclaven zeigt / lehrt er denen die ihn schauen / daß die Reih auch an ihn kommen kan. Das sicherste Tractament dieser vornehmen Kriegs-Gefangenen ist dieses / daß man sie in Angesicht ihrer Unterthanen ehrt / und ihnen selbige

aus

aus den Augen ruckt: Das Hertz eines Vasallen laufft dem Herrn zu/ wann er ihn erblickt; hingegen vergist es seiner/ wann er ihn nicht mehr zu Gesicht bekommt.

Unser unvergleichlicher Held begnügte sich daran nicht / daß er seinen Gefangenen ehrte / sondern thate auch über diß seinen Befreundten alles guts: Er machte einen zum Hertzog von Spoleto, und fast alle andere zu Hertzogen über die übrige Oerter.

VIII. Besser ein grosser Herr gebe nichts/ als daß er gar zu wenig gebe?

Wer grosse Dienste und langes Hoffen mit kleinen Geschenck belohnt / reitzt das Hertz vielmehr zum Mißvergnügen als ers gewinnt. Es ist kein Mensch der sich nicht die Einbildung mache/ es sey viel an ihm/ wer ihm nun wenig giebt / der hält auch wenig auf ihn. Diese Verringerung seiner Achtbarkeit beleydigt ihn vielmehr/ als ihn die Gutthat gewinnen solte; also daß er/ an statt eines treuen Dieners/ einen

Feind

Feind macht. Was das Verlangen nicht vergnügt/ erregt auch im Gemüth keine Verbindlichkeit. Wer andere verbinden will/ muß nicht mit leeren Gutthaten kommen: Massen die Danckbarkeit aus der Vergnügung/ diese aber aus der Fülle erwächst. Ich lobe das Verfahren eines Herrn mehr/ der grosse Hoffnung/ als der geringe præsenten giebt; weil jenes zum wenigsten das Hertz aufhält/ dieses aber gantz und gar zuruck schlägt. Uber diß/ wann ein Monarch nichts giebt/ meint man/ er denck vielleicht nicht dran; giebt er aber wenig/ so hält man ihn vor einen kargen Filtz. Es ist nicht so hoch zu achten/ wann man denckt an das/ so man zu thun schuldig ist/ als wann mans nicht thut; und ist besser daß man einen vor hinlässig als vor filtzig achte. Es thu ein König was er will/ so muß alles Majestätisch heraus kommen; thut er etwas/ das nicht nach der Grösse/ darinn sie stehen/ eingerichtet ist/ so ists nicht Königlich. Es solte sichs ein Herr nicht so sehr verdriessen lassen/ wann einer gar zu viel

von

von seiner Magnificenz erwartete/ als wo er zu wenig begehrt: Ursach; der erste ehret seine Großmütigkeit / der andere setzt ein Mißtrauen in dieselbe. Der Sophiste so vom Uberwinder Asiens ein Talent begehrte/ beleydigte ihn nicht / sondern dieser offendirte sich selbst / daß er einen Heller daraus machte. Alexander thate nicht recht/ daß er nur ein Allmosen gab so in einer subtilē Antwort bestunde; man sieht wol hierdurch/ daß er von gutem Verstand war/ ob aber der Wille gut war/ läst sich zweiffeln.

Sachsen gab Carolo bald weit gefährlichere Gelegenheit zu rühmlichen Thaten an die Hand: Er führte acht mal Krieg mit ihnen/ eroberte aber kaum ein eintzig Land.

IX. Welcher Stat am längsten tauret/ der Monarchische oder Democratische?

Eine Monarchie wird leichter erhalten in ihrem Wesen/ als eine Republic, allein nicht so leicht bleibt sie in ihrer Grösser. Die grosse Römische Republic,

blic, die fast die gantze übrige Welt beherrschte/hat doch nicht viel über 700. Jahr gewäret. Franckreich / das nur ein kleiner Theil von diesem Reich ist / hat diese Zeit schon doppelt getauret. Da die Autorität des Römischen Raths auf einen Raths-Herrn kam / fing das Reich an in Trimmern zugehen: Da Franckreich sich biß an die äusserste teutsche Grentzen erstreckte / ist auch seine Krafft verloschen oder doch geschwächt worden. Ein Wurm lebt wol/ wann er gleich in Stücke zertheilt ist/ aber nicht lang; und ist in einem Sommer um ihn geschehen. Hingegen stirbt der Mensch das Vollkommenste unter allen Thieren auf einmal / und bleibt nicht einem eintzigen Glied seine Regung und Bewegung / wann es vom Gantzen abgesondert ist; zuweilen aber erreicht es wol hundert Jahr / geschweig daß vor Zeiten es biß in das tausende Jahr gewäret hat. Eines Wurms Seele hat nicht viel Vollkommenheit an sich / sie kan sich ausbreiten weil sie sich zertheilen läst / lang tauren kan sie aber nicht / weil sie

sterb-

sterblich ist; des Menschen Seele aber kan/ weil sie ein lauterer Geist ist / sich nicht theilen / und ist auch an sich selbst unsterblich. Eine Republic ist wie ein solch insect, dem die geringste forma kan das Leben geben/ dadurch kan sie zwar wachsen/ aber nicht austauren. Die Monarchie hingegen so das edleste Leben in sich hat/ wäret/ und kan sich nicht vergrössern/ weil ihr unsterblicher Geist sich nicht theilen läst. Der gantze Römische Senat war gleichsam die Seele der Republic, wann nun Cæsar oder Pompejus als Proconsules an die Spanische Grentzen oder nach Armeniam zogen/ theilte sich gleichsam ein Stück von dieser Seele ab / und gab solcher Provinz das Leben; weil also nur ein Stück und nicht das gantze Principium dieser Seele/ so die Republic regierte / allda herrschte / war auch dessen Regung schwach/ und wärete nicht lang. Weil über diß ein Potentat gleichsam der Geist seines Stats ist / und ein solches principium, das alle seine Krafft dem geringsten Theil des Politischen Leibs mittheilt / so reicht es nicht weit

hinaus

hinaus und durchdringt nicht gar eine grosse massa, sondern setzt nur alles fest / und macht daß es wol tauret. Eine Republic kan unmöglich lange wären / weil es unmöglich / daß sich in etlichen hundert Jahren nicht etwa ein Mensch / die doch alle zu herrschen verlangen / finden solte / der darnach strebte und die Herrschafft gedächte an sich zu ziehen. In einer Monarchie aber wird die oberherrliche Gewalt schon von einem besessen / und von vielen beschützt. Derohalben ob es schon leichter ist / daß sich alle über einen erheben können / als daß einer sich über alle schwingen soll; so scheint doch gleichwol / daß eine Republic sich mehr verbessere nach der Monarchie / als der Monarchische Stat nach der Republic Art und Weise verändert.

Aus Sachsen zog er über das Pyreneische Gebürg / die Spanier vor den Verfolgungen der Moren zuschützen / und sich wegen vielfältigen an Franckreich verübten Frevels an ihnen zu rächen.

X. Ob

X. Ob die eintzige Ursach der Religion einen Krieg rechtfertige.

Ein Christlicher Potentat soll ja nicht etwa Offenbahrungen vorgeben / da er doch vielleicht nicht eine eintzige Ursach weiß anzuzeigen / als die verschiedene Religionen ; er laß ja den Unglaubigen als einen rechtmässigen Herrn gelten / und beunruhige deßwegen seine Grentzen nicht. Meine beständige Meinung ist / daß man ihn mit Recht solcher Gestalt nicht bekriegen kan. Die Religion kommt vom Himmel auf Erden / daß sie die Tugend / so sie daselbst findet / vollkommener mache / nicht daß sie selbige verstöre. Zwar es ist nicht ohne / daß diese Haupt-Tugend / so aus einerley Religion entspringt / die vollkommenste Einigkeit stifftet / so die Menschen jemals unter sich haben ; gleichwol aber haben die Menschen auch ohne dieselbe schon eine Gemeinschafft / die sie zum Frieden und zur Einigkeit vermögen können ; sie sind einerley Geschlecht ; und sol-

sollen also natürlicher Schuldigkeit nach/ einander lieben; sie besitzen jedweder sein Land und Leut mit Recht/ entweder/ weil GOtt es ihnen gegeben/ oder weil sie es auf billiche Weise erlangt haben/ massen auf solchem Grund das Recht aller Völcker und die burgerlichen Rechte bestehen. Haben wir also auch mit den Heyden gewisse Sachen gemein/ welche in Gesetzen bestehen/ die man independenter von der Religion zu beobachten hat. Solte das nicht ein seltzam Ding seyn/ wann das Evangelium und die Christliche Lehr/ die uns befiehlt unser eigen Gut um GOtt gefälliger Ursachen willen zuverlassen/ uns befehlen solte/ daß wir andern das Ihrige raubten? Wäre nicht zubefürchten/ daß ein Christlicher Potentat etwa unter dem Vorwand/ er wolle den rechten Glauben in ein Land bringen/ nur dessen Schätze hernach durchstierte; und also/ da er andere gedächte fromm und glaubig zu machen/ selbst ein Geitzhals würde? Nein/ wir wollen doch denen das Leben vergönnen/ denen GOtt das Re-

giment vergönnt; wann er wolte/ wir solten sie mit dem Schwerd bekehren/ würde er uns den Muth geben/ und ihnen benehmen: Er würde Legiones der Engel/und nicht frommer Martyrer zu ihnen senden.

Unsere Feinde wurden zwar geschlagen in Spanien; aber der so sie überwande/ ward betrogen.

XI. Man muß seinem Feind immer mißtrauen.

Nach dem man einmal die Beherrschung der gantzen Welt in einem Schiff gesehen/ und erfahren/ daß der junge Pompejus alle des Cæsaris Nachfolger umbringen kunte; da er zuließ daß Menas einen eintzigen Strick zerschnitte/ versteh ich wol/ daß sich die Leute bißweilen gar zu sehr ihren Feinden vertrauen/ aber ich weiß nicht/ warum sie es thun. Glaubt man vielleicht/ es begehren doch nicht alle zubetrügen/ die die Macht haben/ es ins Werck zurichten? Solte man nicht einen Vorwandt zu erdencken wissen/ damit man ein Verräther-Stück justificirte? Ists dann etwas so Unerhörts

hörts daß sich die/ so am ersten Bünd-brüchig worden / sich auch am ersten drüber beklagt haben? Es ist nichts gewissers/ als daß ein Feind allzeit im Sinn hat Böses zuthun / und unvermeidlich / daß er nicht Mittel und Gelegenheit darzu finden solte. Weil dann unser Feind uns alle Augenblick schaden kan und will; so muß man auch stetig auf der Hut seyn / damit nicht etwa unsere Nachlässigkeit an unserm Untergang selbst Ursach sey. Der Streich / den man weder erwartet/ noch davor sich hütet / kommt mit desto grösserm Nachdruck / je weniger man in Verfassung ist sich zuverthätigen.

Aigoland war damit nicht zu frieden / daß er die Frantzosen betrogen hatte/ er schimpffte sie auch noch / und sagte / daß Carl des Grossen/ GOtt / wol ein ohnmächtiger GOtt wäre / weil die Armee die er gesehen / und die man vor seine Freunde ausgebe / in so elendem Zustand wären.

XII. Es ist nicht genug/ daß man seine Religion liebt/ man muß sie auch suchen zu ehren.

Es sind wenig Leute die schönere Sachen glauben als die Christen; wenig die schlechtere oder auf schlimmere Art und Weise ins Werck setzen. Wir zweiffeln zwar nicht / daß arme Leut unsere Brüder und Schwestern sind / daß sie GOtt unter uns läst / als Leute durch deren danckbares Gebet wir den Himmel erlangen können. Wir sind ihnen alle Ehrerbietung schuldig wegen der Gleichförmigkeit des Lebens / damit sie dem Leben Christi nachkommen. Und gleichwol werden sie von uns verachtet / und sehen wir nur gar zu offt / daß ein Türck mitleidiger ist gegen einen krancken Hund / als ein Christ gegen seinen in Zügen liegenden armen Bruder. Diß Verfahren ruckt uns unsern Stoltz und Hochmuth auf / dann sie sollen unsere Brüder seyn / und wir halten sie als Sclaven; sie beschuldigt uns einiger Verachtung gegen dem / den wir doch in tieffster Demuth allzeit verehren solten.

ten. Heute zu Tag zeigt die Hartherzigkeit/ so ein Reicher gegen die Arme sehen låst/ mehr als zu irgend einer Zeit / daß man ohne alle natůrliche Neigung ist / ja daß wir den GOtt / an den wir doch alle glauben ohne Wiedersprechung des Gewissens/ verunehren.

Die Zuruckziehung dieses Moren-Königs/ brachte Carln dahin/ daß er wieder in Spanien gieng / und zum andern mal von neuem triumphirte; da aber seine Geschäffte ihn wieder in Franckreich rufften / ließ er Rolandum seinen Vetter unter den Barbarn / sie in der Treu zuerhalten. So lang sie ihn fůrchteten / ehrten sie ihn auch; so bald sie sich aber versammlet hatten / unterdruckte ihre unzehlige Menge diesen sonst berůhmten Kriegs-Mann nebst allen denen / die bey ihm waren in Spanien. Ronceval ist der merckwůrdige Ort ihrer Niederlage.

XIII. Ein mit Gewalt gewonnenes Land läst sich hart behalten.

Wer ein Land so er mit Gewalt erobert/ verlassen will/ und nicht Volck darinnen läst / das es bewahre / der will sich mit Fleiß um die Belohnung seiner Arbeit bringen / er wagt da auf blosse Worte betrügerischer Verräther alles das jenige dahin / was er durch das Blut und Leben so vieler tapffern Leute sich erworben hat. Setzt ein Uberwinder aber Volck dahin / so läst er nur Rauber/ die plündern / und dadurch sich an Galgen / den Herrn aber in Haß bey dem Volck bringen. Man sagt ins gemein/ das Schwerd müsse erhalten was das Schwerd erwirbt: Ich halt die *Politic* vor vergeblich und höchst schädlich; vergeblich und unnützlich / weil der Uberwinder sonst so viel Aufseher braucht als er Sclaven hat; gefährlich kommt sie mir vor / weil er/ in dem sie solcher Massen nur durch Furcht in der Schuldigkeit erhalten werden / so viel Rebellen als neue Unterthanen macht.

Ein

Ein erobertes Land muß man entweder gar nicht mit Soldaten bewahren/ oder deren so viel da lassen als Inwohner sind; das ist/ man muß entweder kein Volck zur Versicherung hinein stellen / oder so viel/ daß man sich vor ihm fürchten muß. Solcher Gestalt aber wird der Obsieger vielleicht wol das Land behalten/aber die Hertzen der Inwohner unfehlbar verlieren. Tarquinius schlug den höchsten Mahen die Köpffe ab/ seinen Sohn dadurch zu lehren/ mit was vor Griffen er sich solle in dem Eroberten erhalten. Diß Mittel ist das grausamste/ und hat zugleich nicht sonderlichen Nachdruck; dañ man verliert auf die Weise nicht allein die so man umbringt / sondern bringt auch die überbliebenē dadurch nur auf. Vielmehr hat folgende Lehre manchem Klugen und Weisen beliebt: Ein Monarch setzt sich in einer Provinz nicht eher und besser in Sicherheit/als wann er die Vornemsten des Lands bey sich behält/nicht in der Gefängnus/sondern in der Gunst.

Weil unserm Helden nichts

mehr konte wiederstehen in Europa, zwang er die seiner Regierung zu gehorsamen / die er überwunden hatte: Er nahm den Käysers Titul an / welchen ihm Rom auch confirmirte:

XIV. Was die Frantzosen vor Grund haben zum Anspruch aufs Römische Reich.

Wann einer sein Hab und Gut freywillig verläst / so ist eine andre privat-Person schon befugt sich dessen anzumassen; massen die Gesetze gebieten / daß der / so seine Güter dahin giebt und nichts achtet / solche verlieren soll. Nun ist aber ein weit schlimmeres Stück an einem Regenten / wann er sein Land und Leut in die Schantze schlägt / als es etwa an einer particular-Person zu schelten / so sie ihr Feld nicht baut; sintemal da dieser etwan etliche böse Kräuter läst aufwachsen / ziehet sich jener Rauber und ander loses Gesind ins Land. So bald er alle Sorg aus den Augen setzt sein Land und Leut zubeschützen / spricht er sie dadurch gleichsam von ihrer

Pflicht

Pflicht und Treu loß und ledig / zum wenigsten entschuldigt die Nachlässigkeit und Hindansetzung ihres Wolstands / ihren Ungehorsam in einigem Stuck: Er ist deren Herr nimmer / die er nicht hält als seine Vasallen. Dann es ist ein heimliche Verbindung zwischen dem Herrn und Unterthanen; er seines Orts ist schuldig sie zuverthätigen; sie an dem ihrigen sind verbunden ihm zu dienen. Dafern nun ein Regent seines Theils den Vertrag nicht hält / sagt er auch zugleich ab den schuldigen Gehorsam von ihnen zuerwarten; entzieht sich aber ein Unterthan der gemässenen Pflicht ohne Ursach / so ist er straffwürdig. Also daß / wann der Unterthan die Straff dadurch verdient / indem er seinen Dienst und Gehorsam aus den Augen setzt / so ist auch ein Herr des Diensts nicht mehr werth / so er die Verthätigungs und Beschützungs-Hand vom Unterthanen abzieht. Ich versteh aber / wann ers nicht wolte leisten da er könte; dann so es ihm mehr am Vermögen mangelt als am Willen / sind un-

Unterworffene verpflichtet / gleichwie der Regent seines Orts von Grund des Hertzens ihnen gern helffen und sie beschützen wolte: also auch in ihren Hertzen das Vorhaben und Verlangen ihm zu dienen zubehalten. Sie können solcher Massen / wo etwa eine frembde Macht sie zwinget/ der Noth weichen/ sich nach der Zeit bequemen / ja dem Vergewaltthätiger sich unterwerffen; aber im Hertzen doch allzeit sich bereitwillig erfinden lassen / ihren rechtmässigen Herrn wiedrum anzunehmen/wann er einsten in den Stand seyn wird zu ihnen zu kommen/ und sie aus der Dienstbarkeit zu reissen. Es ist nichts als bloß und allein des Herrn Nachlässigkeit in der Regierung / die Vasallen ihres Gehorsams entbinden kan. Solcher massen ist das Römische Reich in Trimmern gangen; die so die Nordische Länder nicht achteten/ haben solche Carl dem Grossen in die Hände gespielt/ der sich deren auch bemächtigte: Des Pabsts Krönung war nur eine Erklärung/ daß der Uberwinder befugt gewest sey das zuthun

was

was er gethan hat; er solte hinführo allein Europam beherzschen / weil ers allein recht verthätigen könte.

Diese neue Kayserliche Dignität verursachte in Constantinopel scheele Augen / Constantinopel wiegelte Venedig wieder ihn auf / und bemühets sich in Italien durch seine zwey tapffere Kriegs-Männer Obelerium und Becurum Carls grosse Macht zu verringern / aber sie wurde durch ihre Niederlage nur fester gesetzt.

XV. Ob ein Herz zwey Generalen einem Heer soll vorsetzen?

Was in unsern letztem Kriegen ist beobacht worden / was über diß die Römer viele Jahre gethan / macht schier zweiffeln / obs nützlich sey daß man einem Heer zwey Generals-Personen vorsetze? Es lehrt uns die Erinnerung menschlicher Schwachheit / daß wenig Leute zu finden sind / die so viel über ihre affecten vermögen / daß / wann sie dem Vaterland dienen sollen / sie allen Eifer und Mißgunst bey

den Grentzen des Lands zuvor ablegen. Das unglückliche Treffen bey Coutray das in so vielen Stücken dem bey den Cannis gleich siehet/zeigt gnugsam/ daß man nur Zwiespalt unter ein Heer bringt / wann man ihm zwey Heerführer zugiebt. Zwey Kriegs-Häupter haben fast eben so wol als sonst zwey Köpffe verschiedene Meinungen; diese Uneinigkeit der Gemüther ruinirt aber den Herrn/ dem sie dienen. Wie viel hat man Exempel / deren die sich lieber haben wollen ins Verderben stürtzen als sehen/ daß ihr Mit-Genoß triumphiren soll? Ja es sind die Ursachen fast vor aller Welt Sonnen klar / die wiederrathen/ daß ein Herr einer Armee nicht soll zwey Häupter wehlen: Wann also ein Herr verlangt rechtschaffne Dienste zu haben von seinem Volck/so setze er ihm nur einen vor / will er aber des Sicherern spielen/ so geb er ihm zwey. Einer allein führt eine Armee besser an / und wird ihm auch besser gehorcht; hingegen begehen zween nicht so bald einen Fehltritt; des einen Eifer und scheelse-

hendes Aug hindert den andern/ daß er sich seiner Gewalt nicht überhebt. Und diß sind/ meiner gäntzlichen Meinung nach/ die Ursachen/ warum Republiquen zwey Generals und Heerführer einer Armee gegeben; die hätten sodann nicht nur allein den Feind zu überwinden/ sondern sich auch noch zu hüten vor ihren Mit-Genossen denen andern Generalen.

Man zehlt unter Carls des Grossen sonderbare Vortrefflichkeiten/ daß er beredt und gelehrt gewest; er hatte die literas so wol innen/ daß man davor halten sollen/ wo man ihn nicht immer hätte unter den Waffen gefunden/ er hätte den Krieg mit keinem Aug gesehen.

XVI. Ein Monarch soll nicht gar illiteratus seyn.

Der jenige so vorgiebt/ es würden Reich und Länder sodann erst recht vollkommene Glückseeligkeit geniessen/ wann entweder die Klugen und Weltweise Könige/ oder die Könige Weltweise und Gelehrte seyn würden/ hat

nicht ohne Grund geredt. Ein Herr soll sein Volck und Unterthanen regieren und führen; nun vermag er sie nimmermehr zu regieren/ er muß sie dann wol erkennen und mit Reden zugewinnnen vermögen; sind ihm also die Wissenschafften und die Beredtsamkeit höchst nutzlich. Den Verstand hat man bißweilen mehr vonnöthen als den Arm / der nimmermehr sein Ampt recht verricht / wo er nicht unterricht wird. Alexander und Cæsar die zwey erstgebohrne Söhne der Ehr und des Ruhms / waren die Ungelehrtesten zu ihrer Zeit nicht; sie haben beyde reden können; und zwar der andere mit solcher Kunst und mit solchem Nachdruck / daß sich Cicero vor ihn geforchten/der sonst so wol nach der Monarchie in Beredsamkeit strebte/ als dieser über die gantze Erdē. Ein Herr beherrscht nur halbe Menschen/ wann er nicht auch das Gemüth beherrscht; diesen herrlichen Vorzug aber bringt ihm allein die Gelehrsamkeit und Wissenschafften zuwegen. Es vollführen die Gemüths-Tugenden die rechte

Herrschafft/welche das äusserliche Majestätische Ansehen nur anfängt. Es giebt zwey Hercules; einer bezwingt ungeheure Thiere / der andre nimmt dem Leuten das Gemüth ein / beyde diese Stück machen einen vollkommenen Monarchen.

Weil GOtt den der ihm gedient hatte/ wolte seelig haben: gab er unserm Helden die Gnad/daß er die begangene Unzucht vor dem Tod bereuete.

XVII. Im Himmel ist kein Monarch grösser als Carl.

Man kan wol muthmaßlich davor halten daß im Himmel kein grösserer und glorwürdigerer Monarch als Carl zu finden. Die so ihme auf der Erden den Vorzug strittig machen/sind so glückseelig nicht einmal/ daß sie ihm im Himmel weichen könten. Sie sind selbst nunmehr Sclaven / in deren Gesellschafft/ die sie hier auf der Erd zu Sclaven gemacht haben mitten in Abgrund der Höllen. Uber diß giebt sich noch eine Ursach an/ warum ich unsern sieghafften Monarchen von den grösten

und

und herrlichsten halte in dem Himmel; es hat niemand so einen grossen Feind überwunden als eben er / dann wer ist grösser als Carl der Grosse der sich selbst überwunden hat.

Ludwig der Fromme.

DIeses war wol einer der frömmsten / zugleich aber unglückseeligsten Monarchen die jemals auf der Erden gewest sind.

I. Unterschied zwischen einem guten aufrichtigen Mann / und einem guten Herrn.

Es sind zweyerley Dinge / ein guter Mann und guter Regent; an dem ersten werden nur privat-Tugenden erfordert / den andern aber müssen öffentliche Regenten Tugenden zieren; jene machen den Menschen an und vor sich selbst vollkommen / diese aber / daß er sich nach andern bequemen lernt. Wer erkennt nun nicht / daß man nicht so vieler Dinge benöthigt ist / einem / als ihrer vielen gut gnug zu seyn; massen man

man an einem auch nur einen humor einzurichten/ an andern aber eine unzehlige Menge zu bestreiten und zuregieren findet. Ich mag nicht sagen/ daß eine privat-Person in einer Einöde sich aufhalten kan/ da sie nichts anficht; da hingegen ein Potentat in einem Pallast regiert/ wo die lieblichste Reitzungen und Versuchungen ihn aufsuchen und zusetzen. Diß zeigt zwar an/ wie schwer es sey tugendhafft zu leben/ allein es erweist darum nicht/ daß die Tugend mancherley sey. Wer vor einen guten Mann will gehalten werden/ muß demüthig- und bescheidene Qualitäten an sich haben; wer aber für einen vortrefflichen Monarchen pasiren will/ an dem müssen herrlich und glänzende sich hervor thun. Ja was noch mehr ist/ gleichwie die Tugend einen Fürsten muß zur wahren æstim erheben/ so scheints als hindere ihn das jenige/ so selbige in solchem Stand vollkommen macht/ daß er nicht als ein recht guter und frommer Mann leben kan in allen übrigen Dingen. Ein Potentat wird durch grosse

und

und herrliche Tugenden/ja durch stetige beschäfftigung zu einen rechtschaffenen Regenten; hingegen hilfft sich ein privat-Mensch nie besser auf und wird an Tugenden vollkommen / als so er sich die Tugenden läst empfohlen seyn die verächtlich und gering scheinen/ ja die nur durch Leyden und demüthige Unterwerffung sich empor schwingen.

So lang Carl der Grosse lebte; verrichtete Ludwig grosse Dinge; nach seinem Tod must er die schimpfflichste Thaten lassen über sich gehen.

II. Es giebt Leute die nur guts thun wann sie neben andern sind.

Es finden sich humors/denen man immer helffen oder sie im Guten bekräfftigen muß/ sollen sie anderst etwas guts verrichten; sie haben entweder eines Beysprungs oder des Exempels vonnöthen. Miltiadis Siegs-Zeichen munterten Themistoclem auf; der vielleicht immer fort geschlaffen und geschlummert hätte / wo ihm nicht der Glantz seiner Tugenden wäre ins Gesicht

sicht gefallen. Es trägt auch die fetteste Erde nichts/ oder doch nur Bren-Nesseln/ wo des Arbeiters Fleiß und Bauen nicht dazu kommt. Sie braucht seiner Hand und seines Korns/ soll sie fruchtbar und trächtig werden; aus einem guten Exempel können tausend gute Thaten hervorschiessen/ ohne diese Schossen und Pfropff Reiser ist auch der beste Grund unträchtig und öde. Wie viel finden sich der Leute/ die nichts thun/ so man nicht auf sie siehet; es muß sie ein anders Aug erst anfeuren zum guten. Die Schild-Kröte so ein faul und kalt Thier ist/ brütet ihre Eyer aus in dem sie sie ausschaut; dergleichen langsame und träge Gemüther giebts gnug auf die man muß schauen/ die nichts thun/ sie haben dann Zeugen darbey. Andere hingegen brauchen gar Neben-Arbeiter/ die thun was sie sehen das andere thun; sie fangen an diß zu würcken/ was sie sehen das andere verrichten. Die beste Art einem zu überreden/ daß eine Sache leicht/ und doch nicht gefährlich/ ist diese/ daß man selbige in Ge-

Gegenwart einer solchen Person verrichtet. Die Furcht / die wir sehen daß sie ein anderer überkommen / richtet bey unserer imagation nicht vielmehr aus; und die Schande und Schaam so das Gesicht roth macht / erhitzt auch gewißlich das Gemüth.

Ich kan nicht wissen / wer unserm Ludovico den Namen des Frommen mag zugelegt haben / aber das weiß ich gewiß / daß so er ja seine Frommheit anzeigen sollen / er auch / zugleich eine Anzeigung seines unglückseeligen Zustands gewesen ist: Man hat wenig Leute gesehen die tugendhaffter gewesen / aber auch nicht viel Könige / so grössers Unglück erfahren hätten.

III. Warum GOtt zuläst / daß fromme Herrn unglücklich regieren.

Die Tugend wird nicht allzeit geehrt / sie ists nicht allzeit die den Sieg davon trägt: GOtt will in allerhand Ständen heilige Leute ziehen / er will Könige haben zu Märtyrern / so wol als

als er unter gemeinen Leuten geduldige und Fromme verhofft. Wann der hohe Stand alle die jenige glückseelig machte/ so darinnen stehen/ würden sie alle die vor armseelige Leute halten/ die solches Stands ermangeln. Die Dornen/ so man an den Sceptern siehet/zeigen an/daß derselben Pracht und Glantz betrüglich sey; eine seltzame Sach! diese Lehr macht eben/ daß man dessen nicht achtet/ was doch den Monarchen am eiffrigsten anliegt. Dioclesianus begab sich des Reichs/ weil er davor hielte und wol erkandte/es mache es die Tugend nicht aus bey denen die glückseelig regieren wollen: In Ansehung dessen zog er den Bauernstand der Kron vor. Philippus II. gab denen die ihm berichteten daß sein Herr Vater die Käyserliche Kron vor einem Jahr hatte abgelegt/ eine gar schlechte Antwort/ daß es ihn auch schon ein gantzes Jahr gereuet hätte. Es wuste dieser grosse Käyser gar wol/ daß die Klugheit es nicht ausmacht/ wann ein Herr sein Reich will in einen vergnüglichen Stand setzen/ daß ihr Glück

nicht

nicht allzeit an des Fürsten Tugend hängt. Uber diß ist noch eine Ursach die erfodert/ daß nicht alle fromme Herrn auch glückseelig seyn. GOTT will/man soll ihn vor die Haupt-Ursach der allgemeinen Glückseeligkeit erkennen; damit nun die menschliche Klugheit ihme dem Höchsten sich nicht immer so wiedersetze/ macht er ihr Thun und Verhalten unglücklich/ und entzieht ihm seinen Segen. Vielleicht machte Carls des Grossen allzubeständig fortwärende Glückseeligkeit die Frantzosen frech und gar zu übermüthig/ daß also GOtt gezwungen war/ durch die unglückliche Regierung des Sohns ihre Einbildung auf andere Gedancken zubringen.

Er war kaum auf des Vaters Thron gestiegen/ so sparte er keinen Fleiß die Königliche Hofstatt besser einzurichten/ und kunte zumal seiner Schwestern unziemlich Leben nicht leyden.

IV. Woher kommt/ daß durch ein unkeusches Weib der Mann verunehrt und die Freundschafft geschändet wird.

Das Laster thut dem Mann so viel Ubels an als dem Weib / doch hat er so viel Schande nicht davon: Ein Mann rühmt sich wol seiner unziemlichen Lieb/ allein er schämmt sich wegen seines Weibs hierinn begangener Ubertretung. Ist dann etwa vielleicht die Unreinigkeit dem Mann natürlicher als dem Weib? Ists bey ihm so hoch vielleicht nicht auszurechnen/ daß er nicht so starck / als daß das Weib schwach ist? Treibt das Laster etwa / das doch sonst von Natur beschämt / dem Mann weniger Schande und Scham aus / weil es an ihm kein so grosses Laster ist? Soll dann der Mann die Freyheit haben keusch zu leben / und kein Privilegium zu finden seyn vor das weibliche Geschlecht? Der Mann ist eben so genau an die Tugend verbunden als das Weib; GOtt hats einem so hart auferlegt als dem andern: Ist also in diesem Fall

alles

alles gleich: Die eigentliche Meinung ist diese. Es verbinden vornemlich zwey Ursachen ein Weib/ daß sie ihrem Mann treu verbleibe / die Furcht und Liebe: Wo ein Weib an dem Mann untreu handelt / giebt sie dadurch an Tag / daß er weder Liebens werth sey um einiger guten Qualitäten willen / noch zu fürchten wegen der Gewalt; kurtz: Daß der Mann nicht einmal des Weibs werth sey / weil sie sich gleichsam wieder nimmt/ da sie sich ihm zuvor gegeben hat/ und nun eine verständigere Wahl thun will. Wer sieht aber nicht/ daß es einem Mann viel eine grössere Schand ist / wann er vom Weib verachtet wird (welches eben durch diese Abwendung ihrer Liebe geschicht) als dem Weib/ dafern es von ihrem Mann nicht hoch geacht wird? Dann/ so er durch solche Liebs-Veränderung gesteht/ daß das Weib der Lieb und Furcht nicht werth ist / bekennt er eben hiemit / daß er unbeständig / oder wenigstens blind in der Wahl gewesen. Und hierinn fällt ja

bil-

billich aller Vorwurff auf uns / und nichts auf das Weib.

Carl der Grosse kunte an seinen Töchtern das Laster nicht straffen / damit er selbst behafftet war; der Sohn war im Straffen zwar strenger / ob er aber sich selbst eingezogener hielte / muß ich billich zweiffeln.

V. Man muß trefflich an sich halten / wann man von gewissen Lastern der grossen Herrn reden will.

Unsere Geschichte und Historien sind manchmal nicht so bescheiden als die Fabeln / weil jene Laster öffentlich ausreden / diese solche noch etwas verhehlen. Einer von unsern Geschichtschreibern redt übel in seinen Schrifften von einer Princessin / die ihm doch das Brod gegeben. Er wäre nicht vergnügt gewesen / daß man ihn vor einen bösen und untauglichen Scribenten gehalten hätte / wo er nicht auch den Titul eines Verleumbders noch dazu gethan: Er muste ein undanckbarer Gesell werden / damit er ein guter Scribent wäre.

Man mag hier nicht viel einwenden / daß man verbunden sey das Laster öffentlich andern zuverleiden; man lehrt es vielmehr dadurch / daß mans vor *aller* Welt vorbringt. Sanct Paulus will nicht einmal zulassen / daß man das Laster der Unreinigkeit unter Christen nenne / wie solte er zugeben / daß mans recht ausführlich vorstellte / und mit sonderlichem Gebräng von dessen Umständen redete. Es ist auch gar Gefahr dabey / wann man diß Laster zur Straff ziehet / weil es durch solche Straff eben vor jederman auskommt; über diß / ist ja freylich leichter Unzucht nachzuthun / als einen Abscheu davor zuerregen. Der Juliæ exilium lehrt uns / daß sie eine Ehbrecherin war: Ja es trägt ihre Straff uns gleichsam ein Laster vor. Man ist grosser Herrn und Leute Unvollkommenheit einige Ehrerbietigkeit zu leisten schuldig; will man sie verbessern oder straffen / so laß man ja die gewaltsame Mittel davon. Nathan verwiß David sein Verbrechen nur Gleichnus weise. Olympias und andere hohe Sünderinnen haben nur

mit

mit Göttern unkeusch gelebt; diß ists/ warum ich sag / daß die Fabel in dem Fall höfflich uñ bescheiden verfahrẽ hab.

Der erste Fehler den unser Ludwig begieng / war/ daß er einiger grossen Herrn Verbrechen nur halb straffte/die im Reich sich vergriffen hatten.

VI. Es ist nicht so gefährlich / so man ein Laster gar nicht / als so mans nur halb strafft.

Wer ein Laster nur halb strafft / der zeigt an / daß er es auch nicht gantz und gar verwerffe uñ sträfflich erkenne: Diese zertheilte Mißbilligung zieht dem Herrn nichts als Haß uñ Feindschaft zu/ ja vielleicht mehr/ als dem Laster selbst. Die/ so nach dergleichen erlittenen Straffen noch übrig sind/ weil sie ohne Schande nicht leben können / leben sie auch nicht ohne Begierde sich zu rächen: Was man ihnen an der Straff gelassen hat / verbindt sie nicht zur Danckbarkeit / sondern es reitzt sie das / so sie ausgestanden/ bloß und allein zum Zorn und zur Rache an. Und weil man der Gutthaten fast allzeit vergist / des erlit-

tenen Unrechts oder der Straff aber niemals / so wird er die jenige allzeit zu feinden haben / die einmal seine malecanten gewesen sind. Es kommt auch noch ein ander ungereimt Ding aus dieser nachlässigen Straff. Man glaubt / es seyn die Kräfften nicht da den zu straffen / den man hat gar nicht oder nicht recht gestrafft / da muß dann ein Herr ohnmächtig heissen: oder man hält davor / er hab sich nicht getraut den rechten Ernst zu brauchen / daher kommts / daß man hernach die Unterthanen selbst fürchten muß. Und wird solcher Gestalt der Herr in Gefahr der Verachtung gebracht / der Vasall aber zum Hochmuth angereitzt. Ist also Königen viel angelegen / daß sie Laster entweder gantz straffen / oder gantz verzeihen.

Ludwig begieng noch einen Fehler / daß er seinen Kindern gar zu bald das Erb theilte.

VII. Ein Potentat muß sich seiner Gewalt niemals entsetzen.

Ein Monarch kan seine Kinder gar wol in den Geschäfften brauchen / aber

er

er muß sie niemals gar zu Herrn machen: Alle motiven und Gründe/ so er hat ihnen sein Reich auszutheilen/ sind gefährlich oder gar verwerfflich. Dann/ will er der Regiersorgen etwas überhoben seyn/ so giebt er sein unvermögen bloß; der Theil/ den er sich im Regiment vorbehält/ verräth/ was seine übrige Macht sey. Dieser Unterschied ist zwischen dem Herrn des Himmels und denen Monarchen auf Erden/ daß jener andere Regenten auf Erden annimmt/ damit sie ihn ehren; diese aber damit sie sich helffen lassen in der Regierung. GOTT hat seine Stadthalter auf Erden/ ein Fürst seine Bediente in seinen Landen; GOTT läst seine Stadthalter/ wie dieser seine Ministros regieren. Wie sehr aber Könige/ der Mit-Regenten benöthigt sind/ müssen sie doch allzeit auf ihre Verwaltung ein Auffsehen/ und die höchste Gewalt sich vorbehalten/ es geschehe nun dadurch/daß sie die heimlichste und vornehmste Dinge sich ausnehmen/ oder daß sie nach Belieben neue Ministros wehlen und einsetzen. Wann

sich ein Herr so regieret/ so regiert er alles/und ehret ihn hinwiederum auch alles; wo er aber sich eines Theils seiner Herrschaft selbst und gäntzlich begibt/so schwächt er sich nicht allein/ sondern setzt sich auch muthwillig aus der schuldigen Ehr/die ihm sonst die Unterthanen zu erzeugen schuldig sind. Man betet so dann die neu aufgehende Sonne an; und gleichwie er Gelegenheit und Macht hat die Unterthanen zum Dienst und Gehorsam zu bringen: Also hat er auch Fug und Gelegenheit den alten Herrn in Verachtung zu setzen. Grosse Herrn mögen sich schmeicheln so lang sie wollen/ so finden sich gleichwol allzeit weniger Hechæstiones als Antipatri, mehr lieben den König/ als den Alexander. Die Unterthänigkeit erhält den Unterthan in des Herrn Dienst/ weil er noch an den/ und keinen andern gebunden ist; er betet an/ so lang er hoffet: So bald er anderwerts den Ursprung seines Glücks erblickt/ richtet er auch seinen Wunsch und Ehrerbietung dahin. Will nun ein Herr sich im Besitz seines

hohen

hohen Ansehens erhalten / so theil er solches nicht schlechter Dings einem andern mit; dann wer solches theilt / setzt es auch in Gefahr.

Carl der Grosse hatte die Sachsen in Flandern übergesetzt / Ludwig schickte sie wieder aus Flandern in ihre Heymath.

VIII. Obs rathsam ist/ daß man eine überwundene Nation in ein Land setzt/ dessen man versichert ist.

Es sind einige Lands-Bezwinger in den Gedancken gestanden / es würde ein Volck sich nie recht zum Gehorsam bequemen/ das überwunden worden / wann der Uberwinder nicht solches in andere Länder überführte / dieser Meinung sind aber nicht alle Politici: Sintemal es leichter ist / daß auch die dahin man es führt/ verderbt/ als solche bezwungene Völcker reformirt werden können; hätte also ein Herr mehr Ursach sich zufürchten als zu hoffen: Indem er gedächte/ er hätte nur eine rebellische Provinz, bekäm er deren zwey oder viele. Der Mensch kommt in

etwas einer Pflantze gleich/die doch immer was an sich behält/ von dem Grund daraus sie erstmals aufgeschossen. Ja was noch mehr ist/ man setzt auch in Gefahr so wol das Volck so man überbringt;als das jenige/ so sie einnimmt; und dann auch die im Lande noch übrig und zuruck bleiben/das eroberte Land zubeschützen. Das übergeführte Volck wird durch den Wiederwillen und Abscheu / den es spüren läst gegen den Herrn/ der es von seinem Vaterland entfernt/ böß und verderbt; das Volck aber so solches in das Land aufnimmt/wird durch dero böses Exempel und die gröste Ungelegenheit / so man ihnen macht / corrumpirt; dem übrigen und hinterlassenen aber schadet man durch die böse Sitten des Lands/ und den Missiggang dessen es allda geneust; auch endlich deßwegen/ weil sie von den ihrigen so weit entfernt leben müssen. Kurtz: in dergleichen Vermischung der Völcker muß man allzeit mehr böses fürchten/ als gutes hoffen: Weil der Mensch mehr ge-

neigt

neigt ist die Laster an sich zu nehmen/ als Tugenden nachzuthun.

Indem er also in Frieden sasse/ stellten sich Dennemarck und Gascogne in Kriegs-Verfassung gegen ihn: Mit dem Frembden war er bald fertig/ aber der zu Hause gab ihm nicht wenig zuschaffen.

IX. Welcher Krieg gefährlicher sey/ ausländischer oder einheimischer.

Wann ein Potentat in seinem eigenen Land Krieg führt/ wann er allda die Rebellen angreifft/ hat er sich seines Triumphs nicht zuerfreuen; dann er triumphirt doch nur über seinen eigenen ruin. Ist also diese Art des Kriegs sehr schmertzlich/ und die Victorie der zu Cadmus gleich/ sie ist eben so grausam/ weil sie zwischen den Nechsten und Verwandten geschicht. Es muß zwar die Unbillichkeit grösser seyn/ so man einen Freund beleydigen will/ oder so man einen Bruder angreifft/ als andere frembde; wann aber der Haß recht formirt ist/ und völlig aus-

bricht/ so ist er auch weit gifftiger und verhaster. Die extremität/ wohin man durch den Haß geräth / entfernt einen so gar weit von der Lieb / daß fast nichts ist/ dadurch man sich eine Hoffnung zur Wiedervereinigung machen dörffte. Wieder einen solchen Feind fast man einen recht scharffen Zorn / wo man nichts mehr an ihn siehet / daß uns nicht verletzen solte. Dieser Krieg ist auch über diß ein hartnäckigter Krieg; massen er biß auf den äussersten ruin gehet; weil da alle Erbarmung aus ist/ die den Uberwinder könte abhalten / und den Uberwundenen beschützen. Ein einheimischer Krieg ist allzeit unbillich / es sey auf welcher Partey es wolle / massen der / so angreifft/ und der so sich verthätigt/ beyde aus affecten und passion kriegen: Da sichs im Gegentheil fast allzeit zuträgt/ daß ausländische Kriege auf beyden Seiten billich sind; weil es billich ist/ daß man einen andern / der beleydigt hat/ angreiffe und ingleichen nicht wieder die Gerechtigkeit laufft zur defension zugreiffen/ sintemal ja dieselbe natür-

türlich ist. Die zwischen verschiedenen Nationen entstehende Kriege sind herzlich und edel; so entsteht auch daher bey denen streitenden Parteyen nur tapfferer Muth und freymüthiges Fechten; also/ daß es offt scheint/ als streite man nur darum/ wer sich besser halten werde/ und sey die eintzige Ursach/ warum ein Nachbar wieder den andern zu den Waffen greifft/ weil er nicht leyden kan/ daß der andere ihn an Tugenden und wackern Muth überlegen ist. Ist also der Einheimische Krieg nicht so ehrlich und geziemlich/ und den Menschen unanständiger als der mit den Ausländern.

Ludwig der Fromme war zwar überall Ehren werth: Aber nicht von allen geehrt: Die so ihn von ferne betrachteten/ sahen ihn zwar mit höchster Ehrerbietung an; wenig aber von denen/ die sich ihme näherten/ blieben ihm in schuldigsten respect.

X. Zu grosse Verträulichkeit schadet dem Regenten.

Es ist wol eine seltzame Sach/ daß

die Gütigkeit/so doch nur die Liebe würcken und in anderer Gemüthern hervorbringen soll/ dannoch bißweilen den Haß erzeuget/ solches thut sie zwar nicht aus sich selbst/ sondern durch ihre Tochter. Die Verträulichkeit/ die uns einer Person je mehr und mehr nähert/ entdeckt uns auch allgemach derselben ihre Gebrechen: Wann nun solche Gebrechen durch andere seltene Stücke nicht bedeckt noch herein gebracht werden/ so treiben sie andre an zur Verachtung/ die Verachtung verursacht sodann den Haß. Diß kan noch auf eine andre Weise geschehen; die/ so von einer durchgehenden allgemeinen Gütigkeit sind/ lassen solche gegen allerhand Leute spüren; ob sie nun schon auch denen guts thun/ die es verdient haben/ so sind sie jedannoch damit nicht zu frieden; weil sie andern nicht vorgezogen werden. Die Tugend will lieber der Belohnung entbären/ als sehen/ daß eben ihr das Laster auch belohnt wird. Soll also ein Herr sich nicht zu gemein machen/ und nicht so viel guts thun/ daß auch die Bösen

ihren Theil davon bekommen: Braucht es also nicht wenigere Klugheit die Gnaden recht auszutheilen / als Gütigkeit solche zuverüben.

Der gute König thate fast niemand jemals etwas Böses / als wann er das gute Ubel verrichtete: Er hatte die vornehmen Herrn in Rom zur Straff gezogen / weil sie den Pabst Zachariam verfolgt hatten / Stephanus sein Successor erhielte ihnen von dem König gleich wiedrum perdon.

XI. Ein Herr soll selbst guts thun / und durch andere straffen.

Wie gerecht auch immermehr eine Straff ist / so verursacht sie doch / daß man den Richter hasset / der sie über den Verbrecher erkennt: Gutthaten hingegen bringen hervor die Danckbarkeit / und diese folgends die Liebe. Muß also aus solchen Ursachen ein Herr und Regent / den man billich stetig hoch halten / und lieben soll / niemal selbst die Unterthanen straffen / niemals aber durch einen andern ihnen lassen guts thun. Ob schon sein Thron die

warhaffte und einige Quelle ist/ daraus beydes gut und böses quillet/ so soll jedannoch dem Ansehen nach allzeit lauter Gnad und Anmuth/ und niemals keine Straff-Blitze davon heraus gehen. Durch dieses Mittel ziehet ein Herr alle Lieb im gantzen Reich an sich/ und wältzt den Haß des Volcks von sich ab: Also ist er jedermans Vater und niemands Verfolger.

Bey der Theilung die der König mit seinen Kindern vornahm/ bekam Lotharius, **als der Aelteste/ Teutschland;** Bernhardus, **der in Italien vermeinte das Römische Reich zubehalten/ entrüstete sich dermassen drüber/ daß er sich zum Krieg** resolvirte. **Niemals hat** Ludovicum **einig Unrecht so aufgebracht/ als eben dieses vornehmen** Bernhardi.

XII. Man hälts vor eine grössere Beleydigung/ so einen ein Befreundter als ein Frembder antastet.

Von Freunden erwartet man nichts

nichts/ als alles liebs und guts; låst sich daher das von ihnen empfangene Unrecht nicht nur allein schlechter Dings zu Hertzen gehen/ sondern schöpfft auch darob einen grossen Zorn. Je tieffer die Wunde / je verhaster die Hand/ so sie geschlagen: Wann die Lieb/ so das Hertz erweitert / solches dem Streich darstellt/ so wird es allzeit sehr tieff und gefährlich verwundet. Sonst hält den Streich eines Rivals oder andern gleichgültigen Menschen nichts anders auf/als die Tapfferkeit oder die Gerechtigkeit; da hingegen die Danckbarkeit/ Liebe / Ehr/ ja fast alle Tugenden uns vor dem Unrecht eines Verwandten oder guten Freunds verwahren und verthätigen. Wann aber nun alle diese Beschirmung unnütz ist / halten wir davor/ daß der/ so ein Bruder und Freund seyn will / und uns dannoch antastet/ einen sonderlich grossen Haß gegen uns führen müsse / weil er so viele starcke Vormauern überstiegen hat / die ihn doch zur Ehrerbietung und Lieb hätten bewegen / und vom Ubel und Feindschafft abhalten sollen. Daß

also der jenige der angegriffen wird / sich zur Rache angetrieben befindet / theils wegen seines angetasteten Nutzens uñ interesse, theils wegen so vieler schöner Tugenden die er beleydigt und angegriffen siehet.

Ludwig sahe auch hierauf die nahe Verwandschafft des Geblüts nicht an / wie auch nicht die Würde und hohen Stand dieses Fürsten / sondern ließ ihn umbringen.

XIII. Wie es kommt / daß die sanfftmüthigste gemeiniglich sich am greulichsten hernach rächen.

Hier muß ich billich zweiffeln / ob man unsern Ludovicum den Frommen und gütigen nennen darff / und ob er sich dieses Tituls nicht unwürdig gemacht. Wie kommts / daß er gegen seinen Vetter so gar streng war? Ich hab vorher schon erwehnt / daß grosse Unbillichkeit einen zu grosser Empfindlichkeit antreibe / daß auch unter nahen Verwandten keine schlechte und geringe Beleydigung statt finde. Diß löst aber meinen Zweiffel nicht auf / und seh ich hieraus noch nicht / warum die

Sanfft-

Sanfftmüthigsten sich zur abscheulichsten Rache verleiten lassen? Vielleicht kommts daher/ weil sich das temperament solcher guthertzigen Leute leicht läst aufbringen zu einen oder andern Gemüths-Leyden; und gleichwie ein Ungewitter leichter und geschwinder durch Stroh oder Federn/ die es erhebt/ eindringt/ als auf harten Felsen und eisernen Ketten/ also brauche es auch nur leichte Regung dergleichen weichhertzige Gemüther aufzubringen. Diese Ursach ist nicht zulänglich/ dann wo dem also wäre/ solte man eine gute Natur niemals mit dem Namen eines Gütigen beehren/ weil sie sich allzeit von den geringsten Regungen des Zorns einnehmen liesse. Braucht es also mehr Müh und Arbeit/ biß man dergleichen gütige und gelinde Naturen aus ihrer Ruhstelle bringt/ wann sie aber auch einmal durch die affecten erregt sind/ hält sie nichts mehr zuruck; so/ daß sie ohne alle Besänfftigung dem Zorn nachhangen. Das Meer weicht nicht bald aus seiner Tieffe; wo es aber seine Grentzen einmal überlaufft und aus-

ausbricht/ thut es auch weit grössern Schaden/ und verwüstet das Land mehr/ als die ungestümmste Macht des reissenden Bachs. Die Weiber/ als die da von Natur sanfftmüthiger sind als die Männer/ und unter dem männlichen Geschlecht die Kinder und Betagte/ welche noch einmal Kinder werden/ lassen sich die Rachgier mehr einnehmen/ als die/ so nicht so zartes Gemüths sind. Diß ist meines Erachtens die füglichste Ursach/ daß diese gutherzige Gemüther durch grobe empfangene Unbillichkeiten aus ihrem centro, welches die Gelindigkeit ist/ gebracht werden; weil sie also nichts mehr aufhält/ so gehen und weichen sie aus auf alle Seiten/ wohin die Raserey sie treibt.

Uber diß ließ sich Ludwig noch von einer andern Gemüths-Bewegung/ nemlich von der Lieb/ einnehmen/ die ihn dahin brachte/ daß er zum andern mal sich vermählte.

XIV. Grosse Potentaten sollen besser an sich halten/ und sich so leicht nicht verheurathen/ als andere gemeine Leute.

Die Eh ist ein Mittel vor die Unkeuschheit/ ob wol in der Eh selbst einige wiewol zuläßliche Unmässigkeit mit unterlaufft; GOtt hat sie als eine Artzney vor Schwache und Krancke in der Welt angeordnet; Fürsten und grosse Herrn ob sie schon über andere Menschen gesetzt sind / haben doch in den Gemüths-Kranckheiten nicht mehr Macht über sich/ als andere Menschen. Ja es scheint vielmehr/ daß die Keuschheit nicht so wol eine Tugend ist der Potentaten/als des gemeinen Handwercks-Manns; ihr Geblüt ist viel frischer / ihre Auferziehung zärtlicher / die reitzende Lüste butzen sich Königen zu Gefallen schön auf/ sie haben zur Uppigkeit bessere Bequemlichkeit / ja das Laster selbst scheint an ihnen nicht so straffbar. Weil sie nun solcher Kranckheit mehr unterworffen sind/ dessen Pflaster und Heyl-Mittel die keusche Eh ist / so ist billich davor zuhalten/ daß sie sich deren

auch

auch zu mehrern mal bedienen sollen/ wann die erste Ehe sie nicht gantz und gar von solcher Kranckheit hat zu recht gebracht. Diß sind nun die Ursachen und Gründe / so sich zum Behuff eines Menschen und Christen ins gemein anführen lassen; folgen nun noch andere/ die vor den Fürsten dienen. Wann sich eine privat-Person verheurathet / setzt selbige nur den Wolstand und die Ruh einer kleinen familie auf die Schantz; ein Monarch hingegen/ kan sich zum andern mal nicht vermählen / daß er nicht solte den Frieden und Ruh eines gantzen Reichs in Gefahr setzen. Dann ob schon die Stats-Gesetze dem Aeltesten die Krone zusprechen / so bringt jedannoch offt dienige Lieb / so man zu dem jüngern Printzen trägt / nebst den Lieb-Reitzungen einer jungen Gemahlin einen Vater dahin/ daß/ in dem er die Jüngern mit vortheilhafften Stücken besiehet/ dadurch den Vorzug dessen viel benimmt / der zur Kron gebohren ist. Die Kinder/ so aus solcher andern Eh kommen/ halten sich ins gemein vor viel zu gut/ daß sie den Aeltern

tern solten unterworffen seyn / und werden daher nothwendige Rebellen: Sind also nicht zum Gehorsam / sondern Zerrüttung anzurichten / gebohren. Dahero ich dann den Schluß mache/ daß ein Potentat/ wo er nicht brennt vor Begierde / vor allen andern Leuten sich der andern Eh enthalten soll.

Ludwig hatte von seiner ersten Gemahlin eine ziemliche Anzahl Kinder / und begieng jedannoch den Fehler / der in vorhergehenden angezeigt worden; ja er begieng einen doppelten / in dem er an seine nahe Verwandtin sich vermählte; und diß ohne erhaltene dispensation.

XV. All zu nahe Vermischung mit Verwandten hat sich des Seegens vom Himmel nicht zugetrösten.

Eine Heurath zwischen nahen Verwandten ist allzeit sträfflich / und gemeiniglich ohne Seegen: Sträfflich ist sie / wann die beyde Parteyen solche ohne Erlaubnus celebriren / die doch mehr-

mehrmals nicht gültig ist / weil man sie heraus gepreßt und durch heimliche Griff erhalten hat. Man muß wichtige Ursachen haben / so man die Ordnung / die in der Kirch eingeführt ist / will umstossen / und sich in der gantzen weiten Welt keine andere Person als die verbotene wehlen will. Die obern können solche dispensation gar selten eingehen / Fürsten sollen sie nicht verlangen: Gleichwol findet man in Europa Häuser / die aus Stats maximen sich aus solcher dispensation ein eigenthümliches Werck machen. Solche Vermählungen sind auch / als erwehnt / unfruchtbar. Soll etwas neues hervor gebracht werden / so ziehet sichs aus contraren / und nicht aus gleichförmigen Principiis; Parmenides thut um solcher Ursach willen die von Geburt in Wasser und Feuer; Befreundte haben gemeiniglich gleiche complexion und gleiches Geblüt. Geht ihnen also die gehörige disposition ab zum Kinder zeugen; sie sind einander gar zu gleich / daß sie solten einander zu wieder seyn. Es läst sich hinzu thun / daß sol-

che

che Ehestifftungen Zanck und Hader nach sich ziehen/ dann weil Mann und Weib den respect mit ins Haus bringen/ den sonst Befreundte gegen einander haben/ und nicht vielmehr die Begierde und das Verlangen/ so man gegen Frembde bey sich empfindet; indem/ sag ich/ dieses Band/ so sonst Eh-Leute verknüpfft/ abgeht/ ist nur lauter Zwiespalt unter denen / die doch ein Hertz seyn solten/ ob sie schon zwey bleiben.

Bey unserm Ludwig fand sich dieser Mangel gleichwol nicht/ weil ihm Judith bald einen Sohn brachte/ dem er Franckreich einraumete.

XVI. Ein Vater muß seine Kinder gleich lieben.

Ein Vater kan einem seiner Kinder nicht mehr Lieb erzeigen als denen andern / daß er nicht solte ihren Haß auf sich laden; so bald er sich heraus läst / daß er dem jüngern oder ältesten besser wolle als den andern/ reitzt er die übrigen sich wieder ihn zuverbinden. Es kan wol vermög der Gesetze das Väter-

terliche Erb einem Sohn allein heim-fallen/ die andern alle ausgeschlossen: Diese Unbillichkeit findet ihre Entschuldigung in der Gewohnheit / die älter ist als die/ welche sie beleydigt. Das erregt zwar Murren / gleichwol giebt man sich wieder zufrieden; weil das Gesetz jederman in der Welt gelten muß/so kan sich keiner absonderlich und vor sich beschweren/ daß ihm zuviel geschicht. Es hat aber der Vater ein Gut/ das soll er gleich unter seine Kinder austheilen/ nemlich sein Hertz; wo er diß unterläst/ klagt er sich selbst einer Unbillichkeit / oder doch seine Kinder einer Unthat an. Wer leydet gern/ daß man ihn vor einen bösen Buben und Straffbaren halte / wann er unschuldig ist? Ein Vater so einen Sohn vor den andern liebt / schenckt ihm gar ein trauriges præsent, dann er giebt ihm nebst seiner Lieb auch seiner Brüder Haß. Man ist deßwegen nicht weniger ein Kind / ob man der erste oder letzt-gebohrner ist / muß also auch ein Vater ein solch Kind nicht minder lieben/

ben / will er anderst sich und dem Kind keinen Haß auf den Hals ziehen.

Eine so gar unbedachtsame Vorziehung verursachte / daß Lotharius und seine Brüder zum Waffen griffen wieder Ludovicum, nahmen ihm auch sein Land ab / zu zweyen malen / stiessen ihn hernach vom Thron ins Kloster / und von dar ins Gefängnus.

XVII. Nichts vermag Kinder zu entschuldigen wo sie ihre Eltern verfolgen.

Man kan endlich Kindern nachsehen / daß sie unleydlich werden / aber nimmermehr diß / daß sie Gottloß sind / und alle Ehrerbietung gegen Eltern aus den Augen setzen. Sie mögen sich wol beschweren gegen ihre Eltern / aber öffentlich sollen sie sie niemals antasten. Die jungen Vipern entschuldigt nichts / daß sie ihrer Mutter Eingeweid zerfressen; einen Sohn kan keine Ursach entschuldigen / so er den Vater verfolgt.

Erstlich wird man andere hart überreden können / daß Eltern ein Kind be-

leidigt haben; dann es muß erst erwiesen werden / daß alle natürliche Neigung in des Vaters Hertz aufgehört hat / daß es gleichsam zu einem Stein worden / sollen anderst andere glauben / daß uns von dorther eine Unbillichkeit sey zugestossen. Der Vater hat alle Väter auf seiner Seite / der Sohn aber nicht einmal die Helffte der irritirten Söhne; dann ein jeder unter ihnen hält sein Unglück für das grösseste / und bildet sich daher ein / daß keiner ihm an Unglück gleich sey. Hiernächst ist gewiß / daß die Rach allzeit infam und lasterhafft bleibt / wann auch gleich das angethane Unrecht wahr wäre: So man von einem Frembden beleydigt wird / hätte man sich etwa vor dem Vorwurff anderer Leute zu scheuen / dann die Thorheit der Leute bildet sich doch immer ein / sie werde durch angethanes Unrecht verachtet / und so oft beschimpfft / als sie etwas ausstehen muß: Aber so einen ungehaltenen Frevler hat man noch nie gesehen / der einen Sohn deßwegen aufgezogen hätte / weil er seines Vaters

unbillich Verfahren gegen ihn mit Gedult ertragen hat; es loben vielmehr auch die frechsten Gemüther diese seine moderation, und nehmen sich aus seiner Ehrerbietigen Zuguthaltung ein Exempel Kindlicher Gebühr. Wird also nicht wol ein Mensch zu frieden seyn/ der das Murren und Wiedersetzen eines Sohns billichen solte/ vielmehr werden sie seine Rach gut heissen und rechtsprechen.

Die Geistliche/ so dazu geholffen/ daß dieser gute Herr abgesetzt wurde; und die ihm nothwendig wieder musten auf den Thron helffen/ wolten ihre begangene Unthat zu entschuldigen ihrem König antichten/ er sey von schwachem Verstand und etwas alber gewest. Daher sie ihn auch vor der Krönung exorcisirten/ und wolten dem Volck durch solche Ceremonie zu verstehen geben/ man könte ihm diesen Zierrath eh nicht aufsetzen/ biß man ihm zuvor den Verstand wieder gegeben hätte.

XVIII. Es gestehen auch die Demüthigste ihre begangene Fehler nicht gern.

Diese Bischöffe hat vielleicht die Ehrerbietigkeit/ so man dem Bischoffs-Stand schuldig ist / dahin gebracht / daß sie ihrer Untreu einen solchen Deckel gesucht haben. So gehts leider! es suchen die Herrn Geistliche ihre Fehler gar zu offt zu entschuldigen; sie bilden sich ein/ es sey der gemeine Mann so läppisch / und rechne alles / was ihr wilder Sinn offt vornimmt / einem Eifer zu; weil ihr Ampt heilig ist / so wollen sie andre gern überreden / daß ihr Verhalten auch ohnsträfflich sey / und ihr Verstand nicht irren könne. Was sie an denen/ die nicht in der Kutte stecken / pflegen Blindheit / Schwachheit ja Boßheit zu nennen / muß bey ihnen nur etwas Gleichgültigs seyn/ oder (welches das Allersträfflichste ist) vor Gebrechen / die noch gar wol zuverzeihen sind. Diesen Griff laß sich ja ein jeder zu Gemüth gehen; wer sündigt der schämt sich; das Laster ist seiner Schande wol be-

bewust/ drum verkriegt sichs; so bald die erste Hitze / die den Menschen zur That angefeuert/ sich zerschlagen hat/ bewirbt er sich also bald um einen Deckel sich darunter zuverbergen. Wir haben alle von Adam ererbt / daß wir die Laster lieben / und uns doch deren hernach schämen; wir brauchen das Feigen-Blat so wol als er.

Hugo Capetus.

Hugo hätte seine Regierung zu keiner verwirrtern Zeit anfangen können/ Franckreich war dermassen geschwächt / daß es mehr eines Klugen benöthigt war / der ihm wieder aufhelffe / als eines Tapffern / ders durch Krieg nur niedergeschlagen hätte. Dieser neue König hatte beydes Klugheit und Tapfferkeit an sich.

I. Klugheit befestigt ein Reich besser als Tapfferkeit.

Ein Reich einzunehmen/wird Muth und Tapfferkeit erfordert/ solches aber recht einzurichten bedarffs Verstand

und Klugheit; weil aber die Einnehmung eines Lands fast gleich ist der Generation, so im Augenblick geschicht / hingegen die Einrichtung eines Reichs sich gleichet dem Wachsthum / welches nach und nach geschicht / so wird zu jener erfordert Munter- und Fertigkeit / bey dieser aber reiffes und bedachtsames überlegen. Es sind zwar beyde diese Dinge höchst nöthig ein Reich aufzurichten; aber die Warheit zu gestehen / so trägt das / so dem Ansehen nach das schlechteste ist / am meisten bey. Zu dem so kan man auch an dem Aufkommen aller grossen Reiche dieses abmercken / daß die / so nach dem ersten Bezwinger regiert haben / mehr der Klugheit als Macht sich in ihrer Regierung bedient haben. Augustus ob er wol auch Tapffer war / jedannoch excellirt er in der Klugheit. Die verwirrte Zeiten in welchen unser Hugo die Regierung antratt / geben gnugsam zuverstehen / wie sehr man eines klugen Kopffs benöthigt war; und die vortreffliche ja wundersame gute Anstalt / so

so er im Reich stifftete / ist ein klarer Zeuge seiner Klugheit.

Capetus ward sein Zunam / den man ihm deßwegen gabe / weil er ein etwas grösser Haupt als andere hatte / oder weil er in seinen Entschliessungen fest und unbeweglich bliebe.

II. Obs besser ist / wann ein Herr leichtglaubig / als wann er eigensinniges humors?

Es ist weder der / so gar zu leicht glaubt / noch der / so gar zu fest auf seiner Meinung bleibt / recht tüchtig grosse Dinge zu führen und zu handhaben. Ursach / wer gar zu leicht glaubt / nimmt alles an / man sag ihm was man wolle / und verändert solche leicht widrum; dieser unbeständige Sinn macht / daß er in nichts einen festen Schluß fassen kan; und aus solch unentschlossenem Muth folgt endlich die Trägheit in allen Dingen: Es liegt nicht viel dran / ob er sich zur guten oder bösen Partey schlage / weil er doch bey keiner beständig aushält; es gilt bey ihm alles gleich / ob er sich zum guten oder

zum bösen entschlüsse / dann ein jedes Moment giebt ihm einen andern Schluß an die Hand; ein solches Gemüth gleichet der Natur des Chamæleons; es nimmt mancherley Meinungen an / und verwirfft sie auch wieder: und kan man nicht sagen / daß er etwas entweder wolle und nicht wolle / weil er so wenig Bestand und Gewißheit sehen låst in dem / was er gedenckt oder zu Gemüth fast / als das Thier / so vorerwehnter Massen ein Bildnus seiner Natur und Beschaffenheit vorstellt. Der Eigensinnige hingegen fasset eine Sach tieff / und hafftet gar genau ja bindet sich starck an das / so er gedenckt; ein Verståndiger kommt mit ihm deßwegen nicht aus / weil er sich einbildt / daß er selbst der Klügste sey. Man kan keck zu ihm sagen / wie etwan ehdessen zu Ludovico dem Eilfften gesagt worden / es sey sein Klepper das allerstårckste Pferd im Reich / dann es trag den König sammt seinem gantzen geheimen Rath / wann er drauf sitzt. Gleichwol befind ich / daß der Eigensinnige um zweyer Ursachen willen dem Leicht-

gläu-

gläubigen noch vorzuziehen ist: Erstlich entsteht die Hartnäckigkeit gemeiniglich aus einem guten und daher sich viel zutrauendem Verstand; die Wanckelmuth aber aus dessen Schwachheit: Ich will ja lieber ein Aug vor mich haben / als mit hundert Argus-Augen umgeben / und doch dabey blind seyn. Ists nicht besser / daß ein Monarch ein wenig zu viel auf seinen Verstand halte / als daß er sich bloß und schlechter Dings auf andrer ihren Witz verlasse? Ists nicht besser / daß er auf seinem gefasten Schluß fest und unverrucklich verharre / als daß er solchen von allerhand andern Leuten borge und annehme? Uber diß und vors andere / wann sich gleich der Hartnäckigte bißweilen irret / so wehlt er jedoch auch zuweilen das Gute vor dem Bösen / weil ihm ja nicht allzeit böse Gedancken können einfallen; und wann er auch allzeit einen argen Schluß fassete / so würde er doch anders nichts Böses thun / als was er solcher Gestalt beschlossen. Hingegen thut ein Leichtglaubiger entweder

gar nichts/ weil er allen guten Rath/ den man ihn giebt/ fahren läst/ oder lauter böß/ was man ihm angiebt/ weil er keinen bösen Rath ausschlägt.

Des Hugonis Vater/ weil ihm gar zu viele Hindernus waren im Weg gelegen den Thron selbst zu besteigen/ hatte solchen dem Sohn zubereitet durch Verbindnus mit ausländischen Potentaten/ und gute gestifftete Verständnus in Franckreich: Vermög seiner Gemahlin war er Engellands versichert; so hatte er auch den Herzog von der Normandie durch Gutthaten gewonnen; diese beyde Herrn vermochten hierinn mehr als alle andere grosse Herrn des Reichs.

III. Entweder muß ein Monarch keine Feinde/ oder Alliirte haben.

Von Alliirten erwartet man Hülff/ und von Freunden guten Rath; muß also der Alliirte Macht/ und der Freund Treu an sich lassen hervor leuchten. Daher ists rathsam/ daß ein Potentat sich um Alliirte ausser seinem Reich bewer-

werde / dann in dem Reich soll und muß er keine andre Macht leyden als die seinige; hingegen ist freylich nöthig / daß er seine Freunde innerhalb / nicht ausserhalb des Reichs unterhalte / massen er deren offt und vielfältig benöthigt ist. Gleicher Gestalt wie etwa ein grosses Gebäude seinen Bestand und feste Fügung hat von Kalch und andrer Kütte / die inwendig in der Massa sind; da hingegen das / so selbige stützt und erhält aussen herum zufinden. Wann ein Herr seine Alliirten in seinem Land hat / so hat er nur Blut-Igel an ihnen / die ihn aussaugen / und die durch ihren unersättlichen Geitz alle Gunst und Gnad / so er andern sonst erzeigen könte / zu sich ziehen. Dadurch entsteht aber bey den andern ein Verdruß; also daß ein solcher Monarch / in dem er sich vielleicht drey oder vier zu Freunden macht / ihm hingegen hundert Rebellen auf den Hals ziehet. Hat nun ein Herr sich nicht viel guts zuversehen zu denen im Reich gestiffteten Allianzen / was will er dann von Frembden hoffen? Dann sie wären

nicht allein eine kleine Zeit/ weil man abwesend ist/ und daher leicht einer des andern vergist; sondern es ist auch gewiß/ daß die beste Frucht einer Allianz die sanfftmüthige Verträglichkeit ist/ welche nicht unter Entfernten/ sondern nur bey denen entstehet/ die fort und fort recht verträulich und lieblich mit einander umgehen.

Dieser mächtige Monarch war zwar seiner Kron schon versichert/ und hätte solche aus vollkommener Macht/ weil er sie von Ludovico bekommen/ behaupten können/ jedannoch verlangte er auch die Einstimmung der Frantzosen/ die ihn mit einhelliger Stimm zu Noyon erwehlten.

IV. Wie die rechtmässige und Tyrannische Gewalt unterschieden.

Ein Herr der alles will/ was er kan/ ist ein Tyrann seiner Unterthanen; der jenige aber/ der nicht mehr will als was er soll/ ist ihr Vater. Jener considerirt seine Gewalt/ als den Haupt und principal-Titul und Berechtigung/ die er besitzt/ die Gerechtigkeit aber

aber siehet er nur als ein zufälliges Ding an; dieser hingegen hält die Gerechtigkeit vor das/ so ihm am allereigentlichsten zusteht/ die Macht und Gewalt aber für dero Minister. Zu dem was der erste verricht/ muß die Autorität den Befehl herleyhen/ die Billichkeit aber ihm ein Färblein des Rechts anstreichen; bey dem andern befiehlt die Gerechtigkeit/ die Macht führets hinaus. Kurtz: Eines Tyrannen Haupt Qualität ist die Gewalt/die andre allererst die Billichkeit/ oder der Schein derselben; die erste Tugend und Qualität eines rechtmässigen Herrn aber die Gerechtigkeit/und die andere die Macht. Jener hält in der rechten Hand den Degen/ weil er nur gern zuschlagen will; dieser aber die Wage/ weil er Vorhabens ist/ in allen die Gerechtigkeit zu handhaben.

Carl von Lothringen/ der ihm den Thron disputirlich gemacht hatte/ wo er sich dessen nicht selbst unwürdig gemacht/ schickte Gesandten an die Reichs-Stände ab;

aber dieser unvorsichtige Politicus, der nur mit Bitten hätte sollen an sie kommen/ brauchte lauter Trotz-Worte.

V. Wie sich ein Herr zuverhalten hat/ wann sein Volck sich empört.

Ein Zorn der schwach und unbewaffnet ist / ziehet dem jenigen nur Verachtung zu / der damit trohet; hingegen der jagt eine rechte Furcht ein/ der den Donnerkeul/ damit er treffen kan/ in der Hand hat. Soll also ein Herr wol überlegen/ in was vor einem Zustand ihn der Auffstand und die Empörung seiner Unterthanen antrifft; dann läst er sich so weit herunter / daß er ihnen mit guten Worten und mit Bitten begegnet / wann er die Macht in Händen hat / so macht er sie dadurch stoltz und übermüthig; giebt er aber Troh-Worte / da er doch keine Macht in Händen hat / sondern schwach ist / so bringt er sie nur noch mehr auf und in Harnisch.

Carl der Einfältige bracht sich dadurch in Gefahr / weil er dem jenigen geschmeichelt/den er überwunden hatte; die-

dieser Carl, von dem vorgedacht / der dem Faulen solte succediren / verlohr sein Königreich / weil er sich dessen mit Trotz und prahlenden Worten anmaste/ dabey aber keine Macht in Händen hatte. Wer droht und kan doch nicht zuschlagen/ erregt bey Vernünfftigen nicht so wol Furcht als Mitleyden; will er aber mit dem Pöbel lang pacta und Vergleich eingehen/ giebt er ihnen dadurch nur grössern Anlaß zum Hochmuth und Verachtung gegen ihm. Die rechte Mittel-Straß / die ein Herr in dergleichen Fällen beobachten soll/ ist/ daß er sich nicht zu trotzig stelle/ wann er nicht in der Verfassung steht sich zu rächen; noch sich weich finden lasse/ wann er eine gebundene Ruthe zum Draufschlagen hat.

Die Wiedersetzung des Lothringers machte/ daß die Frantzosen nur desto mehr fortfuhren in ihrer Neigung gegen den Capetum; **an statt der Antwort auf jenes hitzigen Brief / führten sie diesen nach Reims und krönten ihn allda.**

VI. Ein

VI. Ein neuer Monarch soll nicht die geringste Ceremonie unterlassen/wann er in die Regierung tritt/ deren sich seine Vorfahren bedienet haben.

Wann ein Herr ja einige Ceremonien hindansetzen und nicht alles beobachten will/ so wäre besser/ es blieben die aussen/ so seine dignität schmücken/ als die so dieselbe bestätigen: Wann er sich der Ehr so gar groß nicht achtet/ kan es ihm vor eine Bescheidenheit ausgedeutet werden; wann er aber die Sicherheit in Gefahr setzen will/ hält man ihn vor einen faulen und Gottlosen Menschen. Nichts erweckt bey dem Volck grössere Zuneigung zum Regenten/als so man ihm sonderliche Gütigkeit erzeigt; nichts mehrere Ehrerbietung und respect, als so man ihre Gewohnheiten und Gebräuche hoch hält. Thate also Hugo sehr weißlich/ daß er/ ob er schon von ihnen zum König erwehlt worden/ dannoch auch die Krönung verlangte. Hierdurch brachte er die gantze Geistlichkeit auf seine Seite/ die vielleicht sonst/ wo er diese

Ceremonien verschmäht hätte/ daraus möchten den Schluß gemacht haben/ er hielte von ihrem Stand und der gantzen Geistlichkeit nicht gar viel.

Wie hoher Verstand unserm neuen Monarchen sonst beywohnte/ so fiel er doch etwas beym Antritt der Regierung/ weil er nicht gnug Leute um und bey sich hatte/ die seine Person beschützen können: Dann Carl überfiel ihn einstens/ überwand ihn auch im ersten Treffen.

VII. Es ist höchst nöthig/ daß man beym Antritt der Regierung Macht auf den Beinen habe.

Ein Herr der nicht auf Mittel bedacht ist/ wie er sich möge in Sicherheit erhalten/ gesteht eben dadurch/ daß er unverständig oder verwegen sey; unverständig/ wann er nicht zuvor sieht/ was ihm kan im Weg stehen/ verwegen/ wann ers nichts achtet. Es ist kein Reich zu finden/ das nicht so wol seine Kindheit als völliges Alter habe; muß man es also unterstützen/ wann es noch schwach ist: Wer einen nothwen-

wendigen Schutz nichts achtet / der will nothwendig und muthwillig verderben. Diese Nachlässigkeit setzt alle Fürsten und Könige fast in Gefahr / absonderlich aber haben sich die vorzusehen / die eine Monarchie anfangen / und sich von neuen erstmals hervor thun solche zubesitzen. Wer will zweiffeln / daß die Tugend und Tapfferkeit / so sich erst beginnt empor zuschwingen / nicht mehr Wiedersprechens und Wiedersetzung antrifft / als die / so schon empor schwebt. Die Besitzung erhält und beschützt diese letztere; dahingegen die Neuerung jene der Gefahr darstellt. Wann gleich der Wille aller Unterthanen einig ist / und zusammen stimmt / auf und anzunehmen / so sind sie doch unbeständig und nicht fest das / so sie angenommen / zubehalten: Ein Monarch braucht Zeit und Weile / biß er auf einem Thron recht Wurtzel fasset; nun wurtzelt aber der jenige gleichsam recht ein / der sich darinn fest setzt.

Nicht hats diese Beschaffenheit / daß das Volck die Hoheit einer solchen Per-

Person / die sie selbst erhaben / nicht vertragen könten und ihn darum neideten; sondern das ists / daß der Pöbel so gar veränderlichs Sinns ist. Uber diß / wann die jenige / so diese angehende hohe Würde strittig machen / oder vor sich begehren können / gewahr werden / was sie vor einen schönen Glantz von sich wirfft; so entstehet bey ihnen eine Mißgunst / und in dem sie bedencken / was sie nun verlohren / stellen sie sich ihnē vor / wie sie dasjenige sich nicht zu weg gebracht / was doch ein andrer wol wieder verlieren könte. Gesetzt es entstehe aus solcher Reu offt nichts anders als die Scham / daß man einem solchen weichen müsse; so ist doch diß Ursach gnug einen aufsichtig zumachen / wann man aus der Erfahrung gar wol weis / daß eben diese Reu zuweilen freventliches Unterfangen gegen eine solche Person an die Hand giebt. Es giebt der Monarchen von wenigen Stunden nur gar zu viel / die nicht einmal die Annehmlichkeit der Herrschung gekostet haben / weil sie in dem Wahn gestandē / sie könten selbige

wol mit ihrer guten Bequemlichkeit un ohne jemands Widersetzung geniessen.

Unser Hugo wäre auch ein solcher Calender-König wordẽ/ wo er so wenig Muths und Standhafftigkeit gehabt hätte/ als er Klugheit sehen lassen: Dann da er sahe/ daß er von Lothringen niedergeschlagen war/ hatte er gantz keine Lust sich viel zubeschwerẽ/ sondern vielmehr/ wie er wieder wolte aufstehen. Bringt also zu solchem End seine Truppen zusammen/ pflegt fleissige Correspondenz mit seinen Alliirten/ und/ gleich als hätte er kein Unglück je gehabt/ geht gerad auf den zu/ der/ da er hätte zuvor triumphiren können/ sich begnügen lassen/ nur zuüberwinden.

VIII. Es ist schwerer standhafft als behertzt seyn.

Die nachdrücklichste und stärckste unter allen Tugenden ist und bleibt wol die Standhafftigkeit; dann es braucht ja mehrere Stärck sich nach dem Fall wieder aufzuheben/ als aufrecht

recht stehen zubleiben. Wer wieder den Anlauff eines Feinds sich wehrt / dem hilfft in solchem seinem Kampff gleichsam streiten die Unwissenheit / darinn er steht / wie groß des Feindes Macht sey; und die Einbildung / so er sich macht / er werde ihm gewachsen seyn; wer sich aber vom Fall wieder aufhebt / der hat schon gelernt und erfahren / beydes sein Unvermögen und die Macht des Feindes. Also / daß er nicht allein zu kämpffen hat mit der natürlichen Furcht / die aus dem Mißtrauen gegen seine eigene Tapfferkeit entsteht; sondern auch die jenige Furcht überwinden muß / welche aus der nunmehr gewiß erkandten Macht des Feinds herrühret. Wann man dem Feind zum ersten mal wiederstehet / hat man zu Helffern nicht nur allein seine eigene Macht / sondern es kommet auch der Freunde und Bundsgenossen ihre dazu / und wagen es auf gleiche Gefahr / in dem sie in Hoffnung eines gleichen Siegs stehen.

Aber wann uns das Glück hat den Rucken gekehrt / so bringt es gar leicht die

die jenige Partheyen auf / die gantz ein anders interesse zu suchen haben als wir; müssen wir also hernach uns gegen die jenige allein und ohne Gehülffen wehren / die wir zuvor nebst andern bestritten haben. Es ist der Eifer zudienen bey Alliirten so groß nicht / daß sie uns auch sodann beystünden / wann nichts zu hoffen ist; die rechte reine Liebe herrscht nur in GOttes / und nicht in Menschen Hertzen; andere weltliche Monarchen lieben nur so viel / als sie an ihres Nachbars Sachen den eignen Nutzen zubefördern vermögen. Keine Hoffnung / keine interessirte; wer darff sich aber viele Hoffnung machen bey einem unglückseeligen / und so sehr herniedergebrachten?

Carl der sich nimmer die Rechnung machen kunte / daß Capetus wieder auf die Beine kommen würde / hatte sein Volck in den Provincien vertheilt / sich solcher zubemächtigen; Hugo, das ersehend / rafft in Eyl die Seinigen wieder zusammen / und überfällt den Lothringer in der Stadt Laon, wohin

hin er seine Zuflucht genommen hatte.

IX. Welches einem General nützlicher ist/ wann er eine gute Armee um sich hat/ oder wann er viele feste Plätze inne hat.

Ein sieghaffter General, der eine mächtige Armee um sich hat/ ist seinem Feind ein Schrecken; wer sie zertheilt/ sich der Städte zu bemächtigen / der richtet sich dadurch seinen eigenen Untergang zu. Kan man auch noch zweiffeln/ daß es einem Herrn vorträglicher sey / wann er in einem eroberten Land grosse Macht hat/ als wann er viele Plätze allda besetzt? Nach dem Bewust ist / daß Spanien Neapolis durch ein solches Mittel erhalten hat / welches dem jenigen gantz zu wieder war / wodurch wir selbiges Reich verlohren haben. Ihr grosser Heerführer machte aus allen ihren Besatzungen eine grosse Armee / da im Gegentheil unsere geringe Generalen aus einer ziemlich grossen Armee gleichwol nur schwache Besatzungen machten; und gewann allda der Feind

auch

auch die geringste Plätze wieder/ da er sich stellte/ als wolte er uns alle mit einander überlassen. Schlachten sinds allein / die entscheiden/ wem das Eroberte bleiben soll; grosse Schlachten aber lassen sich anders nicht als mit grossen Armeen gewinnen. Der König von Schweden hat durch drey Schlachten mehr avancirt, als alle seine Generalen in fünff biß sechshundert Belägerungen. Die reissende Bäche sinds allein die ein Land verwüsten/ solche Bäche aber fliessen nur aus vielen Wassern zusammen; fliessende oder langsamgehende Wasser machen auch die geringsten Felder nicht ein mal naß/ in dem sie nur gleichsam Tropffenweiß fortgehen. Wasser/ die mit einander und gleichsam in Compagnie fliessen / wären lang / hingegen die sich zerstreuen und aus einander zertheilen/ trocknen bald aus. Was thut ein General, der sein Volck hin und wieder verlegt? Er giebt es dem Feind gleichsam stuckweise und in kleinern Theilen auf die Schlacht-Banck dahin: Was thut hingegen der / so sein Volck in einem

einem feinen Corpo einer Armee beysammen hält? Er macht es in der Verthätigung unüberwindlich / und daß ihm alles weichen muß/ so es angreiffet. Das Corpus einer Armee ist dem natürlichen Leib des Thiers gleich; sie bestehen und bleiben beyde/nur so sie gantz und unzerstümmelt sind.

Nach dem Capetus wieder seinen Thron bestiegen hatte/ wolte er / daß ihm die vornemste des Reichs den Eyd der Treu ablegen solten.

X. Ein Herr muß immer von Zeit zu Zeit das homagium von seinen Unterthanen fordern.

Wann ein Vasall seinem Herrn das homagium præstirt, so verbindet er sich dadurch ihn zubeschützen; sein geleistet homagium ist eine Bekandtnus seiner Schuldigkeit und Pflicht / diese Bekandtnus aber gleichsam eine neue Verbindung und Obligation. Man kan das nicht wiederruffen/ wozu man sich solenniter bekennt hat; sintemal der / so diesen öffentlichen Actum wiederruffte / entweder vor unbeständig/

oder vor einen Verräther würde gehalten werden. Ein Unterthan/ der wieder den Herrn auffsteht/ hat seinen Printzen; wer den Eyd bricht/ sein Gewissen und seinen GOTT zum Feind. Es mögen viele Sachen ein Felovie entschuldigen / aber durchaus nichts entschuldigt ein Verräther-Stuck: Man hat wol endlich etwas einzuwenden / warum man nicht gehorcht / aber nichts/ wann man betrogen hat. Derohalben setzt der jenige die Unterthanen ihnen selbst entgegen / und hält sie gewaltig dadurch im Zaum / der sie durch einen Eyd zum Dienst gegen den Herrn verbindet. Es zieht das homagium über diß noch etwas guts nach sich/ dann dadurch kommen die Unterthanen ungezwungen an Tag / deren der Herr sich bemächtigen / und vor denen er sich verwahren soll. Zwar es ist mir unverborgen/ daß ein Bößwicht so wol hierinn/ als in allen andern Dingen sich verstellen kan; aber wie ich vor erwehnt/ so sind allzeit wenig zufinden / die sich mit der Untreu beflecken wollen / und nicht Scheu trügen / vor

Schelm

Schelm und Mein-Eydige erklärt zu werden. Daß also die Leistung des Eyds der Treu nicht anders als vorträglich und nutzlich seyn kan / weil sie die gute und treue Diener von den Verräthern zuerkennen giebt. Es ist besser / man habe hundert offenbare Feinde / als einen verdeckten und heimlichen; Ursach: Vor einem Anfall kan man sich verwahren / und den Streich ausnehmen / da man hingegen sich von diesem nicht einmal des Bösen besorgt; einen declarirten Feind treibt man durch Fleiß und Munterkeit zuruck; heimliche hingegen / rufft man durch seine Trägheit herbey.

So es nun bey einem neu-angehenden Herrn eine Nothwendigkeit ist / daß er sich seine Unterthanen schweren lasse / so ists einem in der Regierung nunmehr befestigten sehr zuträglich / daß er von Zeit zu Zeit es wiedrum von ihnen begehre; dann es ist und bleibt doch das homagium das examen des Hertzens / weil es die Prob desselben ist.

Der Grav von Flandern wolte

sich nicht zum Gehorsam beque-
men; Capetus wuste ihm den
Stoltz niederzulegen. Damit er
aber sich so wol als seinen Vasallen
überwinden möchte/raumte er ihm
sein Land wieder ein.

XI. Man soll mit seinen Guttha-
ten sparsam seyn.

Nicht alles was erbar und anstän-
dig/ ist deßwegen auch allzeit füglich
und ins Werck zu setzen; offt befiehlt
die Großmuth/ was der Nutzen wieder
verbietet. Es ist eine heroische Tugend/
seinem Feind guts thun; bißweilen ist
aber auch unvernünfftig gehandelt/ so
man ihn nicht zur Straff ziehet.
Dann eine Gutthat/ so auf eine unrech-
te Person/ als auf ein übles Ort fällt/
obligirt nicht nur den allein/ der sie
empfängt/ und beleydigt hingegen die/
so ihn vor einen/ der dessen unwerth
ist/ halten: Sondern es hat der Herr
auch gantz keinen Vortheil davon/ und
thut sich doch dadurch einen gewissen
Schaden. Erstlich verursacht eine
solche Gutthat bey andern die freche
Einbildung/ man möge den gar wol

irritiren/ der so geneigt zur Vergebung und zur Sanfftmuth ist/ daß er auch die belohnt/ so ihn antasten. Man steht in dem Wahn/ er werde ja gegen uns nicht strenger verfahren/ als gegen einen im Laster erwischten; und dörffte sich der nichts arges befahren/ der es so grob nicht macht/weil auch der Aufrühꝛer sich eine Belohnung verdient. Zum andern beleydigt eine solche im Wind vergeblich dahin gegebene Wohlthat alle aufrichtig-und redliche Leute/ die nicht vertragen können/ daß den Lastern die Belohnung der Tugend zu theil werden solle; sie lockt die lasterhaffte zur Fortsetzung ihres Thuns an/ in dem sie sich nicht leicht vor unglückseeliger halten als andre/ denen ihr Bubenstuck gelungen ist. Drittens/ schadets auch dem der gutthätig ist/ in dem es ihn der guten Meinung beraubt/ die andere von seiner Klugheit fassen können/ und nebst dem die Mittel aus den Händen reist/ andere zum Gehorsam zu bringen.

Wer gar zu viel und zu geschwind auf ein ander giebt/ der wird nicht lang

geben; er setzt sich selbst in das Unvermögen/daß er sein Lebtag nimmer freygebig seyn kan/ weil er einmal verschwenderisch seyn wollen. Er bringt sich um die Danckbarkeit bey denen/ die er obligirt/ weil man das/ so leicht herkommt/ leicht wieder aus dem Sinn und Andencken läst. Die Gutthat ist wie die Blumen/ so ihren Geruch verlieren/ so bald sie aufhören frisch zu seyn/ sie sind so lang angenehm/ als sie noch jung aussehen. Eine eintzige Gutthat/ so man noch zugewarten hat/ nim̃t das Gemüth mehr ein/als tausend schon genossene. Man muß auf zweyerley Art mit dem guten und mit dem bösen Verfahren; wer strafft/der strafft geschwind und auf einmal/damit er des Verbrechers Empfindlichkeit und Rach nicht verneuere/in dem er den Schmertz und Empfindung der Straff verneuert. Hingegen sey der jenige/ so guts thut/ ja langsam im Austheilen/damit er den der es geneust/in langer Erkändtlichkeit uñ danckbare Erinnerung erhalten möge. Dann wer aufhört guts zuthun/der

hat

hat auch keine danckbare Höfflichkeit mehr zugewarten.

Die grosse Charge, so ihm hatte auf den Thron geholffen/ kam ihm verdächtig vor/ und weil er besorgte/ er möchte durch eben diese Stuffen wieder von Thron herunter müssen/ unterdruckte er selbige/ nemlich die Macrie oder die oberste Richter Gewalt bey Hof.

XII. Hohe Aempter sind in einem Reich gar gefährlich.

GOtt macht kein Geschöpff so groß und herzlich/ daß er sich von ihm fürchten müsse/ in dem die Seinige allzeit die oberste bleibt: Auflehnen kan man sich wol wieder seine Majestät/ aber es muß mißlingen. Es kan die Creatur dem Schöpffer weder mit Macht noch mit Rath schaden; er hält sie immer in dem Nichts/ daraus er sie gezogen/ so er will/ so erhält er sie/ will er nicht/ so muß sie wieder ins erste nichts verfallen. Ursach: Es dependirt alle unsere Macht eben so wenig von ihr selbst in ihrem Thun und Würckungen/ als in ihrem Wesen; es würcket

nichts was GOtt geschaffen hat/ wann er nicht selbst würckt. Man kan nichts wieder ihn vornehmen / daß er nicht solte selbst mit uns eben solches thun müssen/ wann er ja aus grosser Güte unser Frevelhafft Vornehmen erträgt: Ja was noch mehr ist / wir können uns nicht einmal zu etwas entschlüssen / daß er nicht solte mit uns seyn; stehet also nicht in unserer Macht etwas Böses zugedencken oder zuthun / daß ers nicht wisse / ja unsere That selbst regiere/ was die natürliche Bewegung anbelangt. Und zu dem / gesetzt/ wiewols unmöglich ist/ daß er weder von unendlicher Krafft noch Klugheit wäre / damit er der Menschen Boßheit könte zuvor ersehen und verhindern/ so ist er ja unverletzlichen Wesens; nun würde aber erfordert/ daß er müste können verringert und destruirt werden / wo man ihn verletzen könte: Was unsterblich ist/ kan nicht kranck seyn / der Tod und die Kranckheiten stammen aus einer Ursach her. Aber mit denen/ die grosse Herꝛn und Potentaten zu einer Macht erheben/ verhält

sichs

sichs gantz anders; dann ob sie schon von denen Monarchen das Wesen dieser ihrer Macht empfangen/ so dependiren sie doch nicht von ihnen/ was ihr Thun und Würcken anlangt; sie können dergestalt wachsen/ daß sie dem Herrn selbst zufürchten sind. Ihre Boßheit ist allzeit gefährlich/ weil sie sie heimlich halten: Man kennt sie nicht eher/ als man sie empfindet. Sollen also Monarchen sich allzeit scheuen/ diejenige gar zu hoch zuerheben/ denen ihre Gütigkeit favorisirt; dann sie können Böses im Sinn führen/ auch wol manchmal in der That sehen lassen/ ohne daß sie es an ihnen mercken oder verhindern können.

Nach dem er nun das mächtige Ampt/ das ihn zum König gemacht/ aus besorg/ es möchte sich an ihn machen/ ruinirt hatte/ machte er zwölff Pares, daß sie solten seinen Hof zieren/ und Ministri seines Willens und seiner Befehle seyn.

XIII. Welches einem Statt vorträglicher sey/ daß er durch einen/ oder durch viele Ministros regiert werde.

Wer nur einen zu Rath ziehet / der sucht sich gleichsam einen Herrn und findet ihn auch; fragt man aber viele um Rath / so ists eben/ als wolte und könte man nie zum Schluß kommen. Ein gar zu grosser Werckzeug ist der Hand / den sie gebrauchen will / nur verhinderlich: Also wird auch ein gar zu absoluter Minister dem Herrn nur verdrüßlich und dem Volck verhast. Wann er sich allein um den Herrn sieht/ macht er sich gleich die stoltze Gedancken/ es könne sonst keiner recht dienen: Aus dieser opinion entsteht wiedrum eine andere in seinem Gemüth von seiner allzu grossen Geschicklichkeit; und in dem er also vermeint/ man könne seiner nicht entbären/ wird er zu rechten Diensten unfähig. So ihn nun der Herr fürchten muß/ so wird er durchgehends bey dem Volck und Unterthanen verhast: Gehorcht man doch mit harter Müh einem Herrn / den uns GOtt gege-

gegeben hat; wie solte man sich dann denen gern unterwerffen/die das blinde Glück oder die Gunst des Herrn erwehlt hat. Es ist fast unmöglich ohne Mißgunst zusehen / daß alle Gunst des Monarchen auf einem eintzigen Mann beruhet / dann dieser Vorzug beschuldigt alle übrige Unterthanen im Reich/ entweder einer Untüchtigkeit/ oder Untreu. Ein Monarch der viele Geschäffte und Verrichtungen hat / muß auch viele Bediente dazu haben; viele sehen ja in der Rath-Stube mehr / als ein einiger/ zeigen auch mehrern Fleiß in Verrichtungen. Die æmulation so sie gegen einander haben / ist ihnen nur ein desto besserer Trieb rechtschaffen zu dienen/ der Neid hindert sie unter einander / daß sie sich nicht zu hoch erheben. Dabey ist aber auch diß zumercken / daß die Vielheit zwar eines Ungestimmigkeit und Tyranney unterdrückt; allein sie verursacht dabey einen fertigen Schluß; derowegen scheint nöthig zu seyn / daß ein Monarch/ der sich viele Ministros hält / einen unter ihnen etwas lasse eminiren /

damit er der andern gegebenen Rath gleichsam vertaue/ und durch seine Autorität den Unbestand und alle Wanckelmuth von denen Consiliis absondere. Es muß das Corpus Politicum so wol viele Glieder und ein Haupt haben/ als der natürliche Leib.

Capetus **nahm Geistliche und Weltliche in seinen Rath: Besteht also diß** Collegium **aus ihrer zwölffen / aus sechs Geistlichen und so viel** Laicis.

XIV. Ob Leute geistliches Stands zum Regiment tauglich sind.

Sie werden beyde als des Herrn Vasallen und Unterthanen gebohren: Gleichwie sie nun keinen Vorzug haben in mühsamen Dienst; also kan und soll man sie auch von der Ehr nicht ausschliessen/ die etwa bey solchen treuen Diensten zugewarten ist; sie sind nicht minder Menschen als die andere / mit Stärck und Vernunfft begabt; sollen also billich das ihrige beytragen/ wo sie in der Regierung des Stats wissen Nutzen zu schaffen / massen dieses eine allgemeine und auf alle desselben Inwoh-

wohner gehende Schuldigkeit ist. Sie suchen eben das interesse so andere Unterthanen suchen/ und ist ihre Ruh/ ihr Vermögen/ ihr gantzes Glück ein Stück der allgemeinen Glückseeligkeit; weil nun zu der Vollkommenheit eines Leibs alle Gliedmassen gehören/ und billich alle zu dessen Erhaltung das ihrige beytragen sollen/ so kan Geistliche nichts eximiren/ daß sie nicht auch in die affairen sich einlassen möchten/ wofern sie nur dazu capable sind. Ja bißweilen sind sie hierzu vor andern verbunden: Ob sie schon gleich andern als Unterthanen gebohren werden/ sind sie doch andern Unterthanen ungleich; dann sie sind mehrentheils von vornehmen Eltern/ werden besser erzogen/ und sind dannenhero fähiger dem Land und Herrn zu dienen/ als andere: Es hält zwar die Wolanständigkeit ihren Arm zuruck und mässigt die Gewalt/ doch hindert sie nicht/ daß ihr Verstand sich desto weiter erstrecken kan. Ihre Vernunfft/ so gemeiniglich durchs studiren wol eingerichtet worden/ wird durch die affecten so sehr nicht an Er-

kandnus und Vollbringung des Guten gehindert/ und in dem sie ihren Leib und die Lüste haben lernen durch ein strenges Leben bezwingen / sind sie dadurch desto fähiger worden andere Leute ohne Ungestimmigkeit und gewaltsamen Zwang zu regieren. Dann was dem Fleisch weh thut/ und wodurch selbiges zuruck gehalten wird / das hilfft dem Geist auf; die Vapores, so in dem geringsten und niedrigsten Theil des Menschen untergedruckt werden / verwirren sodann den obern nicht; halt ich also dafür/ daß eine Geistliche Person zu hohen Verrichtungen so geschickt/ ja geschickter sey als andere / die im weltlichen Stande leben. Leute die der Kirch gewidmet sind / haben fast allzeit auf gleiches interesse ihr Absehen / aber jedannoch nicht auf alles. Dann was zu Erhaltung des Stats gehöret/ gehet sie nicht minder als andere an; was aber zu dessen Verderb und ruin gereichen kan / ist weit von ihnen entfernt. Die Ehrsucht und das Verlangen/ daß man eine mächtige familie in einem Reich hinterlassen möge/

treibt

treibt andere trefflich starck zu dessen Verheerung und Verderben an: Der Geitz und Habsucht beherrscht auch diejenigen so sehr nicht/ die nicht so wol benöthigt sind viel zusammen zuscharren/ als das jenige/ so ihnen bereits zugefallen/ wol und im Aufnehmen zuerhalten. Die Geistlichkeit schaut die weltliche Ehr an/ daß sie selbige verachte/ die Wollust/ damit sie sie fliehe/ das Vermögen und Reichthum/ damit sie in solchen ihre Freygebigkeit erweise; ist sie also zum Regiment desto geschickter.

Die so Hugo in diese Aempter und Würden setzte/ hatten schon eine feine Ehren-Stelle an seinem Hof.

XV. Ob man grosse Aempter vornehmen Herrn anvertrauen soll.

Ein Monarch oder ein andrer Herr muß zwar die jenige/ so er über andere setzen will/ unter sich nehmen/ aber deßwegen nicht eben gar aus dem Koth/ das ist aus den schlechtesten und geringsten: Er kan nichts schlimmers thun/ als wann er Leute von wenigen Mitteln

und schlechtem Stand zu grossen Herrn macht. Ludwig der Eilffte wird deßwegen gescholten/ daß er seinem Barbierer seine wichtigste Geschäffte anvertraut habe. Dieser Olivies le Dain verstunde sein Scheer-Messer über die massen wol/ aber in der Politic war er ein ignorant. Es giebt so grobe und ungeschlachte Kräuter / die so gar viel von der Erde und ihrem Geburts-Ort an sich haben/ daß man ihr essenz und den besten Safft anders nicht heraus bekommen kan/ man ziehe sie dann vielmals durch die alembic: Also auch finden sich Leute/ die so gar in des gemeinen Manns und Pöbels Sinn stecken/ daß man sie zu nichts hochs brauchen kan/ man führe sie dann vorher durch mitlere Aempter/ darinnen sie gleichsam vorbereitet werden zu denen höhern: Ja es müssen auch nicht gemeine/ sondern sehr herrliche Qualitäten an ihnen befindlich seyn/ wo sie aus so gar geringem Stand und Herkommen sind. Es werden vornehme Aempter auch dadurch geringer und verächtlich/ wann man sie verächtlichen Personen anvertrauet;

trauet; der Ring war den Römischen Senatoren nicht mehr nutz/ da man ihn auch den Freygelassenen ansteckte. Die vornehme Dames in Sparta wolten nimmer schöne Kleider tragen/ da sie sahen/daß jede Hof-Schrantze damit brangete. Unsere Könige und Fürsten haben vor diesem den Stern getragen/ nun achten ihn die Edel-Leute nichts mehr. Der Pöbel ist zum Gehorsam gebohren/ und der Bauer/daß er dem Edelmann gehorche. Ich will mehr nicht als diß eintzige erwehnen/ was des Herꝛn sein interesse anbelangt; es wird ihm nie recht und nutzlich durch Leute von schlechtem Herkommen in hohen Sachen gedient/ dann sie sind und bleiben doch veracht: Die Scheu so man hat/ sich unter ihre Regierung und Befehl zubequemen/ treibt das Volck zum Ungehorsam/ und sodann zum Auffstand an. Man neidet sie/ man hast und verfolgt sie; in solcher Verwirrung bleiben des Herꝛn Geschäffte liegen/ oder werden doch nur unvollkommen verrichtet. Ich will nicht sagen von dem Hochmuth/ der

ge-

gemeiniglich bey solchen aus dem Pöbel sich empor schwingenden Leuten zu finden ist / noch von andern Lastern / mit denen sie gemeiniglich behafftet sind.

So lang der erste Stamm unserer Könige regierte / ward Franckreich unter die Königliche Kinder allemal zertheilt; unter den Carolinis blieb die Succession auch nicht allemal auf dem ersten Sohn: Hugo stellte die Ordnung / daß nur ein beständiger Herr und Monarch seyn solte / und daß alle nachgebohrne Kinder nichts als die Lieb und Zuneigung ihres Monarchen solten ererben.

XVI. Erbschafft der jüngern Printzen des Königs.

Wer ein Reich zertheilt / der schwächt es / wer es schwächt der bringts ins Verderben; diese Regel geht und gilt nun wieder allen Anspruch der Cadeten eines Monarchen. Es ist einem Kind zwar eine harte Sache / daß es nicht auch der Erstgebohrne worden in einem Haus / und deßwegen her-

heraus muß; diese Unbillichkeit ist gleichwol nöthig/ ja sie ist lobens werth. Alles muß durch die Vereinigung und Zusammenhaltung sein Wesen erhalten/ und zu Grunde gehen/ so es zertheilt wird. Darum mache sich ein Cadeter Herr vom Königlichen Geschlecht keine Hoffnung das Land seines Herrn Vaters zubesitzen; er hat kein gewisses Erb als die Lieb und affection seines Monarchen/ welcher ist und bleibt der älteste Bruder. Durch dieses Mittel bleibt ein solcher Herr fein einig/ und wiederstrebt seines Herrn interesse nicht/ in dem er das Vermögen nicht hat/ solches zubestreiten. Die Nothwendigkeit/ so ihn an des Bruders Hertz bindet/ ziehet ihn von allen Versuchungen ab/so ihn zum Bösen verleiten könten/ und bringt ihm doch zu wegen/ daß er in Vergnüglichkeit leben kan; ja sie setzt ihn recht in Sicherheit. Der jenige so die Lieb eines Monarchen besitzt/ der besitzt alle seine Macht und grosses Vermögen; er theilt sich in seine Vergnügungen und Ergötzlichkeiten/ ohne daß er Theil hat

hat an dem bey der Regierung obschwebenden vielfältigen Verdruß.

Er verordnete auch/ daß die Neben-Kinder und Bastarde des Königlichen Vaters Namen nimmer führen solten.

XVII. Wie man sich gegen die Bastard oder Neben-Kinder zuverhalten hat.

Ein grosser Name macht einen grossen Muth; daher verbote auch Alexander, daß einsmals ein feiger Gesell seinen Namen nicht mehr führen solte; wer den Namen einer vornehmen familie führt/ der bemüht sich auch derselben Muth und hohen Geist zuerlangen. Diß frischt ihn an/ die jenige in Verwirrung und Wiederwillen zustürtzen/ die eben so heissen als er; es kommt ihnen der Gehorsam hart an/ wann sie sehen/ daß ihr Fleisch und Blut regiert und auf dem Thron sitzt. Es ist zwar nichts als die Billichkeit/ daß ein Vater vor deren Unterhalt sorge/ denen er das Leben gegeben; aber das erfordert ihre Schuldigkeit eben nicht/ daß sie sie hoch erheben/ oder ih-

ihnen grosse Ehre anthun. Weil ihre Geburt etwas von der Erbarkeit abgehet / so soll ihr Stand und Glück sich auch nicht zu hoch schwingen. Man muß ihnen nichts nachsehen / das sie aufgeblasen mache / nichts / das sie erhebe. Ja ich laß mir gar billich vorkommen / daß man an ihnen in etwas / der Mutter begangenen Fehler straffe. Dann ein Monarch würde dadurch das Weibs-Volck zur Unreinigkeit anreitzen / wo er die noch viel ehrte / die er verführt hat.

Es war keine geringe Klugheit an Hugone, daß er so füglich Audeberts Ungehorsam verstellen kunte / der einer von den vornehmsten Vasallen war.

XVIII. Wann ein Herr nicht straffen kan / muß er sich stellen / als wolte er nicht.

Ein Potentat der ein Laster nicht bestraffen kan / soll sich anstellen / als wüste er nichts davon ; es ist nicht so hoch zu achten / so ein Regent ein Laster nicht weiß / als so ers dultet. Die Gedult und das Nachsehen hat mehr

Vor-

Vortrefflichkeit / als die Rache / Herrlichkeit und Ansehen; doch ists eine Tugend / die grosse Herrn selten üben sollen / dann solcher Gestalt würde man sie vielmehr vor thumm und unempfindlich / als für gütig halten. Es würde auf solche Weise die Meinung / so man von ihrer pietät hätte / sie zum Spott und zur Beschimpffung ihres Volcks machen; man scheuet sich nicht diejenige zubeleydigen / die die Beleydigung nicht bestraffen wollen / und noch weniger die / so nicht straffen können. Wann ein Monarch einen Fehler verzeihet / so muß er dabey zu verstehen geben / daß ihm die Gütigkeit die Waffen aus der Hand gerissen / die ihm die Gewalt und seine hohe Macht hatte hinein gelegt. Da muß kein grosser Verbrecher gefunden werden / der nicht zittere / wann er ungehorsam gewesen: Zittert er nicht vor der befürchtenden Straff / so macht er geringern Sündern ein Hertz / und steifft sie in ihrer Boßheit. Also daß ein Herr / der eine Rebellion nicht zu gebührender Straff ziehen kan / sich billich stellen soll / als wisse er nichts

drum; kan ers aber nicht gar verstellen/ so bewerb er sich doch um zulängliche Entschuldigung; er gebe vor/ daß sein Hertz den Arm entwaffnet habe/ er schencke seine Rache der Bitt eines grossen Herrns/ und halte mit dem Donnerkeul zuruck/ wann er anderst noch länger glücklich regieren will. Bey solchen Fällen ists besser den Zuseher zuverblenden/ als zu unterrichten/ dann er geb ihnen doch eine gefährliche lection, wann er mit der Straff nichts gegen dem Verbrecher ausrichtete.

Capetus verstunde die Regierung wol/ weil er dissimuliren kunte: Der Pabst der sichs zur Verachtung ausdeutete/ daß man ihn bey solcher im Reich vorgegangenen Neuerung nicht zuvor begrüst hätte/ bemühete sich solches zu rächen/ und den neuen Monarchen zu irritiren. Hugo aber der sich vor Rom nicht fürchtete/ weil es mit dem Reich nicht wol stunde/ stellte sich/ als mißfiel ihm des Heil. Stuhls Verfahren nicht; dann mit

mit der Kirch mocht er sich nicht in Streit setzen.

XIX. Ein Regent muß sich wol wissen in die Zeit zu schicken/ und auf verschiedene Weise sein Thun nnd Lassen anstellen.

Ich finde bey denen zwey sonderbaren merckwürdigen Veränderungen dieses unsers Reich vornemlich zwey Sachen / die reifflicher Uberlegung werth sind / eine zwar zu Anfang/ die andere im Fortgang solcher Veränderung. Pepinus suchte sich eine Stütze an des Pabsts geneigtem Willen/ *Hugo* schlug solchen in Wind und achtete ihn nicht groß: Jener thate in seiner gantzen Regierung sonderlich seine Tapfferkeit hervor / dieser aber seine Klugheit. Vor Pepino hatte man noch kein Exempel einer ergangenen degradation, muste er also/ so viel möglich war/ die Neuerung so seinetwegen eingeführt wurde/ suchen zubefestigen. Die Päbste / weil sie zu selbiger Zeit noch viel von der Heiligkeit der ersten Kirchen-Vorsteher an sich hatten/ galten bey dem Volck nicht wenig / die

alles

alles vor gut und recht hielten / was von Rom aus gebilligt wurde / über diß / weil seine Zeit eine Zeit der Tapfferkeit und heroischer Thaten war / kunte er bessers nichts wehlen sich in consideration zu setzen / als eben das jenige / so die Leute zu selbiger Zeit berühmt und herrlich machte. Hingegen / weil die Päbste zu Hugonis Zeiten / aus ihrer Frömmigkeit entfallen waren / die sie ehdessen in so grosse Veneration gesetzt hatte / und weil zumal selbiger Zeit es der listigen und verschlagenen Köpffe mehr als jemals gab / bekümmerte sich dieser Herr nicht viel / ob er des Pabsts Einwilligung und Autorität hätte oder nicht / weil sie ihm doch nichts genutzt hätte / und sich vielleicht dadurch nur einiger neuen Gewalt anmassen wollen: Von der Tugend hielt er viel; die seinen affairen allen guten Succes versprach. Ein kluger Politicus nimmt der Zeit genau war / hat acht auf gute oder böse Conjuncturen / und bequemt sich darnach; er ändert seine Maximen und Anstalt / wie es die Beschaffenheit der Zeit erfordert.

Philippus Augustus.

I. Grosse und vortreffliche Leute werden der Welt von GOtt geschenckt/ sie zu unterrichten.

DJeser ruhmwürdigste Fürst/ der sich hier sehen läst / ist nicht nur in die Welt gekommen/ daß man ihn allda bewundre/ sondern daß er allen Königen zu einem Lehrmeister würde. Es ist sein gantzes Leben anders nichts als eine allgemeine lection, die sich aller Welt zu begreiffen darstellt/ seine Thaten sind als herzliche Buchstaben/ aus denen die Nach-Welt solche Lehr zusammen fügen und studiren kan; last uns ihn derowegen nicht nur schlechter Dings ansehen/ sondern auch befleissigen / wie wir ihm nachfolgen mögen.

Seine Geburt ist so wundersam/ sein Leben so herzlich und glänzend / daß man fast nicht weiß / was man ihm vor einen Namen wehlen soll/ es kommen gleichsam alle Ruhm-Worte zusammen/

und bieten sich an einen solchen vortrefflichen Regenten uns zu entwerffen und recht zu benennen.

II. Je vollkommener die Sachen/ je mehr haben sie Namen.

GOtt allein hat keinen Namen/ und hat sie doch alle beysammen; keinen hat er/ weil er unaussprechlich ist; alle/ weil er unendlich. Wann die Namen die vehicula der Sachen sind/ wie Platonis discipul vorgeben/ so kan dieser Ursprung alles Wesens keinen haben/ weil er nicht kan gefast noch begriffen werden. Weil wir aber gleichwol von GOTT reden müssen/ und unsere Gedancken sich auf einmal nicht ausdrucken lassen/ so hat man ihm so viel Namen zulegen müssen/ als wir unterschiedliche Eigenschafften an ihm fassen und uns einbilden können. Die 30000. Götter/ welche die Alten angebetet/ und Varro uns erzehlt/ sind/ so fern dero Namen etwas Vollkommens anzeigen/ nichts anders gewesen/ als so viel tausend Vollkommenheiten dieser unendlichen Natur/ die wir gewiß

wiß wissen/daß sie anders nichts ist/ als ein eintziges / warhafftiges Göttliches Wesen. Grosse Monarchen gleichen hierinn GOtt / in dem sie die Ehr haben / daß sie viele von dessen Namen participiren; gleichwie sie aber nur ein unvollkommenes Bild und Abdruck sind dieser unendlichen Majestät: Also drucken auch ihre herrlichste Titul nur unvollkommener Weise dessen grosse Namen aus.

Er wurde meistentheils Augustus genennt; Zu Anfang seiner Regierung genossen sonderlich zwey vornehme Fürsten seiner Huld / der Grav von Flandern verließ sich auf die Verwandschafft; der Hertzog von Guyenne aber auf dessen inclination und Liebe; biß endlich das Geblüth und die Natur der Freundschafft nachgaben.

III. Welcher den Vorzug in unserm Hertzen haben soll/ ein Verwandter oder ein guter Freund.

Es ist nicht wol gethan/so man einen treuen Freund nur einem Bruder vorziehet/ und nichts sonderlichs / so man

ihn

ihn mit den nächsten Befreundten vergleicht: In was vor einem gradu man uns auch verwand ist/ so geht man uns doch nur von weitem an / wann der Verwandte nicht auch zugleich unser guter Freund ist. Ein Sohn ist offt gegen dem Vater nur ein Lapp / und ziehet ihm nichts als Schande und Vorwurff zu: Wie starck auch diß natürliche Band ist / so geht es doch in Stücken/ und er entwischt ihm. Der Sohn considerirt den Vater ins gemein anderst nicht/ als ein Principium, daraus er von ungefehr und durchs blinde Glück entstanden ist; er hält das vor kein Geschenck / was ihm nur solcher Gestalt geschenckt worden/ weil es dem Geber selbst zu Guten gereicht; er will davor nicht verbunden seyn/weil man ihn nicht mit gutem Vorbedacht und Willen hat obligiren wollen. So sehen wir auch/ daß bey denen / die doch von der Natur sehr genau einander verbunden / dannoch diß Band so gar fest nicht ist; wann Verwandte einander nicht mit sonderbaren Diensten und grossen Gutthaten begegnen /

ist offtmals keine Freundschafft und Lieb bey ihnen zu finden. Es geht uns nichts recht zu Gemüth/ als was uns am Hertzen liegt: Die Beyspiele zeigens an vielen Freunden/ und die Vernunft erforderts durchgehends bey allen. Ein Freund ist das liebe Kind der Seele/ das der Verstand erzeugt/ durch die æstim, so er von des Freunds guten Qualitäten gefast und gleichsam empfangen hat. Wann man sich einen guten Freund macht/ da weis man/ was man macht und sich zulegt; aber wann man in anderer Verwandtschafft tritt durch die Geburt/ da ists einem selbst nicht bewust/ was man worden ist. Uber diß/ so theilt sich ein Vater gleichsam/ und wird so zu reden zwey- oder drey-fach/ in dem er ein oder mehrere Kinder zeugt; hingegen verdoppelt/ stärckt und vereinigt er sich nur desto mehr durch die Liebe/ die auf solche Weise/ wie zwar allzeit auch sonsten nach der Einigkeit trachtet. Und deßwegen muß ich nun den Freund vorziehen dem

Ver-

Verwandten/weil er ihm allzeit vorgezogen wird.

Richardus König in Engelland vergaß bald daß er Philippi Freund gewesen war/ und noch billich seyn solte.

IV. Es fügt sich nimmermehr recht zusammen Königliche Hoheit und treue Freundschafft.

Es ist sonst das gemeine Sprich-Wort: Vermehrte Ehr / veränderte Sitten; aber dessen Warheit wird nicht nur unter dem gemeinen Mann täglich bekräfftigt und erwiesen / sondern es ist nichts gewissers/ als / daß ein Herr so bald er ein Potentat wird / der Freundschafft mit andern gute Nacht giebt. Ja was noch mehr ist / so scheints/ als wann er eben durch solche Erhöhung sich eine Qualität zulege/ die durchaus mit der Freundschafft nicht stehen kan. Freunde müssen gleich seyn; nun erhebt aber die Königliche Würde einen Menschen über alle andere seines Reichs; es ist die Gleichheit bey der Freundschafft so höchst nöthig / daß der Vornehmste

unter den Philosophis, als ein Heyde/ nicht kunte noch wolte zugeben / daß GOtt seine Geschöpff liebe oder recht lieben könne. Weil nun ein Mensch/ in dem er auf den Thron steigt / gleichsam zu einen GOtt wird / so verliert er die jenige Beschaffenheit/ ohne welche die Lieb doch nicht bestehen kan. Das Wort Monarchie bedeutet eine Einsamkeit; die Sonne bleibt Sol, weil sie allein ist; also blieb auch ein Herr nicht Herr allein/ wann er einen Freund hätte/ weil er eben hierdurch würde einen seines gleichen / ja einen höhern als sich selbst haben. Der Hochmuth ist von der Hoheit selten abgesondert / nun ist der Freundschafft nichts mehr zu wider als eben der Hochmuth. Der Stoltze schwingt sich über alle andere; der Freund hingegen låst sich tieffer herunter als der jenige ist / den er liebt. Ist also zwischen dem stoltz und der höchsten Gewalt eine grosse Sympathie, hingegen sehr wenig zwischen derselben hohen Gewalt und einem rechten Freund/ denn jener steigt / und dieser will nur immer herunter. Ein Monarch sieht

auf sonst keinen Nutzen / als bloß auf den seinigen; ein treuer Freund hingegen weiß von gantz keinem Eigennutz. Wer sieht nun nicht / wie gar schlecht sich diese mit einander vertragen / die höchste Gewalt und Liebe? Die erste zieht alles auf sich / die andere alles auf andere. Jonathan, da er wolte Davids Freund werden / begab sich zugleich des Königreichs / und verlangte nicht König zu seyn; wer da liebt / der wird dessen Knecht / das er liebt; wie solte dann ein solcher zugleich können König seyn?

Unser Augustus hatte an Richardum immer einen Feind / so lang er König war; dessen Sohn aber / so eben diesen Namen führte / behielt doch nicht eben diesen humor, sondern bewarb sich nach des Vaters Tod alsobald um die Lieb und Freundschafft Philippi.

V. Ein junger Regent soll sich ja lassen angelegen seyn / daß er beym Antritt und den ersten Jahren seiner Regierung keine Feinde habe.

Es ist an einem Herrn / der die Re-

girung antritt / eine höchst nöthige Klugheit / daß er ja die Gelegenheit zu schlagen nach Möglichkeit fliehe und meide. Wer sich in einen Thron fest setzen will / muß Zeit haben / es braucht Zeit / biß man sich lernt ins Regiment schicken. Man lernt des Volcks Treu und Macht nur mit der Zeit und aus der Erfahrung erst recht kennen; so hat man beym Anfang der Regirung auch noch nicht recht sich umsehē / und seiner Nachbarn Macht erforschen können. In Ansehung dessen haben alle Väter / die ihren Unterthanen eine glückliche Regirung gegönnet / ihren Nachfolgern im Reich den Frieden hinderlassen / oder doch gerathen und gewolt / man solte Frieden machen. Die beste Ursach dieses Verfahrens ist / weil ein Reich mehr und bequemer durch Klugheit als durch Macht und Gewalt regiert wird / und weil ein junger Herr / wann er schon die Macht hat / beym Eintritt in das Regiment / gleichwol ehe nicht die rechte Regenten-Klugheit überkommen

men kan / als biß er lange Zeit regiert hat.

Die Ursach / so beyde diese Herrn zur Freundschafft bewegt hat / kunte nicht von der Erden seyn / da ins gemein unter Potentaten nur Uneinigkeit und Streit gehegt wird; sondern es kam vom Himmel her / in dem sie das gemeine interesse der Religion so fest und brüderlich mit einander verbande.

VI. GOtt dienen ist die rechte Herrschafft.

Dem Religions interesse muß alles weichen: Die Könige sind GOttes Stadthalter auf Erden; soll also all ihre Sorg dahin abzielen / wie sie machen mögen / daß GOtt auf Erden regiere. Der Regent / so in Beförderung der Ehr des Höchsten nachlässig ist / greifft GOtt in sein Recht / und wirfft sich als ein Rebell wieder ihn auf. Ein Fürst kan nicht lange Fürst und Regent seyn / wo er den jenigen aus den Augen setzt / der Fürsten und Könige einsetzt; man ist seines Göttli-

chen Schutzes nicht werth / als sofern man seine Sache bey denen Menschen nicht verwarlost / sondern derselben treulich warnimmt. Kinder werden ein langes Leben zur Belohnung bekommen / so sie ihre Eltern ehren; Könige sollen ein langes und glückliches Reich zugewarten haben / die sich Gott nicht wiedersetzen; massen sie ja auch Kinder sind des Allerhöchsten. So mag nun ein Herr billich die Tag seiner rechtmässigen Regierung von dem Tag zu zehlen anfangen / da er auf die Regirung des Höchsten ist bedacht gewest.

Sie verbunden sich wieder die Morgenländer / und wolten am ersten über die Stadt Acre her / allwo sie das Creutz unsers Heylandes wusten. Sie schämten sich / daß das jenige / so sie aus der Dienstbarkeit gerissen hatte / selbst darinnen verbleiben solte.

VII. Wie die Christen ihr Heiligthum verehren.

Rom hat gantzer 3000. Jahr ein ströherne Hütte in einem Marmorsteinern

nern Pallast aufbehalten: Es konte diese Stadt sich gegen ihren Stiffter mit nichts mehr und besser erklären / wie hoch sie dessen meriten ehre / und ihre Schuldigkeit erkenne. Romulus wäre auf keine andere Weise recht würdig geehrt worden. Je unansehnlicher die Dinge sind / so etwa in geistlichen Sachen etwas zu unserm Christenthum beytragen / je mehr soll man beflissen seyn / sie zu ehren. Dann die Geringfähigkeit des instruments zeigt desto mehr die Krafft der damit würckenden Ursach an; wann das organum sich sonderlich schickte und eine grosse proportion hätte gegen dem so der Werckmeister hervorbringt und würcket / so könte man glauben / daß ihm das jenige / so ihm doch nur gedient / zum Werck selbst geholffen hätte. Die Niedrigkeit und das natürliche Unvermögen des Ministers erhöhet die Macht und Grösse des jenigen / der sich seiner gebraucht: Es ist ein groß Wunder / daß der Koth und Staub / so die Augen sonst gar verderben könten / solche hell machen; diß ge-

schicht aber ehe nicht/ biß Christus JEsus kommt und legt ihn darauf. Und wann diß auch geschicht / so schreibt man ja billich allen daher entstehenden Ruhm der Hand zu / die solch Wunderwerck gethan hat. Niemand als GOtt kan die Creatur zu solchem Gehorsam bringen/ daß er aus ihr und durch sie macht / alles was ihm gefällt. Gleich wie nun die verächtliche Natur des Werckzeugs GOtt die Ehre / so man ihm vor seine Gnaden schuldig ist/ desto mehr versichert; also verwahrt es auch den Menschen vor dem Irrthum/ der ihn sonst etwa überfallen möchte. Es haben sonst auch wol kluge Leut unter den Heyden hie unempfindlichen Dinge und Geschöpffe angebetet/ weil sie ihnen Dienste geleistet: Aus der Sonn haben sie mit etwas besserm Schein-Grund einen GOtt gemacht / weil sie nebst ihrer Krafft und Gütigkeit auch noch Majestätisch und herzlich heraus kommt.

Unsers Augusti **Unterfangen war zwar** genereus **genug; allein er hatte**

te das Unglück/ daß ihm nichts von statten gieng.

VIII. Warum GOtt gutes Vorhaben nicht allzeit glücklich läst ausschlagen.

Der Psalmist sagt: Wo der Herr nicht das Haus bauet/ so arbeiten umsonst die daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt bewachet/ so wachet der Wächter umsonst. Wir fangen an/ was wir wollen/ wir nehmens uns so gut vor/ als wir wollen/ so will doch GOtt nicht allzeit/ daß es der Tugend gelinge. Dadurch zeigt er uns nun die Nothwendigkeit seiner Gnad/ und wie ein vergeblich Ding es ohne dieselbe um unser Arbeiten sey; so wolte er gern ein Mißtrauen in uns gegen uns selbst erwecken/ und unser Gemüth befestigen gegen den Hochmuth/ der auf einen glücklichen Ausgang erfolgt. Um dieser vier Ursachen willen läst er je zu weilen zu/ daß auch die beste intention von der Welt nur unglücklich und übel abgeht. Wann die Erde etwas soll hervor bringen/ da muß der Boden und Same gut seyn/ vor allen Dingen

aber

aber muß die Sonne favorisiren; dann ihre Blicke allein machen daß die Erde den Samen einnimmt und heraus stößt/ ohne diesen influxum ist die Erde wie ein hartes Ertz. Das Hertz ist ein Boden/ darauf noch weniger/ als auf Ertz und Eisen wächst / dann es kan ohne des Himmels Gnad nicht einmal einen guten Gedancken schöpffen: GOtt muß es erwärmen/ sonst bleibts kälter als Eis / und erfrört auch die Hand / so guts thun soll. Stellet dann dieses Seelen-Gicht dem Menschen nicht gnugsam vor / wie er so gar nichts vermag zur Ehre GOttes? Diese Erkandtnus lehrt uns die Demuth / und erweckt ein Mißtrauen in uns auf unsre eigene Kräffte. Hier müssen die gröste Monarchen wissen / daß GOtt ihres Diensts nicht braucht/ sondern daß sie vielmehr seiner Gnad ohnmöglich entbären können / wollen sie ihm anders gefällig dienen; daß sie von sich selbst nichts können / und die gröste Eitelkeit begehen / so sie sich etwas einbilden.

So manch und viele unglückli-

che Streich erweckten in ihm ein Verlangen wieder nach Haus zu kehren; damit er nun sich mit dieser Ruck-Reise einen Nutzen schaffen möchte/ stellte er sie durch Rom an.

IX. Obs Königen vorträglich ist/ daß sie ohne dringende Noth in der Welt herum reisen.

Ich befinds nicht vor gut/ daß sich ein Herr bey seinen Nachbarn viel sehen lasse; erstlich/ muß er sich die sonst bey gemeinen und andern Leuten übliche Lust zu sehen und zu hören vergehen lassen; er soll die Frembde auf eine höhere und ihm anständigere Weise kennen lernen/ als da man sie selbst siehet. Nicht als hielte ich das vor eine rechtmässige und gnugsame Ursach/ weil Reisen gefährlich ist; diß könte ihn nicht abhalten/ dann er hat Mittel und Wege der Gefahr zubegegnen/ und sich eine Reiß annemlich und unverdrüßlich zu machen. Die eigentliche Hindernus ist/ daß sich ein Monarch fast niemals vor den Augen frembder Nationen zeugen kan/ daß er nicht sich in

in Gefahr setzte/ man möchte ihn aus-
lachen: Ein Potentat reist nicht als
ein Souverainer Herr in einem fremb-
den Land; so bald er einen Fuß aus
seinem Reich setzt / wird er sein Unter-
than: Wäre Frantz der erste nicht ein
Genereuser Herr gewesen/ so hätte
Carl der fünffte in Franckreich müssen
gefangen bleiben / da er durchreissete.
Ein König soll sich ja nicht also wagen;
wann man ihn gleich nicht arrestirt, so
veracht man ihn doch. Unser Ludo-
vicus Undecimus, so verschlagen er auch
sonst war / begieng doch einen Fehler
wieder diese Maxim, und trug seine üble
Physiognomie hin biß an die Arragoni-
sche Grentzen / da er dann der Spa-
nier Spott nicht vermeiden kunte.
Wie klug / wie mächtig ein Monarch
auch immermehr ist/ so läst er doch seine
Fehler und Gebrechen nicht alle im
Louvre zuruck / er kan nicht alle seine
Majestät mit sich führen aus dem
Reich; also daß er nothwendig / wo
er ja sich die Verachtung der Frembden
nicht auf den Hals ladet / dannoch sich
auch alle die Ehrerbietung und demü-
thi-

thigen Respect nicht zuziehet / den man ihm sonst schuldig wäre zu leisten. GOtt zieret sich mit Glantz / er bewaffnet sich gleichsam mit Donner und Blitz; die müssen um seinen Thron herum schallen / wann er sich in der Welt will sehen lassen / und darff darnach ihn nicht ein Mensch anschauen als Moses / der ihn doch vollkommen nicht hat sehen können. Hercules und andere Helden sind bloß zu dem Ende die Welt durchreisst / daß sie selbige von den ungeheuren Thieren sauberten und reinigten.

Nach dem Philippus **in Franckreich wieder angelangt war / wolte er sich unter einem unbillichen Vorwandt von seiner Gemahlin** Ysemberg **scheiden; da mangelten weder** Advocat**en noch Richter / die seinen** affect**en** favorisirt**en. Es fand sich keine Zunge / die ihm wiedersprach / keine Meinung / die nicht mit der seinigen einstimmte.**

X. Es

X. Es ist der Potentaten grosses Unglück/ daß sie auf Erden keinen Richter haben.

Wann ein Herr sein Leben nicht selbst als ein scharffer Richter untersucht/ so findt er sonst nur Leute die seine Laster verehren / die jenige so sie zum wenigsten durch ihr Schweigen verdammen solten/ canonisiren sie durch ihr Lob. Was ists Wunder/ wann das Gold einer privat Person die Areopagitische Richter oder die Ephoros bestechen kan? wann Philippi Pracht und Magnificenz dem Demostheni das Maul stopfft und die Zunge lähmt? Das ist noch gar was schlechts / daß die Schmeicheley / die man gegen einem Monarchen zeigt / die Richter abhält / daß sie nicht zu hart sind im Rechtspruch und etwas dissimuliren / sie thun wol gar alles/ was er verlangt vor unbilliche Dinge/ und noch fein in aller gehörigen Form der strengsten und schärffsten justiz. Man sag mir doch eine hefftige Gemüths-Regung / man nenne mir ein boßhafftiges Stück/ das nicht an der Person eines Königs wäre

wäre gelobt worden. Derohalben ein Herr der recht Gewissenhafft und Christlich leben will / denen Verständigen und Frommen die um ihn seyn dörffen / ja die Erlaubnus nicht versagen soll / ihn zuwarnen / er befehl ihnen vielmehr / daß sie ihn straffen; dann wo er ihren Muth nicht kühn macht / so lockt er nur Schmeicheley von ihnen heraus. Er kan freylich dem Cerbero das Maul stopffen / daß er nicht belle / er kan die Schlange einschläffern / wo er nicht gern hat / ja wo ers nicht selbst sucht / daß man ihn richtet. Es ist ja Königen weit verlanglicher / daß sie sich selbst richten oder von ihren Unterthanen richten lassen / als daß GOTT hernach müsse gegen sie die Straff-Hand aufheben / und das Unterlassene hereinbringen.

Da der gantze Hof dem Vorhaben des Königs Beyfall gabe / und nun die arme Königin von männiglich verlassen war: Erweckte ihr GOtt einen Verthätiger / dessen sie sich gar nicht versahe: In dem ein junger Mensch / der jedermän-

männiglich bey der Versammlung unbekandt war / hervor trat / und erwiese ihre Unschuld mit so nachdrücklichen Gründen und unerschrockenem Muth / daß auch ihr ärgster Feind dadurch zu andern Gedancken gebracht wurde.

XI. GOTT verläst die Unschuld nie.

Susanne ists nicht allein / deren Unschuld vom Himmel verthätigt worden; GOtt lästs niemals zu / daß die Unschuld unter der Verleumdung gar zu Grund gehe / er nimmt sich *allzeit* vor die Boßheit zubestraffen / und die Tugend in Sicherheit und Ruh zusetzen. Es ist bißweilen nöthig / daß GOtt zulasse / daß fromme Leute den Bösen in der Straff gleich gehalten werden; damit man sehe / wie weit ihre Unbillichkeit gehet / und die beleidigte Unschuld hingegen dannoch endlich triumphire. Wer wolte nicht gern GOtt dienen / um dadurch vor der Welt an Tag zulegen / welche GOttes Feinde / welches die Hencker und Peiniger der Frommen sind.

GOtt

GOtt kan freylich Wunder thun/ und uns aus der Pein erlösen/ aber er wendet sie nur an zu seiner Ehr / und hält sie zuruck zu unserm Besten: Es ist der Frommen Ruhm viel grösser / so sie in diesem Leben leyden / als so sie siegen und überwinden. Es ist zwar eine süsse Vergnügung um die Unschuld/ so man sieht und erfährt / daß die angedrohete Schmach auf seine Verfolger zuruck fällt; gleichwol halt ich diß noch höher/ so man seiner Tugend im Gewissen versichert ist / ob man schon das Leben drüber muß hingeben. Der Tugend wird nie gefährlicher zugesetzt/ als vom Hochmuth; alle ihre übrige Feinde vermehren nur ihre Vortrefflichkeit / dieser Feind allein unterdruckt solche. Thut also der Himmel dem Unschuldigen einen grossen favor, wann er dessen Unterdruckung zuläst: Eine wundersame Erlösung ist nicht so hoch zu achten / als die Barmhertzigkeit.

Es war von Augusto **in Warheit eine grosse** Generosität **daß er seinen Fehler erkandte.**

XII. Seine Fehler erkennen/ ist eine heroische Tugend.

Seinen affecten und Gemüths-Neigungen wol zu regieren/ brauchts Klugheit/solche vom Bösen abzuhaltē/ sonderbare Tapfferkeit/ sie zuverdammen/ Vernunfft/ und vortreffliche Gnad von Gott ihnen beständig zuwiederstehen. Aber ein Verbrechen zuerkennen und Reu darüber zu fühlen/ da muß sich die heroische Tugend nothwendig dabey befinden; falls man zweiffelte/ob dem also wäre/in Ansehen des gemeinen Manns/ so wäre man doch dessen gewiß/ in Ansehung der Vornehmen. Der Glantz und Pracht damit sie umgeben sind/ steht uns im Weg/ daß wir sie nicht gewahr werden/ die Schmeicheley so ihre Gemüther bezaubert/ schläffert ihre eigene Achtsamkeit ein. Und wanns gleich geschehe/ daß ein Mitleydiger und Christlicher Unterhan seines Fürsten/ Unvollkommenheit gewahr würde/ oder der Herr selbst so helles Gesichts wäre/ daß er dergleichen Balcken in dem Aug sehen könte/ so würde es doch sel-

selten geschehen/ daß er Muths genug sie zuerkennen; so weit kommt es fast nie/ daß er so viel Kräffte fassete / und ließ sich selbige gereuen. Es braucht entweder Miracle oder parabeln/ wann man Königen ihre Sünden will zuerkennen geben. Es würde ein David nimmermehr seinen Fehltritt bekennen/ wo ihn der Prophet nicht zuvor anreitzte wieder die Rauberey des Reichen Manns / welcher eine gantze Heerde hatte und doch des Armen eintziges Schäfflein würgete. Philippus hätte nimmermehr seinen begangenen Fehler gestanden / wo nicht der Engel seiner Gemahlin dero Unschuld hätte an Tag gelegt und erwiesen.

Es war nicht mehr als billich / daß er sie eiffriger hernach liebte / als er nie zuvor gethan.

XIII. Die Gerechtfertigte Tugend liebt man viel mehr / als die so niemals etwas ausgestanden.

Eine Tugend so nie auf der Prob gewesen/ verdient fast kein Lob nicht; die aber die Prob ausgestanden/ kan nicht genug Lobs überkommen. Es stärckt

sich in ihr selbst dero Tapfferkeit / es mehrt sich dero Aufrichtigkeit uñ verdoppelt sich hernach die Belohnũg; bey dem jenigen aber / der sie also kämpffen und überwinden siehet / macht sie das Urtheil fest / sie muntert den Willen auf / und reitzt ihn ihr nachzufolgen. Man kan die Tugend nicht hassen; man thut nicht unrecht / so man sie hoch hält / nachdem man sie einmal vor Standhafft uñ würdig erkeñt hat. Nichts benimmt uns den Zweiffel von ihrer Aufrichtigkeit besser / als so wir sehen / daß sie den Angriff ihres Feinds ritterlich hat abgetrieben / nichts zeiget besser von ihrer Vollkommenheit / als der von ihr überwundene und überwiesene Haß.

Unser Monarch hatte sehr grosse Kriege zuführen / in dem ersten hatte er mit Engelland und Teutschland zu thun / die sich auf seinen Untergang verschworen hatten. Ferrandus **Grav von Flandern trat mit in ihre Bündnus / weil ihn ein** Astrologus **versicherte / er würde im Triumpff zu** Paris **einziehen.**

XIV. Ob etwas gewisses in der Astrologie ist.

Man kans zwar nicht gantz und gar in Abrede seyn/ daß GOtt viele Dinge an den Himmel gesetzt hat / die ihre Krafft auf der Erde sehen lassen; daß ich aber glauben soll / es können in die 22000. und mehrere Stern aller Menschen Zustand anzeigen / das ist ein eitles Geschwätz/ damit man nur Kinder und alte Weiber betrügt. Regiert und herrscht ein kluger Mensch/ nach dem gemeinen Sprüch-Wort / nicht über das Gestirn? Josue ists nicht allein/ der der Sonnen Lauff verkehren kan; es troh uns was nur immer wolle/ so haben wir die Vorsichtigkeit/ so uns dessen erinnert/ das Gebet/ so uns davor verthätigt. Es ist unser Glück alles im Himmel angeschrieben / aber es ist das Ewige / es ist im Buch des Lebens angeschrieben / das Böse und Gute / so uns auf Erden begegnet / kommt auch aus der Erden. Der Mensch hat sich mehr vor seiner Boßheit/als vor den bösen Sternen zu fürchten / Saturnus schadet ihm so viel bey

weitem nicht / als seine Faulheit. Unsere Tugenden und Laster machen unser Glück; unsere Freyheit kan nicht gezwungen werden / der Himmel ist in seinen Bewegungen gar zu ordentlich / daß man ihm solch einen grossen Unbestand wolte zumessen. Es haben vielleicht wol eine million Leute einerley Aspecten gehabt in ihrer Geburts-Stunde; es werden offt unter einerley aspect des Jupiters und Mercurii arme Lastträger und hohe Monarchen gebohren. Wann wir sehen / daß zwey Kinder / denen einerley Stern im Horoscopo gestanden / gantz wiedrigs Glück haben / warum wollen wir doch davor halten / es werde mit dem einen weniger Gefahr haben / als mit dem andern? Vielleicht möchte sich etwa aus hundert Nativitäten eine Muthmassung ziehen lassen; ja wann deren nicht hundert davor falsch wären? Wer sieht nicht / daß eben deßwegen die Warsagungen und die Astrologie so danckle Worte führen / damit sie sich hernach desto besser entschuldigen mögen? Wer siehet nicht hier in diesem

ge-

gegenwärtigen Fall / daß Ferrando freylich im Triumph kunte nach Paris kommen / es geschehe nun auf dem Triumph-Wagen als Uberwinder; oder als ein Gebundener vorher? Man untersuche nur etwas genau diese Betrügliche Kunst / so wird sichs befinden / daß allzeit dunckle Reden zu Bedeckung ihrer Lügen mit unterlauffen. Es ist nicht zulaugnen / daß die Astrologi manch mal etwas prophezeyt haben / das sich hernach in der That befunden hat; aber wer will hingegen auch diß laugnen / daß sie über die massen offt Betrug und Lugen vortragen. Der Geist / ders ihnen eingeben kan / weis schon so schlau von Künfftigen zu muthmassen / daß er etwas Zukünfftigs entdeckt; auch ist GOtt hernach so gerecht / daß er all das verkündigte Böse zuläst. Das erfolgende Ubel ist kein Erfolg auf die Wahrsagung / sondern vielmehr die gerechte Straff auf den Vorwitz / der solcher Erforschung des Zukünfftigen nachhängt / oder auf die Leichtglaubigkeit / so solche auf und annimmt. Man schau ja dem Himmel

nicht mehr ab als den Wolcken; GOtt siehet allein das Zukünfftige/ und verrichtet auch aus freyem Willen alles was den Menschen betrifft.

Als ihn eine mächtige Armee bey Bouvines angegriffen hatte; erfreuete sich Philippus darüber: Und legte seine Kron/ den Seinigen ein Hertz zumachen/ auf den Altar/ beteurend/ daß er sie dem jenigen abtreten wolte/ der sich in der Schlacht besser halten würde als er.

XV. Ein Potentat soll die Gerechtigkeiten allzeit auf seiner Seite haben.

Wer hätte da nicht tapffer fechten sollen da er eine Kron zur Belohnung vor sich sahe? Wer wolte zaghafft seyn/ da er einen Monarchen an der Spitze des Heers siehet: Das Exempel eines eintzigen Helden macht 1000. andere behertzt; wann das Haupt der Armee behertzt ist so ist Hertz/ gnug da vor das gantze Volck. Wer wolte zweiffeln/ daß unser Augustus denen Frantzosen nicht grossen Muth eingeflöst

stösst habe in dieser merckwürdigen Schlacht/ wo er das gantze Reich zu seinen Füssen liegen sahe? Doch machten vornemlich folgende Ursachen solche Löwen aus ihnen: Sie sahen seine Kron und Scepter auf einem Altar/ wo sie die Stimme ihres Monarchen anhöreten/ der den Himmel anruffte/ daß er doch solche ihrem rechtmässigem Herrn erhalten wolte/ er begab sich hiemit derselben/ und liefferte sie GOTT wiedrum/ wann er kein Recht dazu hätte. Dann hat ein Unterthan kein Hertz/ wann er vor seines Herrn Affecten kämpffen und streiten muß: Und dann entfällt ihms gar/ wann er seiner Thorheit zu Gefallen an die Schlacht muß. Es sind zwar in Warheit die Unterthanen rechte Schlacht-Opffer des Herrn/ aber diese Opffer haben noch Vernunfft und Willen; sie werden niemals einwilligen sich einem Götzen aufzuopffern. Es muß sie das wahre interesse des Herrn aufmuntern; es muß ihnen der Herr solches auch vorstellen. Die scheuen keine Gefahr/ und lassen sich von nichts schrecken/

welche wissen/ daß ihres Herrn Sache gerecht ist/ daß man mit ihm Krieg führt/ ihm die Kron oder seine Ehr zu rauben. Deßwegen soll ein Herr der einen Krieg anfångt/ nicht ermangeln seine Waffen zu justificiren; er muß es seinem Volck klårlich erweisen/ daß er hohe Ursach hat sich gegen einen solchen Feind zuwehren/ der keine Ursach hat anzugreiffen. Ein Soldat ficht nie tapfferer/ als wann er GOtt auf seiner Seiten hat/ er glaubt aber/daß er ihn hat/ wann er die Gerechtigkeit vor sich siehet.

Der schönste Triumph unsers Monarchen war dieser/ daß er selbst sich so viel überwand/ und seinen Uberwundenen zu Fusse fiel; die so das Schwerd dieses Helden verscharrt hatten/ musten ihr Leben der Kranckheit zur Beute lassen. Man muste sich offt über diesen grossen König verwundern/ da er bey ihren Bett saß/ entweder sie zutrösten über ihren Thrånen/ oder ihre Wunden abzuwischen. Ward also der Ruhm seines tapf-

fern Arms / daß er sie überwunden hatte/und der noch grössere Ruhm seines Hertzens / daß er auch sich überwandte und sie selbst in ihrem Elend bediente.

XVI. Warhafftes Kennzeichen eines grossen Muths.

Es sind nur die Wölffe und die geringste unter den bestien nach dem Blut ihrer Feinde begierig; der Löw ehrt seine Beute / wann sie zu seinen Füssen liegt. Dann ist er überwunden/ wann er am besten Schaden thun könte; er braucht seinen festen Muth nur darzu/ daß er seinen Feind erhält / wann er ihn könte verderben. Die Grausamkeit / so man gegen einen Feind ausübt / kan nur aus zweyen principiis entstehen/ aus den rasenden Affecten/ oder weil man seiner Macht nicht gnug trauen darff. Von einem Menschen den der Zorn eingenommen/ hat man keiner Generosität zuerwarten; und eben so wenig von dem / der sich von der Furcht überwältigen lassen. Der erste ist blind/ und kan die Schönheit der Tugend nicht sehen/ welche nur

dergleichen Farben und Glantz hat / so stille Gemüther recht betrachten können; der andere ist ein feiger Mensch / der sich vor allen fürchtet / wann auch gleich nichts zu fürchten ist. Er kan sich nicht einbilden / daß man ihn lieben könne / wann er gleich vergiebt; er hält sich nur sodann sicher / wann der andere gantz aufgerieben ist. Weil er an sich keine Qualität ersiehet die liebens werth wäre / so glaubt er / daß sein Feind auch deren gäntzlich ermangle / und nichts danckbares an ihm zu finden sey. Er läst die greulichen Worte nie aus dem Gedächtnus / je mehr Todte je weniger Feinde. In diesem falschen Wahn mordet er auch die / so doch das Leben nicht mehr haben; aus Furcht / es möchte sein Wiedersacher den Kopff noch einmal aufheben / giebt er ihm drey Schläge vor einen. Hingegen rührt sich der Arm eines Genereusen nicht mehr / wo er keinen Wiederstand mehr findet: Er hört auf anzugreiffen / wann der andere aufhört sich zuverthätigen.

Wir müssens nicht verhehlen / daß

daß unser Monarch auch Fehler an sich gehabt; er war nicht gantz und gar vollkommen: Wer ihn sehen und doch ohne Gebrechen sehen will / der mag sie Antigoni - - schaffen. Weil er selbst gestanden / daß er ungerecht gegen seine Frau gewesen / so kan ich ihn gar wol Untreu nennen in Ansehung seines Freunds.

XVII. Man darff nicht allzeit Tugend und Laster compensiren.

Manlius Capitolinus verthätigte Rom / und affectirte die Tyranney. Er ward von den Römern deßwegen zwar geehrt / doch auch bestrafft. Man stürtzte ihn von eben dem Felsen herunter / auf den er mit Triumph-Wagen gefahren war. Man muß die Tugend belohnen und die Laster bestraffen; und solte man auch das / so man zuvor erhoben / wieder herunter stürtzen müssen. Es ist gar eine schlimme Politic, so man das Laster vermittelst der Tugend will auf festen Fuß setzen. Wer nun einem schlimmen Menschen verzeiht / weil er sonst bißweilen gut gewest / der übt diese

Politic aus. Wer siehet nicht/ daß/ so man einem/ der unschuldig und von Lastern frey ist/ von der Straff zubefreyen/ verspricht/ eben dadurch zur Verübung des Lasters anfrischt/ ja gleichsam mit Gewalt darzu treibt. Ein Herr soll den Lasterhafften nie kühn machen/ er würde aber kühn gemacht werden/ wo er daneben einige gute Qualitäten an sich hätte. Wie dem allen/ so halt ich doch davor/ daß man so wol in der Königlichen Morale als anderer Christen ins gesammt/ einige Fehler ohne Bestraffung kan hingehen lassen. Eh man ein Laster strafft/ muß man sehen/ was es dann nach sich ziehen werde/ und wie es sonst eigentlich beschaffen sey: Das wäre eine Grausamkeit/ wann man einen Menschen wolte umbringen/ der tausend andere beym Leben erhalten hat/ bloß aus der Ursach/ weil er etwa einen Hasen erschossen hat: Aber das wär eben so närrisch/ wann man einem die Straff schencken wolte/ der das Volck zum Aufruhr gegen den Herrn verleitete/ weil er dem Herrn etwa einen angenehmen

men Dienst geleistet hat. Manlius hatte vielleicht Rom um keiner andern Ursach willen conservirt/ als damit er hernach einen Tyrannen darinn kunte abgeben. Soll man also Tugenden und Laster nie compensiren / es sey dann/ daß sie sonderlich groß und ungemein sind.

Kan man auch Ludovicum **wol entschuldigen / daß er nicht leichtsinnig gehandelt mit seiner Reise in Orient?**

XVIII. Ein Herr soll lieber nichts anfangen/ als garinnen unbeständig seyn.

Es ist alles zu des Monarchen Besten auszudeuten/ der sich noch nicht unterwunden hat etwas ins Werck zusetzen; man hält ihn vor gerecht / weil er andere nicht angreifft/ vor klug/weil er des Friedens und der Ruh geneust. Man rechnet das seiner Bescheidenheit zu/ was er vielleicht aus blosser Furcht thut. Die Nachbarn/ so er in Ruh läst / respectiren seine Grentzen; er bleibt in Fried und Ruh / weil er nichts wieder anderer ihre Ruh und Sicher-

heit vornimmt. Hingegen der/ so fortgeht/ und etwas anfängt/ aber bald hernach wieder zuruck weicht/ der giebt seinen Feinden Anlaß nachzudencken/ daß er Arges im Sinn habe/ und nicht viel werde ausrichten können; man hasst ihn sodann/ weil er in willens hat/ Ubels zuthun; man schätzt ihn gering/ weil er das böse Vorhaben nicht mächtig genug ist ins Werck zurichten. Wann man den Krieg in andere Länder führt und damit nicht fortfährt / so ziehet man ihn nur in sein Land wieder zuruck / und leitet den Feind gleichsam bey der Hand zum Triumph. Dann der jenige so nicht hat überwinden können/ so lang man seine Macht hoch gehalten hat / ist nicht in dem Stand sich rechtschaffen zu defendiren / nach dem er diesen Credit verlohren. Nichts mehr als diß: Ein unbeständiger Regent ist verachtens werth.

Ludvvig der Heilige.

NIemand wird an Ludwigs grosser Herrlichkeit zweiffeln/

dem bewust ist / daß er König gewest; niemand wird Zweiffel tragen an dessen vortrefflichen Tugenden / wem seine Heiligkeit bewust ist: Seine Tugend glänzt herrlich nebst seiner Grösse / und seine Grösse ist in Sicherheit bey seiner Tugend.

I. Es ist eine schöne Allianz, wann hoher Stand und Tugend sich gesellen.

Gleichwie das Gold den Diamant glänzender macht / also wird auch der Tugend-Glantz von dem hohen Geschlecht und Adel herrlicher und schöner: Eine Perle bleibt mit aller ihrer Schönheit ein verächtliches Bauern-D ng / wo sie sich nicht mit dem Könige unter den Metallen vereinbaret. Ohne ihn ist und bleibt sie mehr nicht / als eins der kostbarn Geschöpffe der Natur / nichts als die materia prima des wolanständigen Schmucks. Die Edelgesteine sind je zuweilen kostbar / aber niemals schön zu nennen / wann sie nicht in den Ring eingefast sind / der ihnen gleichsam die Runde ihrer Vollkommenheit erst mittheilt. Ob schon die Astra nach ei-

einiger Meinung von Engeln beseelt sind/ ob schon die Chaldæer gar Götter aus ihnen machen / so verlieren sie doch ihre Schönheit / wann sie ihren hohen Stand verlieren würden. Die Tugend behält zwar allzeit ihre Vortreff-lichkeit/ wann sie gleich auf dem Dorff erzeugt worden; der Bauern-Stand benimmt ihr ihren Werth nicht / aber gleichwol verdunckelt er ihre Maiestät in etwas. Es wäre der Heiligkeit nichts herrlichers / als wann sie sich in der Freude und Vergnügung zeigen könte/ wann sie nur daselbst nicht so sehr in Gefahr stünde; sie sucht nur zu dem End die öden und wüsten Oerter/ damit sie sich der Mißgunst und Verfolgung / die in Königlichen und andern Pallästen regieren / entziehen möge. Glorwürdigster Heiliger/ unvergleichlicher Ludwig / es ist wol nicht eine eintzige Tugend / die nicht ihre æstim dir zu dancken habe; sie sind herrlich und ansehnlich / weil du sie in deiner Person geheiligt: Dein Hertz ist ihre Zuflucht. GOtt war in deinem Reich der alles regierende Herrscher/ weil du selbst dich

ihm

ihm unterwerffen wollen: Er herrschet weil du dich ihm unterwirffst/ er wird groß und hoch gehalten/ weil du dich erniedrigst.

Blanca, Ludovici Mutter gab Franckreich durch dessen Geburt einen Herrn/ und durch ihren Unterricht und gute Auferziehung einen Heiligen.

II. Es ist einem Stat an nichts mehr gelegen/ als an der Auferziehung der jungen Printzen.

Ein Volck ist den Eltern ihres Regenten nicht so wol darum verpflichtet/ daß sie ihm einen Monarchẽ/als daß sie ihm einen guten und löblichen Monarchen gegeben. Darauf sollen nun Königliche Eltern auch bedacht seyn/ so wol wegen des Stat-Nutzens/ als um ihres eigenen Ruhms wegen. Sie verdienen zwar hiemit auch allen Seegen von ihren Unterthanen; doch kommt dieser frohlockende Zuruff nur von aussen/ und kan wol von dem Schmeichler-Mund ertichtet seyn. Ihr bester und vollkommenster Lohn ist dieser/ daß sie sich als rechte Eltern erwei-

weisen/ in dem sie ihren Erben eine gute Auferziehung verschaffen: Dann eben dadurch bewegen sie das Hertz ihrer Kinder/ die nur halb an ihnen hangen/ wann sie nicht selbe durch eine herrliche Erziehung in Tugenden und guten Sitten vollkommen machen. Die Tugenden sind des Verstands Gliedmassen; wann nun Eltern solche Erben dem Reich hinder sich lassen/ die guter Qualitäten ermangeln/ so lassen sie zerstümpelte und lahme Regenten/ die dem Regiment nur schädlich sind.

Wie tugendhafft er war/ so fanden sich doch Rebellen/ wie gelinde und sanfftmüthig er verfuhr/ zog er sie doch zur straff.

III. Ein junger Monarch soll mehr auf seine Autorität sehen/ als sein Alter.

Ich schelte die Strengigkeit eines jungen Monarchen durchaus nicht/ ich achte sie vielmehr vor gerecht/ ja vor höchst nöthig; wann er die Hochmüthigen nicht gleich zu Anfang seiner Regierung bezähmt/ so legt er selbst den

Grund

Grund zu allen den jenigen Empörungen/ die hernachmals erfolgen. Er gewöhnt seine Unterthanen dadurch/ daß sie ihn gering schätzen/ und läst zu/ daß sie ihr Gemüth im Ungehorsam recht befestigen. Dieser Ungehorsam stärckt sich dergestalt zu Anfangs seiner annoch schwachen und unbefestigten Regierung/ daß es hernach leichter ist/ ihn dulden als ändern/ und sich davor verwahren. Ist also besser/ es sey ein solcher junger Herr eher etwas zu scharff/ als gar zu lind/ weil die Strengigkeit den Hochmuth aufhält/ den die übermässige Güte nur mehr heraus lockt/ und dazu Anlaß giebt. Bey solchem Verhalten kan man nicht auf die Gedancken gerathen/ daß ein Herr sich gar nichts anfechten laß/ und unvermögend zur Straff sey/ weil er sich so tapffer oder so bescheiden erzeiget. Soll also ein junger Monarch sich erinnern/ daß sein erstes Regiment gleichsam die Vorrede ist seines gantzen übrigen Lebens/ daß es sein Leben vorträgt/ ja deutlich erkläret und ausleget.

Der Friede/ den er seinen Unter-

thanen verschaffte/ zog die Uppigkeit und das Schwelgen nach sich; aus diesen bösen Kindern entsprungen hernach die Pestilentz und der Hunger; und stillte solche nichts/ als die ernstliche Buß und die Thränen des Fürsten.

IV. Der Herr soll seines Volcks Sünde an sich selbst straffen.

Wer will zweiffeln/ daß das Haupt/ in dem die Vernunfft ist / nicht schuldig sey/ an dem bey den Gliedern einreissendem unordentlichem Wesen. Es thut der Arm nichts Lasterhaffts ins Werck richten / der Fuß thut nicht einen schlimmen tritt / daß das Haupt nicht mit daran schuldig sey / weil es ihm zusteht / die Glieder zu regieren. Der Regent ist das Haupt des Volcks/ drum besitzt er auch die Klugheit / daß er regieren/ und die Macht / damit er sie in Zaum halten kan. Wer will unter den Unterthanen sehen/ was zuthun/ wann der Herr in solcher Erkandtnus blind ist/ wer thut was recht ist/ wo er nicht über dem Recht streng und scharff hält? Ein Monarch der ein Laster siehet

het und straffts nicht/ der verübts selbst; verübt ers nun / so muß ers auch wiedrum beweinen und bereuen: Wird er also aus einem Richter ein reuender Sünder. Ja ich mag wol sagen/daß ein Monarch zu mehrerer und ernstlicherer Buß über die Sünde des Volcks verbunden ist / als das Volck selbst; Ursach/ er trägt mehrere Schuld/ weil es ihm ja leichter gefallen wäre / Laster zu straffen / und dadurch zuverhüten / als es dem Verbrecher ankommt/solche zuvermeiden.

Unser unvergleichlicher Ludwig setzte zweymal über das Meer/ und triumphirte über die Feinde der Kirche; aber sein Volck so sich dieses Glücks überhub / ließ sich den Hochmuth so gar einnehmen / daß GOtt gezwungen wurde/sie zu straffen / an statt sie zu krönen. Wurde also Ludwig/ dem die Pest viel Volck hatte weggerafft / und durch der Sarazener feindliche Anfälle geschwächt wäre worden / aus einem Uberwinder zum Gefangenen.

V. Der

V. GOtt will/ man soll ihm den Ruhm herzlicher Thaten zuschreiben.

Der kennet den eiffrigen GOtt noch nicht recht/ der ihm nicht alle Ehr herzlicher Thaten anheim giebt; es erinnert sich ein solcher nicht/ wie mächtig GOtt sey / in dem er ihm solche Ehr rauben will. Alles was wir Gutes thun / gehört auf zweyerley Weise GOtt zu/ theils/ weil ers würcket/ theils/ weil er uns die Krafft giebt / daß wirs können zu Werck richten; wer ihm nun das Lob des Guten abstiehlt/ der befleckt sich mit einem doppelten Sacrilegio. Er thut nicht nur das/ was böß ist/ sondern setzt sich auch dadurch in das Unvermögen das allergeringste nur zu unterfangen. GOtt um eine Gutthat dancken/ ist schon so viel als eine andere verdienen; es ist die erste Gnad / so wir von GOtt empfangen / gleichsam nur der Saame und der Schößling einer grossen Anzahl folgender favoren; so bald aber die erste Gutthat in ein undanckbar Hertz fällt/ bleibt sie unfruchtbar liegen. Ich irz mich / sie bringt

doch eine Frucht / aber gar eine böse / nemlich den Haß bey dem Geber / und die Hartherzigkeit in dem / der sie empfängt; das ist / es benimmt die Undanckbarkeit dem lieben GOTT den Willen uns ferner guts zuthun / und macht den Menschen unfähig solches recht zuempfangen und anzuwenden.

In seiner Gefangenschafft ließ er seine Tugend vor seinen Feinden so herrlich hervor blicken / daß sie sich selbst anbotten seine Vasallen zu werden.

VI. Ein Monarch hört niemals auf ein Monarch zu seyn.

Ein tapfferer Muth steht so unüberwindlich gegen den Angriff der Gemüths-Schmertzen / als etwa gegen die Faust seines Feindes: Einen recht tugendhafften König bringt man nie vom Thron herunter; er triumphirt / wo andere zu Grunde gehen. Man kan ihm wol seine Ruh und Bequemlichkeit benehmen / aber seine Majestät muß man wol unangetastet lassen. Ein Rieß hört deßwegen nicht auf groß zu seyn /

ob er schon fällt; das ist / ein großmüthiger Monarch kan wol in ein Unglück fallen / es kan ihn das Unglück zwar herunter bringen / aber gäntzlich kan es ihn nicht überwinden. Wann er seinen Schmertz und Gemüths-Leyden beherrscht / so triumphirt er schon über seine Tyrannen; weil er die Plagen und Peinigungen überwindet / durch welche ein Tyrann regiert. Das ist nichts sonderlichs / so man der Gewalt des Feinds wiedersteht / aber das ist höher zu achten / so man macht / daß er sich über uns verwundern muß / und am allerhöchsten / so wir ihm auch seine Liebe abdringen. Unser Ludovicus hat nicht zu Damiette; noch zu Massore, sondern vielmehr mitten in seiner Gefängnus seine Feinde überwunden / ja mitten in den Ketten und Banden / wo das schwache Fleisch sonst pflegt den Geist zuverführen. Er ist allzeit ein Monarch geblieben / weil er sich niemals den Klagen unterworffen / weil er die Furcht getrutzt / und in dem Zustand / da man sonst bey andern blosses Mitleyden erweckt / gemacht / daß man sei-

seinen heroischen Geist beneidet hat. Ist er nicht König geblieben/ weil ihm auch die Krone angeboten / in deren Fesseln er lag? aber der Sieg wäre noch nicht recht vollkommen gewesen / wann er nicht auch die Lieb zur Freyheit und die Regiersucht besiegt hätte. Nichts ist so gewiß als diß / daß der so aussteheт/ und sich doch dabey nicht beklagt/recht als ein freyer König herscht/ weil den Menschen nichts mehr niederwirfft und elender macht/ als eben der elende Zustand und Schmertzen / so über ihn ergehn.

Der unglückselige Ausgang dieses Heiligen Kriegs hinderte ihn nicht/ eine Reiß in Africam vorzunehmen / woselbst er mitten unter seinem triumphiren starb.

VII. Aus des Kriegs Ausgang läst sich weder desselben Billichkeit/ noch des Heerführers Geschicklichkeit urtheilen.

Der Ausgang und Erfolg einer Sach rechtfertigt oder verdammt deroselben unterfangen nicht / massen nicht nur viel böses Beginnen glücklich

von statten gegangen / sondern auch manche gute intentiones den unglücklichen Erfolg erlebt haben. Wann GOtt seines Orts des Menschen Thun segnen wolte; wann er nicht so offt befehlen thäte / als von ihm geschicht / daß die Tugend die Straffen des Verbrechens ausstehen solte / so würden vielleicht viele Dinge in der Gewalt der untern Ursachen verbleiben / die wir weder hindern noch abwenden können. Des Soldaten Hertzhafftigkeit / die Gelegenheit des Orts / Schickung der Zeit und andere Dinge helffen wol trefflich / und sind beförderlich zum Sieg; und so dieser Stücke Mangel sich ereignet / hintertreibet es ihn auch / und kan also eine gerechte Sach übel ausgeführt und verthätigt werden. Cato und Pompejus sind umkommen / da sie die allgemeine Reichs-Freyheit verthätigt; Cæsar hat triumphirt / der sie unterdruckte. Es haben sehr viele Monarchen um des Bluts Christi willen gefochten / und doch dabey das ihre vergossen. Was anbelangt die Vortrefflichkeit des Heerführers / so muß

man dieselbe nicht nach dem Erfolg und wie die Sache gelingt/ urtheilen: Der Admiral Coligny bleibt auch nach vier verlohrnen Schlachten dannoch ein guter General.

Wer will wieder die Macht eines gantzen Königreichs bestehen mit drey oder vier Regimentern? Wer kan den Schluß des Himmels durch menschliche Klugheit ändern? Der kluge Kopff welcher in unserm letztern Krieg denselben so viele Jahr lang in dem Languedokischen und Sevennischen Gebürg hat herum gezogen/ war ein grösserer General als alle die/ so ihn geschlagen. Man darff den Rohan nur nennen/ so wirds jederman glauben. Die letzte fatale Schlacht/ so Carthago der Stadt Rom dienstbar gemacht/ hat sie nicht dem Hannibal den Ruhm erworben/ daß er tapffer gestritten? Sie kunte ihn wol die Ehr rauben/ daß er der vornemste General auf der Welt sey/ aber nicht/ daß er gar keiner mehr sey. Sein Unglück zog Pyrrhum und seinen Vetter vor/ nicht sein Verhalten; er selbst versicherte dessen

den Scipionem/ und hats kein Mensch wiedersprochen.

Das Testament so er kurtz vor seinem Tod aufsetzte / giebt einen vortrefflichen Entwurff Christlicher Vollkommenheit; es ward zwar an den Sohn gerichtet/ doch kans allen Königen zum Unterricht dienen. Er fängt es mit diesen Worten an: Mein Sohn/ liebe deinen GOtt / und beleydige ihn ja nicht.

VIII. Wer liebt/ beleydigt nicht/ kan auch nicht beleydigt werden.

Einen Freund kan man nicht beleydigen / weil man ihn in Ehren und werth hält; von ihm kan man auch nicht beleydigt werden / weil man ihm alles zu gut hält. Der jenige / so sich nicht mit allem Fleiß bemüht/wie er andern gefallen möge / der hat nur eine ertichtete Lieb im Hertzen; und wer sich sein Ubersehen etwas anfechten läst / der kan ihn nicht recht hertzlich lieben. Ein rechtschaffener Freund meint immer er thu zu wenig oder zu viel/in Ansehung des Freunds: Also daß es sich

nicht

nicht kan begeben / daß man ihn zum Zorn reitze / weil die Vorsichtigkeit aller Beleydigung vorbauet; wird ja ein Mangel verspürt / so entschuldigt ihn der jenige / der sich beschweren könte.

Ferner folgte im Testament: **Ertrage das wiederwärtige Glück ohne Murren / und Gebrauch dich des Guten mit Danckbarkeit.**

IX. Welches besser sey: Glück oder Unglück?

Warum wolte man sich über das gute Glück beschweren / in dem es uns vergnügt? Warum über das Böse / da es uns doch sicherer und behutsamer macht? Die Creatur intentirt zwar allzeit unsern Untergang / wann sie uns belendigt und angreifft / aber GOTT sucht uns zu erhalten. Wann uns von den Menschen guts wiederfährt / so geschichts mehrentheils ungefehr / oder weils ihr veränderlicher Sinn manchmal so fügt; aber das Gute so vom Himmel kommt / quillet aus Göttlicher Gütigkeit und heiligem Rath her. Also daß die Creaturen uns so zu reden

nie obligiren/ ob sie schon für oder wider uns sind; der liebe GOtt hingegen obligirt uns allzeit / weil er auch / indem er uns Böses anthut / dannoch heimlich Guts thut. Daraus zieh ich nun den Schluß / daß das Unglück besser ist als das Glück / weil man dieses allzeit gewiß versichert ist / an jenem aber immer noch zweiffeln muß. Und wer siehet nicht über diß / daß das Glück mit uns umgeht / wie mit Kindern / die man stillt; das Böse aber wie mit Krancken / die man zu recht bringen will? Wer erfährt nicht / daß das Gute so man uns hier auf Erden anthut / verursacht / daß wir des Ewigen vergessen; das Böse hingegen uns immer an dasselbige erinnert?

Gieb deinem Beicht-Vater die Erlaubnus / daß er dich deiner Fehler erinnere.

X. Ob man denen Fürsten und Königen ihre Fehler soll vorrucken.

Diß ist das Verlangen aller Klugen; davor scheuen sich alle Narren; wer nicht leyden will / daß man ihn seines bösen Lebens halben bestraffe / der will

will immer fort sündigen / wer sich scheuet ihm selbige vorzuhalten / der mahnt ihn darzu an. Könige können fehlen und sich bessern / muß man sie also ihrer Fehler erinnern. Ein Unterthan / der seinen Herrn gern möchte des bessern erinnern / der liebt ihn / er liebt seine Regierung / und seine eigene dependenz oder Unterthänigkeit; dann es erhält den Herrn nichts in seiner hohen Gewalt so wol / als die Tugend; und befördert nichts mehr dessen Abnehmen und Fall / als das Laster; je mehr er ihm nun die Vollkommenheit der Tugend wünscht / je mehr sucht er ihm seine Gewalt und Macht zu befestigen / und sich in Gehorsam zu unterwerffen. Wer seinen König seiner Fehler erinnert / der verlangt / daß ihn jederman lieben möge / weil er ihn gern tugendhafft sehen möchte; er wünscht / daß seine Regierung möge glückseelig seyn / weil er das jenige an ihn zuverbessern sich bemüht / was ihn zum Regiment geschickt macht. Wann nun ein solcher dergestalt gegen den Herrn verfährt und ihn mit Worten strafft /

so soll er sich auch wol erinnern / daß / wie der Obere den Untergebenen mit Autorität / ein Freund den andern frey und mit derben Worten strafft: Also hingegen ein Unterthan seinem Herrn mit aller Ehrerbietung im Straffen und Erinnern begegnen soll. Dieser respect wird machen / daß die Correction desto angenehmer und Considerabler wird / die Sanfftmuth will haben / man soll gegen grossen Herrn sich gleichsam seidener Worte bedienen; sie öffnet dem das Hertz / den man solcher gestalt strafft; das Hertz aber revoltirt gar bald / wo mans nicht bezämt. Die unbescheidene Correction thut eben das übel / und noch mit Schmertzen / was die Schmeicheley mit Süssigkeit verrichtet / das ist / sie steifft das Gemüth nur mehr in Lastern. Soll man also dem Fürsten seine Fehler nie vor Augen stellen / sondern vielmehr es also einrichten / daß er selbst mit dem Augen drauf falle: Ein König hat keinen Richter / will er nun Herr und allein Richter seyn / so strafft er sich selbst. Der Kluge nimmt Zeit

und

und Ort wol in acht / er überlegt den humor und Gemüths-Beschaffenheit des jenigen wol / den er etwas straffweis vorhalten will. Er sagt zu dem / der den Blitz in der Hand führt / nie / daß er böse sey: Er greifft ihn da nicht an / wann er im Thron sitzt / oder im Angesicht seines gantzen Hofs. Absonderlich bedenckt hiebey ein vernünfftiger Censor wol / daß seine Erinnerung Nutzen nach sich ziehe / wann er entweder den Unterthanen seiner Pflicht / oder den Herrn von seinen Lastern befreyt; hingegen ist das Straffen gar gefährlich / wann es dem / der es vorruckt / oder dem / der sichs vorrucken lassen / ein grössers Unheyl verursacht. Dann was ist vor Hoffnung einen solchen Herrn zugewinnen / der sich einbild es sey sein kleiner Finger grösser als seines Vaters Lenden / und der denen Scorpionen trohet / die nur Ruthen bißher gekostet haben. Wann man siehet daß Roboam sich nicht so zur Reu schicken wird / wie David / so laß man ihn in seinem Unwesen fortfahren. Absonderlich wäre der Verweis so

dann höchst gefährlich/ wann man den Herrn/ an statt ihn auf bessern Weg zu leyden/ gar verstossen und absetzen helffe: Es ist so beschwerlich nicht eines Königs Gebrechen zu ertragen/ als seine Unterthanen zu einē Auffstand zu reitzē.

Höre dem Gottesdienst zu/ und entschlag dich dabey anderer Gedancken.

XI. GOtt will das Hertz mit den Creaturen nicht theilen.

Es ist eine recht seltzame Unhöfflichkeit/ wann man mit GOtt redet/ und doch an die Menschen gedenckt: Verdient dann diese Majestät nicht sattsam/ daß man sie das in- und äusserliche an der Creatur besitzen lasse. Es hat ja GOtt den Leib erschaffen sammt dem Geist und Seele/ so sollen ihm dann auch Leib und Seel zugleich dienen: Hertz und Mund sollen zusammen stimmen/ wer diese zertheilt/ der beleydigt ihn. Nicht allein deswegen/ weil er das jenige theilt/ so doch gantz und mit einander ihm zugehört/ sondern vielmehr/ weil man sich stellt/ als verehr man ihn/ da man ihn doch

nur verachtet. Könte man auch den Dienst GOttes und die Ehrerbietung/ so man ihm abstattet / mehr verschändeln / als da man ihm solche abstatt / und nicht einmal ein Gedancken drauf hat; es kommt eben heraus/wie es des Prætorii Soldaten machten / die buckten sich vor ihm/ und gaben ihm dabey eine Ohrfeig. Ja es ist noch schlimmer/ weil mans umkehrt/ und ehrt ihn mit dem Leib/ der das geringste an uns ist/ und beleydigt ihn hingegen mit der Seele / als dem vornehmsten an uns. Gesetzt / diese Heucheley thue denen Menschen etwa ein Genügen; je weniger sie sich darob ärgern / je hefftiger wird GOtt / den sie mit einer solcher Mine verehren/ beleydigt. Warum will man sich doch eiffriger anstellen die Menschen zuvergnügen/ als GOTT? Können sie dann mehr Furcht einjagen als er? Ist er dann nicht mehr liebens werth als sie? Wer solcher Gestalt mit GOtt umgeht / der will ihn seiner Macht und Güte berauben; ein solcher Zwerg unterfängt sich dem Hercules die Keule zu nehmen/ damit

er ihn hernach nimmer straffen könne; der ihm eine Larve vorzieht / damit er ihn unter solchem Vorwandt anfeinden möge. Soll derowegen der / so GOtt seinen Leib wiedmet / ihm auch sein Hertz wiedmen und zu eigen geben; dann wer ihm nur den äusserlichē Menschen giebt / der giebt ihm nur ein leeres phantasma. Wir müssen ja vor den Altar verfaulen / wann die Seel nicht im Leib ist / die ihm das Leben erhält / und daselbst betet: Es ist zum wenigsten das Gebet todt / wann es nicht von der Seel das Leben bekommt / diß geschicht aber / so die Seele nicht bey dem Gebet ist / sondern anderstwo herum vagirt.

Laß dir das Elend der Betrangten zu Hertzen gehen / und beschwere dein Volck nicht ohne Noth mit Auflagen.

XII. Unfehlbares Mittel das jenige vom Volck zuerlangen was man will.

Der reichste Schatz / den ein Herr sich sammlen kan / ist in dem Hertzen seiner Unterthanen; liebet er sie viel / so

so besitzet er auch viel: Ein Volck ist niemals überladen/ wann ihm die Lieb hilfft die Last tragen. Ein Monarch bemühe sich nur um das Mittel/ wie er seiner Vasallen Lieb und Zuneigung gewinnt / so hat er auch ihren Beutel: Denn/ der das Hertz hat / schlägt man nichts ab. Es hat ein Herr keinen Unterthanen in seinem Land / der nicht sein Schatz-Meister sey / wann ihm nur der Herr mit Lieb und affection zugethan ist; ist dahero kein dienlicher Mittel und kein besserer Fund vor grosse Herrn wie sie in ihrem Land einen considerablen Schatz haben und besitzen/ und die Stände zu allem nach ihren guten Belieben disponiren und lencken mögen/ als daß sie sich um ihre Lieb bewerben. Diß können sie nun erlangen / wann sie dem Volck beybringen lassen/ daß sie die blosse Nothdurfft ihres Vermögens und ihrer Güter beraut; wann man nemlich siehet / daß der Staat zu einem rechtmässigen Krieg genöthigt wird / den man ohne seine Schand und ohne grossen Schaden nicht schlüssen noch ändern kan /

sondern zu dessen Fortsetzung man Ehr und Nutzens wegen verbunden ist. Ja man steuret zu des Regenten Lust und Ergötzungen gar gern ein *ziemlichs* bey/ wann nur der Herr nicht viel auf der Hof-Schrantzen Hochmuth wendet; wann er nicht gar zu verschwenderisch hauset / so wird kein Mensch sich in geringsten beschweren; jederman steuert gar gern bey zur Unterhaltung eines treuen Dieners / aber kein Mensch will gern einen Schmeichler reich machen. Ein Herr könte seiner Gewalt nicht ärger mißbrauchen/ als wann er viele Leute in die Armuth bringt/ bloß damit er etwa einen eintzigen bereichere: Der Zweck und das Absehen der gantzen Politic, ist die allgemeine Glückseeligkeit/ wo nun *einer* allein glückseelig gemacht wird/ so muß solches ja der Gegenstand/ und also eben das ärgste und äusserste Unglück des Staats seyn. Derohalben soll ein Monarch/ der gern haben will / daß alles was guts unter dem Volck ist / ihm zum Tribut werde/ es so anstellen/ daß die erste Steuer sey aller seiner Unter-

terthanen Hertzen: Wann man (von Lieb) erhitzt ist / so legt man gern alles weg / was man hat.

Halt fest über den Reichs-Satzungen und Ordnungen.

XIII. Ob ein Monarch über die Gesetze gehet / oder denen auch gehorsamen soll.

Der so ein Gesetz macht / behält sich allzeit die Gewalt vor / darinn zu disponiren; und daher bricht er die Gesetz nie / ob er sie schon so genau allzeit nicht beobachtet / sondern etwas nachsiehet. Der Befehl gehet vom obern auf den untern / und kan ein Mensch in Ansehung sein selbst nicht zugleich Herr und Knecht seyn; giebt also sich selbst / eigentlich zu reden / kein Gesetz / weil das Gesetz im Gebot bestehet; nun aber keiner sich selbst befehlen kan. Jedannoch / wann ein Herr will / daß die Vernunfft regieren soll / und nicht die absolute Autorität und blosse Gewalt / der legt kein Gesetz auf / daß er nicht selbst halte; und führet mehr durch sein Exempel als Befehl die Unterthanen zum Gehorsam der Gesetze an.

an. Trajan legte gar ein öffentlich Eyd ab/ er wolte den Seinigen selbst gehorchen: Er wolte ohne Zweiffel/ daß man sie solte hoch halten; und hatte also diß bequeme Mittel hierzu erdacht/ wie er andern dero respect möchte beybringen. Der Monarch/ so sich seinem Gesetz unterwirfft/ und seinen Verordnungen selbst nachlebt/ der senckt selbige recht in die Hertzen seiner Unterthanen: Er zeigt ihnen daß dessen Leistung nicht unmöglich/ ja daß sie allen sehr anständig/ und löblich seyn werde: Diese drey Ursachen obligiren einen Herrn/ daß er sich der Verbündlichkeit des Gesetzes nicht entziehet. Wer wolte unter den Unterthanen so unbillich seyn/ und sich nicht willig unter solchen Gesetz-Zwang begeben/ wann man davor hält/ daß des Gesetzes eintzigs Absehen aufs allgemeine Beste gerichtet ist; wann kan mans aber füglicher glauben/ als wann ihm der Herr selbst gehorcht? Ich hab gesagt/ daß die Leistung/ so der Gesetz-Geber selbst thut/ eine Anzeigung ist/ daß er nichts unmöglichs beföh-

fohlen; dann so er selbst thut / was er befiehlt / wer will mehr Zweiffel daran haben? Ist dann etwa jemand zärtlicher im gantzen Reich als der König selbst? Kan sie jemand beschweren über die Strengigkeit des Gesetzes / wann es der / von dems gestellt wird / vollziehet? Wann ein Monarch mit dem Exempel des Gehorsams voran geht / so hält sichs jederman vor eine Ehr nachzufolgen. Man steht in dem Wahn / man thue eine Königliche That / wann man zugleich thut / was ein König vollbringt; man bild sich sodann ein / er sey auch ein Unterthan mit / kurtz / man hält sich vor seinen Mit-Gesellen / wann er unser Mit-Arbeiter ist. Hat doch unser Heyland alle seine Gesetze selbst gehalten / zu dem End / daß man sie lieben solte / daß er andere zu dero Gehorsam überredete / und die Gesetze recht Edel machte.

Entdecke das Anliegen deines Gemüths / und dessen Bekümmernus klugen Leuten.

XIV. Ein Herr soll zwar sein Gemüths-Anliegen denen Weisen entdecken / doch nicht so offenhertzig als ein Gemeiner.

Der Schmertz dringet das Hertz / die Traurigkeit erstickt es gar; diß geschicht durch die Unterdruckung der Geister / zumal der Lebens-Geister / die unser Leben erhalten / in dem sie sich durch den gantzen Leib austheilen; und selbiges hingegen ersticken / wann sie in ihrem Ursprungs-Ort liegen und ruhen bleiben. Es kan solche nichts besser aus solchem ihrem Lager heraus bringen / als wann wir unsere Bekümmernus und Gemüths-Beschwernus entdecken / es scheint / als geh die Angst aus dem Hertzen heraus / wann man sie auch nur solchen eröffnet / die sich deren doch nicht annehmen; und diß vielmehr / so mans Klugen entdeckt. Halt ichs also vor gar ein gut Mittel / ein geplagtes Gemüth wiederum zu heilen / daß man mit seinem Anliegen heraus gehe; man ist frey von Gifft / wann mans wieder ausgespiehen hat; und von der Traurigkeit / wann man sie

sie zuerkennen gegeben. Gleichwol hat GOtt kein andere Wohnung als das Liecht / keinen andern Thron als das Unsichtbare/ er verwahrt sich und versteckt sich gleichsam vor unserm Fürwitz durch den allzugrossen Glantz und das Danckle / das ist / unsichtbare / darinn er wohnet. Vielleicht wäre etwa seine Majestät / und wäre so unendlich nicht/ wann er nicht unsichtbar wäre. Könige / die Götter der Erden/ sollen sich so leicht nicht jedermans Augen darstellen / aus Besorg / sie möchten hernach nicht mehr von andern Menschen unterschieden seyn: Sie müssen so viel ihnen möglich ist / dem Volck diß suchen einzubilden/ daß sie mit denen Schwachheiten nicht behafftet sind / die über menschliche Gebrechlichkeit gehen / und daß sie mehr aus Mitleyden/ als aus eigener Schwachheit des gemeinen Manns Sinn und Gedancken gleich kommen. Es würde sie niemand in grössere Gefahr setzen / als der ihre Gemüths-Leyden und Anliegen ohne Unterscheid allerhand Leuten wolte heraus bekennen?

nen? Giebt man doch seinen Leib nicht einmal einem jeden in die Cur; wie viel weniger soll man das krancke Gemüth dem nechsten Besten anvertrauen? Bistu ein Monarch / so entdecke des Gemüths-Anliegen / aber nur dem Klugen / sonst ists um deine Monarchie und Herrschafft geschehen.

Habe deine Lust daran / daß du öffters von GOtt und Göttlichen Dingen redest / und schertze ja nicht mit dergleichen Geistlichen Dingen.

XV. Von GOtt soll man ja ohne Ehrerbietigkeit nicht ein Wort führen

GOtt kan man ohne dessen Verachtung nie im Schertz anziehen / gleich wie unmöglich ist / sich nicht straffbar machen / so man ihn verachtet; GOtt soll unsere unaufhörliche Freude seyn / nicht aber unser Zeitvertreib. Dann was ist Schertz- und Auslachens werth an dieser unendlichen Majestät? Ists auch möglich / daß an seinem vollkommensten Wesen eine Unvollkommenheit / in seiner Allwissenheit eine Einfalt

han-

hange? Kan man doch seinem Wesen nicht einmal einen zulänglichen Namen finden / geschweige / daß man es mit Schertz-Reden verunehren könte. Die Teufel lästern GOtt / weil sie seine strenge Straffen fühlen; aber vexiren thun sie ihn nicht / weil sie die Grösse seiner Vollkommenheit wol erkennen. Was vor grosse Straffen ziehen sich doch die jenige über den Hals / die vermeinen / sie reden gar klug und scharffsinnig / wann sie Zotten und alber Possen vorbringen? Von GOtt soll man niemals ohne Zittern reden / weil er erschröcklich ist; man soll nie an ihn dencken / als damit man ihn anbete / weil er ja das Liebwürdigste ist.

Wir sagen von ihm was wir wollen / so soll es uns entweder zur Furcht oder zur Liebe antreiben; die Furcht hält uns ab / daß wir nicht verächtlich von ihm reden; die Liebe hingegen verursacht / daß wir den Mund nicht aufthun / es gehe dann sein Lob heraus. Absonderlich hüte sich ja ein König dafür / daß er GOtt nicht im Schertz anführe / weil ihr Schertz desto hefftiger

gestrafft wird/ weil er andern ein desto nachdrücklicher und gefährlicher Exempel hinterläst; und weil sie GOtt zu ehren mehr Ursach haben / in dem sie auch ihm an einigen Stucken in der Welt ähnlich sehen. Jener Alphonsus von Arragonien/der sich rühmte / er hätte GOTT noch wol einen guten Rath mit zutheilen/ gab ihm doch diesen nicht/daß er ihn mit einem Donnerstreich zu Boden schmeissen solte; welches doch gleichwol geschahe: Und reucht dieser Spötter allen Monarchen zu einer schröcklichen Warnung noch heute zu Tag.

Halt über deiner Ehr.

XVI. Ob ein Monarch auch seine Ehr kan in etwas aus den Augen setzen.

Der Mensch kan das wol fahren lassen / was er durch seine Müh und Fleiß sich zu wege gebracht; das Geld/ so er mit Schweiß und saurer Bemühung gewonnen / kan er ohne Laster wieder verlieren; Ursach / er ists niemand schuldig zuverrechnen; es ist sein und keines andern. Mit seinen

Glie-

Gliedern hats gantz eine andere Beschaffenheit / und noch viel mehr mit seinem Leben/er kan sich keinen Arm abhauen/ weil der gantze und unverletzte Leib von GOtt kommt. Der jenige ist der eigenthümliche Besitzer des Menschen/ der ihn zum Menschen erschaffen hat/ ihm allein/ und niemand andern steht es zu/ damit zu disponiren nach seinem Belieben; weil also der Mensch nichts eignes hat/ als die Ehr und die Reputation, so er sich erworben/ so kan er auch seines Gefallens damit umgehen. So viel die Ehr belangt/ kan sich der Mensch machen und umbringen wie es ihm beliebt: So haben sich Heilige gefunden / die alle die Ehr ihres heiligen Lebens und Wandels haben unterdruckt / aus Besorg / es möchte solcher Glantz ihrer Gottseeligkeit sie entdecken; sie haben ihre Tugend auch wol verdunckelt/ nur damit sie nicht gezwungen wären sich loben zu lassen. Ja was noch mehr ist / sie haben sich durch verleumderische Zungen gar vor lasterhaffte Leute lassen ausschreyen/ und solches durch

nichts

nichts wiederlegt; es haben sich wol gar einige gefunden / die der Boßheit hülffliche Hand geleistet / bloß damit sie nicht vor heilig erkandt würden. Eine Persona publica, und absonderlich ein Monarch / der kan so nicht verfahren hierinn; seine Reputation ist ihm nicht eigenthümlich zuständig / sie ist der Grund und Stütze seiner Regierung / kan er also der æstim, so ihm von andern zufällt / sich nicht entziehen / daß er nicht zugleich in den ruin seines Stats willigen solte.

Ein Potentat / so sich von seinen Nachbarn verachten läst / giebt seine Unterthanen zum Raub und zur Beute dahin; will er sie anders defendiren / so muß er von andern gefürchtet werden. Dieses ziehet sich alles aus der æstim her / darinn man seine Macht hat / aus der guten geschöpfften Meinung von seiner Frommheit / und aus der Erkandtnus seiner Tugend; wann ein Herr dieses in Wind schlägt / der sucht gewißlich seinen oder seines Volcks Untergang; Der jenige / so hingegen sich und seinem Land Glück-

see-

seeligkeit wünscht/ hält seine Ehr und hohen Ruhm lieb und werth.

Wann du nicht weist/ welche Parthey recht hat/ so tritt auf des Schwachen Seite/ wieder den mächtigen.

XVII. Eine mächtige Parthey soll dem Richter verdächtig vorkommen.

Das ist allein Gerechtigkeit zu nennen/ so man dem Armen die Hand bietet; der ist allein ein gerechter Richter/ der das Recht verthätigt/ und in nichts davon abweicht; so nun ein Richter einer Parthey Ansehen und Vermögen ansiehet/ und darnach richtet/ der conspirirt wieder den Gedruckten. Es können/ eigentlich zu reden/ nur Könige Richter abgeben/ weil niemand besser und nachdrücklicher als eben die Könige sich wiedersetzen können; es erhebt sie ihre Souverainität über alles/ damit sie alles gleich ansehen und betrachten können. Soll daher derjenige Magistrat, der in Gerichten an des Monarchen Stelle sitzt/ auch von solcher Erhöhung etwas an sich haben/

damit er/ weil nichts über ihn ist / alle ihm vor Gericht kommende Partheyen gleich tractiren könne. Es kommt ein vermöglicher und hochangesehener Mann nie vor seinen Richter / daß er nicht viele Dinge mit sich bringe / so dem Richter die Augen blenden können; so stehe nun ein Richter solchen Falls/ behutsam auf der Wache/ und sehe dergleichen prächtige Sollicitanten nicht anders an / als vor Mercurios, welche des Argus Wachsamkeit bemüht sind zuverführen/ und zu keinem andern End mit solchem Pracht und gefüllter Hand zu ihm kommen/ als ihn einzuschläffern. Ein Richter soll immer dem Armen favorabler Gehör geben/ als dem Reichen; da ist Ruhm darbey / weil die Gerechtigkeit und Billichkeit dabey ist; es ist großmüthig gethan/ weil der Arme sonst keine Versprecher hat / als seine gerechte Sache. Ja ein rechtschaffener Richter soll auch sanfftmüthig und gelinde gegen ihm verfahren / aus Besorg / es möchte die Furcht etwas von seiner gerechten Sache unterdrucken; hingegen soll er gegen den

Reichen schon schärffer verfahren / damit sie nicht sich einer Hülff versehē zu ihrem grossen Stand wieder den Armen.

Sey gegen alle deine Hof-Leute gnädig und gütig / doch vergieb von deiner dignität und Würde nichts.

XVIII. Es ist an einem Herrn nichts unanständigers noch üblers zu finden / als die Strengigkeit gegen seine Bediente.

Wie ists doch ein beschwerlich Ding um einen Herrn / der allzeit donnern muß? wie übel sind doch die Bediente dran / so allzeit zittern müssen? Man kan und soll nicht gestatten / daß der Diener des Herrn Mit-Gesell werde / aber noch viel weniger / daß der Herr sein Hencker sey. Erstlich so ist diß ein Zwang / der dem eine rechte Marter ist / so sie an andern verübt; man hat nicht weniger Verdrüßlichkeit / als man andern anthut / wo man Bediente in steter Demuth und Ehrerbietung gegen sich erhalten will: Es ist mehr Gewinn dabey / einen Vasallen seine Lehnpflicht nachlassen / als allzeit in der Bereit-

schafft stehen solches von ihm zu em-
pfangen. Wer kan doch daran ein
Vergnügen haben/ daß er sich sein Leb-
tag verstellt; und nicht einmal ein
freyes Gesicht macht / aus Furcht / es
möchte ein Gesind im Haus etwas un-
anständiges thun. Ich meines Orts
bin zwar wol zu frieden / daß mich ein
Diener ehre / allein es ist mir noch lie-
ber / so er mich nicht im Zwang hält /
und ich meiner Gelegenheit nach Be-
lieben gebrauchen kan; es ist mir eine
von ihm begangene Unhöfflichkeit nicht
so verdrüßlich / als so ich mich *stetig* in
acht nehmen muß/ daß ich nichts einem
Herrn unanständigs begehen möge.
Hat ein Diener Verstand / so kan ihn
der Herr mit Sanfftmuth regieren;
ist er aber ein thumms Hirn/ so wird
ihn gewißlich seine Strengigkeit nicht
ändern: Ein wol beredter Mensch
thut mehr aus Lieb / als ein Böser aus
Furcht. Wann dieses Absehen nichts
über uns vermag/ daß unsere Hausge-
nossen und bediente unsere Brüder / ja
manchmal frömmer als wir / und all-
zeit gleiche Kinder GOttes sind mit
uns;

uns; so last uns zum wenigsten etwas in Ansehung unser selbst/ ja uns selbst zu Lieb thun. Es ist nicht allein verdrüßlich/ daß einer allzeit schreyen und straffen soll/ sondern steht auch sehr übel/ und ist höchst gefährlich; verdrüßlich ists/ weil es uns Zwang anthut; übelanständig/ weil es Aufstoß und Unwillen erregt; gefährlich/ weil uns dadurch die Lust zu dienen benommen/ und die Kühnheit zu hassen eingeflöst wird.

Erhalte und verthätige deiner Unterthanen Freyheit; je vermöglicher sie sind/ je mächtiger bistu.

XIX. Welches einem Monarchen am vorträglichsten ist/ daß er reiche/ oder daß er arme Unterthanen habe.

Grosser Reichthum giebt dem Volck Anlaß zum Müssiggang/ und verleitet sie in ein unordentlichs Leben/ macht sie frech/ daß sie ungehorsam werden/ und giebt ihnen auch Krafft und Mittel in die Hand/ dem Herrn sich zu widersetzen. Aus diesen Ursachen machen einige Politici den Schluß/ daß

der elende und dürfftige Zustand der Unterthanen dem Herꝛn verträglicher sey / als allzu grosse Bequemlichkeit und Ruh; sie wollen auch über diß / daß Könige alles sollen besitzen / das Volck aber wenig / oder nichts; kurtz / daß das Reich eines Christlichen Potentaten dem Türckischen durchaus gleich sehe. Diese Maxim taug nichts / dann sie kehrt den Zweck und die End-Ursach eines guten Regiments gantz und gar um / der da in der allgemeinen Glückseligkeit besteht. Dann wann vielleicht jemand vorgeben wolte / daß die Glückseeligkeit in des Volcks und gantzen Lands Verderben bestehe / das ist / wann der Herꝛ all ihre Güter an sich gezogen / und sie von aller Hab entblöst hat / ists eben so viel / als wolte man Schmertzen / Armuth / Verdruß / ja endliche Verzweiffelung zu demjenigen machen / was der Mensch vor das allerlieblichste in der Welt achten soll. Es ist eine rechte Barbarische Maxime, die einen Herꝛn dahin bringen würde / der ein Vater und gleichsam zeitlicher GOtt seiner Unterthanen seyn soll / daß

er

er anders nichts als plündern/ und der Unterthanen Schweis und Blut auspressen dörffte; und folgte also solcher Gestalt nothwendig/ daß der Regent/ so sonst vor den besten gehalten wird/ der Grausamste nnd Unbarmhertzigste sey. Es ist ein gefährliche Maxim, weil sie die Majestät der Monarchen in Gefahr setzt bey den murrenden gedruckten Unterthanen/ und nebst dem auch in Verachtung und Haß bey dem Volck stürtzt. Wer verzeiht sodann solchen Elenden ihr Klagen nicht? wer billicht nicht die Unterdruckung der Hochmüthigen? Wer lobt nicht den Haß der auf Böß wichte fällt? Diß ist vielmehr meine/ vielleicht der Warheit näher kommende Meinung: ein Monarch muß niemand in seinem Land leyden/ der ihm Krieg ankündigen/ niemand/ der ihn beschämen könne. Der allzu grosse Unterthan kan ihn incommodiren/ der allzu Unglückseelige kan ihm nicht dienen. So lang Franckreich die Hertzoge von Burgund/ von Normandie, und Guyenne gehabt hat/ hats immer unruhige Köpffe gegeben:

Dann dergleichen Unterthanen sind sehr gefährliche Unterthanen. Hingegen wann aber auch alles Volck im Reich in schlechtem und armseeligem Stand wäre / so wären keine Mittel da / wie man dem Herrn dienen solte / auch würde die Lust und Liebe zu dienen verleschen. Muß also ein Monarch weder solche Unterthanen haben / die fast vor sich Herren / noch solche / die fast lauter Sclaven sind.

Beschirme die Geistlichen / und theile die geistliche Beneficia und Güter denen aus / die sich deren nicht unwürdig machen.

XX. Von der Promotion zu den Beneficiis.

Ein frommer Herr beschützt den geistlichen Stand in seinem Reich vor anderer Leute Vergewaltthätigung und Unterdruckung: die Geistliche beschützen ihn hinwiederum durch ihr Vater Unser vor den Anläuffen des Teufels: Jener bedeckt und beschirmt diesen durch seine Macht und Autorität; dieser jenen durch die Andacht. Ein Herr der nicht Sorg trägt / wie er den

Prælaturen des Reichs rechtschaffene Geistliche vorstelle / begehrt auch nicht sonderlichen Nutzen aus deroselben Andacht und Gebet zuziehen; wann er sich so wenig bekümmert um ihre Frömmigkeit / so scheints / als gelts ihm gleich / sie seyn böß oder fromm. Wer beneficia nicht frommen und eiffrigen Leuten austheilt / ja den allerfrömmsten / der raubt den rechtmässigen Erben solcher geistlichen Güter ihr Erbtheil; das ist / er nimmts den Frommen / denen ihre Tugend ein Erbrecht dazu mitgetheilt / und giebts denen Bösen. Wer wolte hier nicht sagen / daß man der Kirch das ihr Zuständige raube / und schencke es der bösen Welt? Daß man fromme Leute vom Dienst GOttes abhalte / damit man dem bösen Feind andre böse Leute davon ernehren könne? Last uns an dem ein Exempel nehmen / der uns obberührte schöne Lehr gegeben: Ludwig der Heilige wiederruffte einstens ein Beneficium, so er einem Abt versprochen hatte / weil ihm derselbe ein schön Pferd zum Danck verehren wolte. Es

wuste dieser unvergleichliche König wol/ daß beneficia nicht vor die gehören / so am meisten Gold besitzen / oder sonst mit ihrem vornehmen Herkommen solche erlangen wollen/ sondern vielmehr armen tugendhafften Personen / die kein ander Erbgut haben / als das Blut ihres Heylandes / und was sonst gute und treue Hertzen ihnen aus Christlicher Liebe mittheilen.

Richte die Ausgaben bey deiner Hofhaltung also ein / daß der Sach weder zu viel noch zu wenig geschehe.

XXI. Niemand soll sich der Mässigkeit so befleissen als die Monarchen.

Es giebt so närrische Köpff bißweilen/ denen nichts gut vorkommt/ was nicht viel Geld kostet. Heliogabalus rührete noch fraß auch keinen andern Fisch / der nicht frembd und von hundert Meilen hergehohlet war: Wer ihm ein guten Bissen wolte auf die Tafel setzen / der muste ihn theuer und nur nicht in der Nähe kauffen. Es soll niemand mehr der Mässigkeit sich befleis-

fleissigen/ in Kleidung so wol als Essen/ dann die Könige. Die Geschichten haben vor eine sonderliche Magnificenz und Pracht aufgezeichnet/ daß Carl der neundte an seinem Hochzeit-Tag seidene Strümpffe angehabt; und wird unserm Ludwig dem Heiligen zu sonderlicher/ und einem Christlichen Monarchen höchstrühmlicher Mässigkeit beygelegt/ daß er nach der Wiederkunfft von der Morgenländischen Reiß ein Kleid von Camelot getragen/ und seine besten Mahlzeiten nicht herzlicher lassen zurichten/ als sonst ein armer Mann essen mag. Ein König bleibt auch unter einem gemeinen Kleid wer er ist. Will er sich schön aufputzen/ so schmücke er sich mit Tugend und heroischen Thaten. Regenten sind des Volcks Exempel; wollen sie nun vom Volck die Ubermaß in Kleidern abschaffen/ so müssen sie in ihren eigenen Aufwendungen gute Maß halten. Wo kommt der übrige Pracht her/den wir heute zu Tag auch in gemeinen Häusern sehen? weil die Edelleute sich wie die Könige kleiden/ seit dem die Kö-

nige es gleichsam GOTT wollen nachthun. Grosse Herrn haben auch noch andere Ursachen / so sie zur Mässigung antreiben sollen; wann sie mit ihrem Vermögen wol und häußlich umgehen/ so giebt das Volck / so solche Unkosten herschiessen muß/ mit desto grössern Freuden. Man glaubt immer / der Herr sey mässig und bescheidenes Gemüths / weil er nicht will beschwerlich fallen; dieser Gedancken erregt in der Unterthanen Hertzen einen grossen Eifer recht zu dienen. Uber diß / so macht solche sonst gewöhnliche Art zu *leben* / daß uns ihre Majestät erträglicher wird; sie benimmt uns dadurch die Furcht / macht uns zuversichtlich / und entsteht so dann aus solcher Zuversicht und gutem Vertrauen anders nichts / als eine hertzliche Lieb und affection gegen dem Herrn. So sey nun ein Potentat mässig/ aber doch nicht abject, uñ der sich gar nichts achtet: Wann ich Ludovici des Eilfften Hut hätte ausstaffiren sollen / so hätte ich an statt der bleyernen/ eine guldne Rosen dran gemacht.

Bit-

Bitte zu GOTT vor meine Seeligkeit und nimm der deinen wol war.

XXII. Der Seelen Heyl soll sich ja ein Herr vor allen Dingen lassen anbefohlen seyn.

Wie ist doch die Sorg und Aufsicht auf das ewige Heyl ein höchst wichtige Maxim vor Könige? zumal/ weil alles andere Beginnen und Vorhaben der Könige dieser fast zu wieder sind. Die Freyheit alles ungestrafft zu unternehmen/ und die leichte Bequemlichkeit es ohne Hindernus ins Werck zurichten; die Schmeicheley/ so sie einnimmt/ die Angriff des lästernden Gemüths helffen das Böse nur allzu gewiß befördern/ und das Gute mächtiglich hintertreiben. Es wäre besser ein Handwercks-Mann seyn / als ein König / wann die Seeligkeit durch die hohe Würde des letztern in Gefahr / und durch jenes armseeligen und geringen Stand in Sicherheit gebracht würde: Ein Sclav wird durch einen seeligen Abschied ein Fürst / ein Fürst durch einen unseeligen Tod / ein ewiger Sclav in

der Hölle. Je mehr nun ein Monarch seinen hohen Stand liebt / je mehr soll er sorgen seine Seele zuverwahren; weil der jenige / so seine Seele auf eine kurtze Zeit verwarlost / seine Hoheit auf ewig verliert.

Philippus der Schöne.

DJe kluge Regierung Philippi des Schönen setzt ihn an eine vornehme Stelle unter den Frantzösischen Königen / sein erstes Vornehmen war / daß er die Gerechtigkeit auf Erden suchte zubehalten / und seine Ministros recht einrichtete.

I. Obrigkeitliche Personen sollen vollkommenes Alters seyn / und daneben Leute / deren Frommkeit und Gottseeliges Leben andern in den Augen liegt.

Es haben alle natürliche Leiber ihre abgemessene Grösse und Maß / darüber sie niemals kommen; Politische sollen es ihnen nachthun. Unter jenen ist allein der Crocodil zu finden / der immer fort wächst / unter diesem ist nichts

nichts als die justiz, so keinen Schrancken und Ziel hat. Diese Tugend besteht nicht in mediocritate, zum wenigsten so viel ihre Ministros betrifft; obs aber dem Reich zum Aufnehmen oder Schaden gedeye / zweiffeln die jenige selbst/ von denen hier geredt wird. Einen Stat bringt nichts eher und mehr in Aufnehmen / als die Waffen und Kauffmanschafft; die Waffen beschützen; der Handel bereichert ihn: Wer kan aber die Kriegs-Last und viele Bemühungen ausstehen / wann er einmal gekostet/ wie ruhig es sich in der Gerichts-Stube sitze? Wer will sich auf die Reisen wagen/wann er versteht/ wie sicher sichs zu Hause leben lasse? Ein kluger Regent kan der Richter nicht zu viel setzen/ wann sie schon mit Klugheit ausgerüstet sind; wann sie aber erst dabey herwachsen sollen / so kommt auch das Gewicht hernach gar unzeitig und jung heraus. Was ist von einem solchen Richter guts zuerwarten/ der voll affecten steckt / und dabey noch ein ignorant ist? Wann hagere und gleichsam schon halb erstorbe-

bene alte Männer wieder ihr Ampt und Pflicht gehandelt haben / so sie ein schön Weibs-Bild vor sich gehabt; was soll man sich zu einer noch wallenden und grünenden Jugend versehen? So sich auch die reiffste Klugheit kaum vor dem Eigennutz erwehren kan / da es scheint / als hätte sie nun in der Welt nichts mehr zu suchen / was wird ein junger Mensch nicht thun / den die Ehrsucht und Wollust noch starck anreitzen / daß er soll lassen aufgehen / und sich prächtig halten.

In dem Philippus beschäfftigt war / gedachter massen / Gericht und Hofstadt einzurichten / fundirte seine Gemahlin das Collegium von Navarre.

II. Ein Herr soll die literas lieben / doch aber dabey andere gute Künste nicht gäntzlich liegen lassen.

Die Scythen halten allein nichts aufs studiren; ein Christlicher Regent / wofern er anders seine Ehr und Ruhm lieb hat / soll auch gelehrte Leute lieben: Die Tapffern machen daß er überwindet / und die Kluge / daß er triumphiren

kan;

kan; durch jene macht er auf eine kurtze Zeit im Leben sich andern zum Schrecken; durch diese aber bey allen folgenden Zeiten beliebt. Daraus ist gleichwol der Schluß nicht zu ziehen / daß sich allerhand Leute aufs studiren legen können; wird auch grossen Herrn hiemit nicht gerathen / daß sie es so leicht und gemein machen sollen. Es ist fast nicht ein Bauer / der nicht auch gern unter seinen Freunden einen Doctor hätte / sind dem mans auf dem Dorffe werden kan. Da man von Rom nach Athen reisen muste / etwas tüchtigs zu lernen / reiseten nur sehr wenig dahin; und diese wenige hatten gute Köpffe und disposition zum studiren. Wann das studiren etwas schwer hergeht / wehlt man die fähigen Köpff desto besser / und durch solche Wahl bekommt man hernach gelehrte Leute. Heute zu Tage findet man in einem Parlament bey uns fast 24000. Schärgen einen Kerl einzustecken / und hingegen kaum im halben Reich so viel Volcks selbiges zubeschützen / nicht / als machte das studiren verzagte Leut /

son-

sondern es kehrt sie von andern Dingen ab. Hätte sich unser Adel in Justitien-Aemptern suchen zu erhalten/ und gienge nach solcher ruhigen Ubung des Gemüths mit dem Degen zu Felde/ so kämen Studia und Waffen fein zusammen / und wäre unsere Pallas nicht eine andere Göttin als die Minerva. Es ist so wenig Vernunfft bey unsern Edelleuten/ daß sie sich schämen Togam zutragen/ und mit Cæsare zu triumphiren. Seit dem dieser Irrthum in Franckreich so sehr eingerissen / wird Franckreich durch die Meng seiner Gelehrten nur ruinirt.

Philippus ehrte das Gericht-Haus / so er selbst erbaut hatte / in dem er als König seine Vasallen anders nirgend richten wolte / als im Parlament zu Pariß.

III. Es befestigt der Könige Autorität und Gewalt nichts mehr als die Ehr / so sie ihren Richtern und Obrigkeiten anthun.

Ein Monarch kan seine Herrschafft nicht bequemer fest und gewisser machen / als wann er seine Richter und

Obrig-

Obrigkeiten ehrt. Dann / zu was End ist ein Richter in einem Land eingesetzt? Ohne Zweiffel / daß er jeden bey seinem Recht erhalten / die lasterhaffte Straffen / und durch Beobachtung beyder dieser Stücke des Herrn Unterthanen in friedlichem Stand / den Herrn aber selbst in Ruhm und hohen Ehren erhalten möge. Zu diesem Zweck und dessen Erlangung steuert nichts mehr bey / als die Ehr / so der Potentat selbst seinen Beampten leistet. Dann eben diese ihnen erzeigte Ehr / setzt sie in den Gemüthern des Volcks hoch / und macht / daß man ihnen so viel desto fleissiger und lieber gehorcht. Wer sich aber dem Minister in Schuldigkeit willig untergiebt / der ist von selbst geneigt / dem Herrn des Ministers die demüthige Unterwerffung nicht zu entziehen / sondern demselben mit Treu und Gehorsam verbunden zu bleiben. Daher haben auch unsere Könige / so offt sie eine importante Verrichtung in Justiz Sachen vorgehabt / solche auf den Thron der Gerechtigkeit und mitten in ihrem Parlament

ment vorgenommen; auch die Gewalt und Beschimpffung gewaltig ressentirt / so den hohen Gerichten geschehen. Frantz der erste / welcher allein unter unsern Monarchen mehr als alle andere gegen seine Obergerichte scharff gewesen / unterließ gleichwol nicht den Arm um eines Sergenten willen in der Schlinge zutragen; und beteuerte / man hätte ihn selbst an seiner grösten Stärcke verletzt. Die Beobachtung der Gesetze macht / daß es umb der Könige Regiment wol stehet; Obrigkeiten und Gerichte halten ob solcher scharffen Beobachtung; darumb sind und bleiben sie es auch / durch welche der Könige und grosser Herrn Regiment bestehet.

Philippi scharffes Verfahren gegen Eduardum, dem Engeländer / brachte fast alle Potentaten in Europa wider ihn auf; aber wiewol sie ihm troheten / lachete doch Philippus ihres trohens nur.

IV. Es.

IV. Es ist bißweilen nicht schädlich / sondern zuträglich / so man des Feindes nur spottet.

Wann eines Potentaten Feind schwach und doch hochmüthig ist / wann er mit dem Streich trohet / und doch die Kräffte nicht hat zuzuschlagen / muß man mehr Mitleiden mit ihm haben / als sich vor ihm fürchten: Die Pravaten sind nur Anzeigungen eines schlechten Verstands / und noch schlechterer Macht.

Wer einen Feind / dem er nicht schaden kan / veracht / veracht ihm nur dadurch seine eigene Thorheit / und erinnert ihn an seine Tapfferkeit. Wann sich ein Herr nur nicht saumseelig erweiset / sondern stellet sich in gute Verfassung / so schadets nichts / wann er gleich sich stellet / als sey er saumseelig; dann eine solche Finde ist nur dem jenigen schädlich / der ihrer nicht wahr nimmt / niemals aber dem / der sie auf die Bahn bringt.

Guy, Grav von Flandern / ward / als er nach Hof kam / allda auf Ordre des Königs in Verhafft genom-

nommen / der ihn durch Versprechungen eines guten Tractaments dahin gelocket hatte.

V. Ein Monarch soll niemand jemals hintergehen.

Augustus versprach dem jenigen Banditen das Leben und noch eine gute Belohnung dabey / der ihm den Kopff Caracotæ des Haupt-Banditen bringen würde; Caracotæ machte sich selbst auf / und kam zu Augusto, der ihm das Leben schenckte und noch eine Belohnung dabey gabe. Dieser Genereuse Herr wolte weder die doppelte *Intention* kennen / noch einige Æquivocation sonst verstehen. Ludwig der Eilffte schrieb an den Feldmarschall Saint Paut, daß er einen solchen Kopff brauchte / als der Seinige wäre / der ihn hernach auf dem Richtplatz abhauen ließ: Die denckle Red verdunckelt deswegen seine Boßheit nicht / sondern sie liegt nur desto heller und klärer am Tag. Des Fürsten Red ist das Fundament öffentlicher Treu und Glaubens; es ist besser hundert mal betrogen werden / als ein eintzig mal betrügen / weil die Einfalt

falt manchmal eine Tugend ; die Arglist aber allzeit ein Laster ist. Zwischen König Johannes / der nach der Spanier Bekandtnis selbst niemals betrogen hat / und Ludovico dem Eilfften ist diß der Unterschied und die Mittelstrasse / wann der Monarch niemals betrügt / aber auch niemals betrogen wird. Ich kans fast eben so wenig leiden / daß man von einem König sagt / er sey verschlagen und arglistig / als so man ihn einen Betrüger nennet ; weil doch die Arglist und der Betrug oder Meineyd auf ein Absehen loß lauffen.

Philippus hatte zwar wol Ursach / seinem Vasallen die Heyrath so er in Sinn hatte / zuverweisen. Er hätte ihn straffen können wegen seiner bösen Intention, aber nicht betrügen sollen.

VI. Ob ein Monarch auch Macht und Fug hat / sich in seiner Unterthanen Heurathen zu mischen.

Eine Privat Person verheurathet sich ; wann sie will / ein Fürst aber / der ein Unterthan ist / kan es nicht thun / wann

wann es sein Monarch nicht haben will; er muß seinen und des Oberhaupts willen dabey haben: Ursach; der gemeine Mann gibt durch seine Verehligung dem Herrn wiederumb andere Diener an seinen Kindern; aber grosse Herrn / die sich verehlichen an andere hohe Häuser ausser dem Königreich / ziehen ihm Feinde zu. Verbindet also eben das Gesetz / welches dem Herrn die Erhaltung seiner Land und Leute empfielt / daß er frembde Vermählungen im Reich hindern solle. Eine unter unsern Königinen / die repudirt worden / und hernach sich an einen König von Engelland vermählet hat / ist an allem Unglück in Franckreich Ursacherin gewesen. Ein Vasall, er sey auch was Standts er wolle / so ist er doch nur ein Glied des politischen Leibs; so muß er dann auch nach dem Rath des Haupts seine Sache einrichten / und des gantzen Lands Nutzen suchen.

Als der Engelländer mit Gewalt nicht vermochte etwas auszurichten / legte er sich auf falsche Griffe; weil der Käyser zu seinem Favor

nichts

nichts vermochte / gelangte er an Bonifacium den Achten.

VII. Päbste sollen und müssen sich bey den Christlichen Potentaten in grosses Ansehen setzen.

Ein Pabst solte billich ein Vater der gantzen Christenheit seyn / und wäre daher werth / daß man ihm auch Ehr und Gehorsam leistete; in solcher Qualität nun vermag er sehr viel / und kan sich zum Schiedsmann machen in ihren Streithändeln.

Dieser Pabst vergaß aber / daß er der allgemeine Vater wäre / und wolte sich zum Herrn über die Könige machen; befahl dahero unserm Philippo, er solte die Waffen niederlegen; falls er sich würde wegern / drohete er ihm mit dem Bann.

VIII. Hochmuth macht die Bitt zu nicht.

Derjenige / so aus absoluter Gewalt und Befehlsweiß das jenige will / was man ihm doch nur aus Höfflichkeit schuldig ist / zeigt seinen Hochmuth / und verliert den Credit darbey.

Wann die Päbste bitten / dann gehorchen die Könige; befehlen sie aber schlechter Dings / so wiedersetzen sie sich ihnen. So bald man Partheylichkeit in ihrem Verhalten verspürt / so ist all ihr Beginnen verdächtig / ja verhast. Bonifacius setzte solcher Gestalt die Lieb / so er gegen dem Primogenito Ecclesiæ tragen solte / aus den Augen / und Philippus den schuldigen respect, den Kinder den Eltern schuldig sind. So lang dieser Pabst in dem Ampt bliebe / das er über die Seelen trägt / untergab man sich seinem Befehl willig und bereit; so bald er aber wieder in die / andern Menschen auch gemeine / Schwachheiten geriethe / fiel auch der schuldige respect bey jederman gegen seine Person.

Man kan Philippum hier kaum genugsam loben / daß er den zum Arbitrum wehlte / den doch sonst sein böser und wiedriger Sinn ihm zum Feind gemacht hatte.

IX. Der

IX. Der allerchristlichste König ist der Kirch mehr Ehr schuldig zu erweisen / als alle andere Christen.

Je mehr ein Sohn guts vom Vater zu hoffen hat / je mehr hat er Ursach seiner Stimm und Worte anzuhören / und sich nach seinem Willen zurichten. Die Ehrerbietung / die alle unsere Könige dem Pabst erwiesen / lehrt die Nachfolger des Clodovæi, was sie dem Stul zu Rom schuldig sind. Es ist war / ein Herr kan einen Unterschied machen zwischen dem Römischen Hof und der Kirch / er kan den Christlichen Rath dieser folgen / und dem unbillichen unterfangen jenes sich wiedersetzen. Zumal wann Rom sich etwa erinnern will / wie ehdessen sein Volck die Welt beherrscht / und einem Burgemeister Könige aufgewartet haben. Zu dem so erhält die Erinnerung der von etlichen Catholischen Königen erlittenen Verfolgungen sie annoch immer in dem Mißtrauen / und vermeint / es werde die geringste Versaumung der Schuldigkeit / so Christlichen Potentaten zukommt / zu einer recht for-

malen Wiedersetzung und Tyrannischen Gewaltthätigkeiten ausschlagen. Und in Ansehung dessen greifft man die jenige an/ vor denen man sich fürchtet/ und thut Gewalt und Unrecht denen/ von welchen mans besorgt. Die Kirch hat nur ein interesse die Leut zu GOttes Erkandtnus/ und dadurch zur Seeligkeit zubringen. Rom aber kan deren noch wol mehrere haben. Soll daher ein Monarch der Kirch nichts böses zutrauen; allein die Römische Anschläge kan er wol forschen/ und ihre Billichkeit untersuchen.

Unser Philippus ließ sich weder des Feinds Trohen abschrecken/ noch Bonifacii Verbot; nach dem man ihm eine Contribution, so er an die Geistlichkeit begehrte/ abgeschlagen hatte/ legt er sie ihnen mit Gewalt auf/ und nahm sie sodann von ihnen.

X. Die Geistlichen sind der Beschwerten in einen Königreich nicht befreyet.

David verschonte in der Noth der Schau-Brod nicht/ er streckte seine

Hand

Hand auch gar aus in die Hütte des Herrn / da er unter den Leuten nichts mehr zu Essen fandte / der allzu grosse Hunger entschuldigte diese irreverenz. Warum solten Geistlichen nicht eben so wol beysteuern / so sie Güter und Vermögen haben? Solcher Gestalt wären sie allzuglückseelige Leute / wann sie nur Vergnügung und das Niedlichste auf Erden geniessen thäten; es müste einem billich verdächtig vorkommen / wann sie nicht auch die Dornen mit kosten solten. Ja sie solten billich mehr geben / als die andere und weltliche; ihre Profession muß sie davon nicht befreyen / und ihnen nur gute feyernde Tage verschaffen. Weil die Herrn Geistliche die Ehre haben / daß man sie auch in das Politische Corpus mitkommen läst / ja daß sie darinnen gar eine noble und hohe Stelle bekommen / so ist billich / daß sie dem weltlichen Stand auch mit einer Hülff beyspringen / wie es ihrem Stand zukommt und es ihr Vermögen trägt. Dann der gemeine Mann / ob er schon dem Herrn mit seinem Schweiß und

Arbeit dienen muß / unterläst doch gleichwol nicht auch sein Blut / das er im Beutel hat / vor dessen Wolfahrt zuvergiessen; der Adel / ob er schon sein Leben dran wagt / entbricht sich jedannoch nicht von seinẽ Gütern dem Staat nach Steuer und Anlagen zu zahlen: Also ob schon der Kirchenstandt und die Geistlichkeit dem weltlichen Regiment ihr Gebet schuldig ist / so befreyt sie doch das nicht vom Zehnden. Und wem wolte sie ihre Güter sparen? Die bescheidene Demuth läst ihnen ja den sonst vielleicht wolanständigen / oder doch zum wenigsten so hoch nicht auszurechnenden Pracht in Kleidern bey denẽ Welt-Leuten und Laicis, nicht zu. Die Bezähmung des Fleisches verbeut ihnen die niedliche tractamenta, weil sie über diß die gelobte Keuschheit abhält / daß sie kein Hauswesen haltẽ dörffen / so entfernt sie selbige auch von der Sorg und Kümmernus grossen Reichthum zusammen zuscharren; es ist nur eine Anzeigung eines geitzigen Gemüths / wann sie sich wegern von ihrem Uberfluß etwas herzugeben / ja auch (so es

die

die Obrigkeit benöthigt ist) von dem Nothdürfftigen.

Nach dem er sich solcher Gestalt wieder seine Feinde gerüstet hatte/ kam er durch fleissiges Antreiben ihrem Vorhaben zuvor/ da sie wiedrum draus wolten.

XI. Es ist allzeit vortheilhafft Kriegen/ wann man Krieg führen muß/ oder von freyem Trieb Krieg führt/ so man den Anfang darzu macht/ und den ersten Streich giebet.

Wer den ersten Streich giebt/ der benimmt dem Feind das Nachsinnen/ und verwirrt seine Anschläge: Es ist gut/ so man den Anfall abtreibt/ besser so man ihm vorkommt und im Angriff selbst der erste ist. Der so zuvorkommt/ giebt an Tag/ daß er sich nicht fürchte/ sondern vielmehr in dem Stand ist/ einem andern eine Furcht einzujagen. Das kan man jederman leicht bereden/ daß ein Herr/ der einem andern ins Land geht/ so viel Macht haben werde/ daß er sich darinnen defendire, und das Eingenommene behaupten werde können; Es bild sich kein Mensch ein/

daß er so unvorsichtig seyn / und sich in einen Krieg einflechten werde / und nicht einmal wisse / ob er auch mehrere Macht habe als der / den er angreifft. Diese Kühnheit jagt dem Feind ein Schrecken ein / und zeigt ihm das Unglück / das er uns gedrohet: Wer denen eine Furcht einjagen kan / denen er schaden will / der hat die That schon halb verricht. Ursach: Die Furcht schlägt nieder und entwaffnet / in dem sie das Gemüth niederschlägt / erregt sie einigen Schmertz / und in dem sie entwaffnet / disponirt sie unsern Feind schon zu seinem Untergang. Es ist so gar wahr / daß eine frische und unverwandte Mine den / der angreifft / erhält / und den Angegriffenen zuruck treibt; daß die vornehmste Kriegs-Häupter den Rath geben / man soll sich stellen / als sey Muth genug da / auch so dann / wann man vor Furcht zittert. Man kommt so leicht nicht hinder diesen Griff / sondern hält ihn vor das / was er äusserlich von sich zeiget. Was kan das Hertz zu Werck richten / das das judicium nicht erdichten

ten könte? Uber diß ist noch ein Vortheil dabey: Es kan ein solcher General/ der dem Feind zuvorkommt/ ihm Zeit und Gelegenheit abschneiden/ daß er sich nicht recht schicken und gefast machen kan; er benimmt ihm die Mittel/ seine Macht auszurechnen und zuüberlegen. Aus solchem Grund gab uns der Marechal von Brisac den Rath/ wir solten den Spaniern nie zu Gesichte stossen/ daß wir nicht mit ihnen schmissen. Diß ist der Frantzosen Natur/ ihr ungeduldiger humor kan nicht leyden/ daß sie ihre attaquen viel überlegen; so/ daß man wol schliessen kan/ sie gehen zuruck/ wann sie nicht fortrucken: Man sagt sodann/ sie seyn schwach/ haben die Macht nicht/ oder fürchten sich sonst. Daß also unter allen Nationen keine den Feind weniger erwarten soll/ als die Frantzösische; weil man uns vor feig hält/ wann wir nicht gleichsam verwegen sind und blind drein gehen.

Guy, nach dem er aller Orten geschlagen wurde/ machte sich zum Graven von Artois, bey dem er vermeinte

meinte/ so viel Autorität wol anzu-treffen/ daß er da ein treues Asylum geniessen könte; und ihn vor so Generos hielte/ daß er ihm eine treulose und falsche Beschirmung nicht einmal anbieten würde. Er kam nach Paris/ fand aber daselbst sein Gefängnus.

XII. Ob des Ministers Versprechen den Herrn obligirt?

Solcher Gestalt wär in einer Monarchie nichts versichert/ wann der Herr durch des Ministers Wort sich nicht wolte obligirt erkennen: So würde aus allen Tractaten nichts/ als eine Betrügerey und Hinderlist werden/ wann der Herr durch deren Wort nicht verbunden seyn will/ die er in diesen Handlungen gebraucht. Ein Potentat verheurathet sich auf eines Gesandten Wort/ warum solte man an der Warheit seiner Zusagung zweifeln/ wann er sie im Namen seines Herrn einem andern giebt? Ein Gesandter ist nichts/ als ein erbarer Verführer des Volcks in des Herrn Land/ wo er residirt; ich hab noch nicht gehört/

hört / daß er ein tugendhaffter Verräther wäre: So dann möchte man ihn vor einen halten / wann das Versprechen / so er in des Herrn Namen thut / den Herrn dannoch nicht obligiren soll. Hieraus schlüß ich nun / daß es den jenigen sonderlich zu rathen / die mit den Bedienten eines Potentaten umgehen / beyleibe nicht in allen / so sie vorbringen / unbehutsamer Weise zutrauen: Man muß die privat-Person unterscheiden lernen von der öffentlichen / und sich bemühen zuerfahren / ob der Herr oder der Unterthan redet. Zu diesem End hat die Politic literas credentiales, Bürgschafften und Ratificationes erfunden / damit man sich vor dem Betrug verwahren / und der versprochenen Treu desto gewisser versichern kan. Der jenige so fahrlässig ist / und sein Bestes in solcher nothwendigen Vorsehung selbst versehen will / mag niemand anders als seine eigene Unvorsichtigkeit anklagen / wann er hindergangen wird; es ist zwar männiglich verbunden / daß er niemand betrüge / allein niemand ist

verbunden zu glauben / daß lauter redliche Leut und keine Betrüger in der Welt seyn. Liegt also einem Minister ob / daß er ja seine empfangene Vollmacht / wie weit sie sich erstrecke / recht erkennen lerne / sich ja genau in den terminis und Schrancken halte / die ihm vorgeschrieben sind / und durchaus in denselben nichts ändere / weder in materialibus noch formalibus: Der Minister ist gleichsam des Herrn Rede / so soll er nun nichts anders als des Herrn Gedancken ausreden; er ist ein Betrüger und kein interpres, so er mehr oder weniger sagt als der Herr gedenckt.

Der Flamander, von der Frantzosen Gewaltthätigkeit aufgebracht / revoltirt / und schlägt unser beyde vornehmste Generalen / zusammt dem schrecklichen Volck das sie bey sich hatten.

XIII. Woher es kommt / daß auch grosse und mächtige Armeen in Schrecken gerathen.

GOtt hat nicht nur Pharao allein mit Mucken und Heuschrecken gejagt; er

er fängt diß miracul so offt wiedrum von neuem an/ als der Menschen Hochmuth sich an ihn machen will. Man schreibt die Niederlag unsrer Armee bey Courtray der Uneinigkeit der Genaralen zu/ und ihre Uneinigkeit dem Neid und der Eifersucht so sie gegen einander hegten. Bediente sich also GOTT ihrer æmulation ihren Hochmuth zu demüthigen/ es war der Anfang und erster Ursprung ihres Unglücks/ das allzu grosse Vertrauen auf ihre Klugheit und Macht. Hätten sie weniger auf Menschen Kräffte getraut/ so hätten sie sich des Göttlichen Schutzes nicht so unwürdig gemacht.

Pabst Bonifacius, der unsern Philippum so offt geschlagen hatte/ theils durch seine heimliche practiquen/ theils durch die Waffen der andern Potentaten/ hielte davor/ nun stünd er in einem Stand/ wo er ihn leicht würde können unterdrucken. Begehrt also an ihn/ daß er bey alle dem unvermöglichen Zustand/ darinnen er sich be-

 fand/

fand/ dannoch ihm eine Armee gegen Orient zuschicken solte/ wuste aber wol/ daß sein schlechter Zustand ihn zwingen würde/ es abzuschlagen/ da er sodann die abschlägliche Antwort vor einen Ungehorsam ausdeuten könte.

XIV. Ein Monarch ist nicht gehalten Krieg zuführen/ wanns dem Pabst beliebt.

Die Noth ist das allerschärffste Gesetz in der gantzen Natur/ es sind auch die Monarchen selbst nicht davon ausgenommen/ und ist eben so unrecht und unbillich/ daß man sie zur Unmöglichkeit nöthigen will/ als es ihnen fället/ solches Begehren zu Werck zu richten. Da Rom unserm Philippo befahl/ wieder die Unglaubigen und Saracener einen Zug zuthun; und da die Ligue Pabsts Pii V. Franciscum primum anreitzte wieder den Türcken zu Feld zu ziehen/ da befreyete sie der üble Zustand ihres eigenen Reichs von Unternehmung solches Kriegs.

Er war auch auf nichts anders angesehen/ als daß man sie möchte dazu

brin-

bringen/ daß sie es abschlagen thäten/ dadurch ihr Unvermögen an Tag zugeben/ oder (welchs noch boßhafftiger gehandelt war) bey andern ihre Treu an der Kirch suspect zu machen. Gesetzt aber/ es wäre ein Herr allzeit in dem Stand/ daß er könte zu Feld ziehen/ ist dann eben darum ein Pabst allzeit befugt ihm zu befehlen? Ja/ wenn Könige des Römischen Stuls Sclaven sind/ wann sie ihre Macht und Würde ihm zu dancken haben. Ausser diesem Fall aber stehets den Päbsten zwar wol an/ daß sie Potentaten bitten und invitiren wieder die Barbarn zuziehen/ aber sie haben nicht mehr Recht sie dazu zu zwingen als etwa die andern geistliche Herrn. Es sind zwar gewisse Gesetze/ die grosse Herrn nöthigen und zwingen/ daß sie der Kirch müssen gehorsamen/ allein es finden sich keine/ die dieselbe nöthigten/ den passionirten Ministern der Päbste zufolgen.

So viele listige Griffe hätten einen andern als Philippum leicht hintergehen/ und so manchfältig Un-

Unglück das Gemüth niederschlagen können; allein er hielte fest gegen alle diese Anfälle / und brachte durch eine treffliche Victorie die Schand und erlittenen Schaden etwas herein. Mons en Penelle hebt gegen den Verlust bey Courtray annoch die Siegzeichen auf; gleichwol ward er auch daselbst überwunden / aber nur durch das Mitleyden derer / die ihn fußfällig um Gnad baten / denē er auch gar gnädige conditiones eingieng.

XV. Obs an einem Herrn eine Klugheit ist / wann er harte Bedingungen an die Gnad hängt / die er einem Uberwundenen erweist?

Ich kan der jenigen Politic durchaus nicht billigen / die ihre aufrührische Unterthanen mit solcher Straff belegen / an der gar verhaste Umstände hangen: Viel weniger kan ich leyden / daß die Bestraffung zu einer Grausamkeit werde. Worzu dients / daß man eines ungehorsamen Unterthanen Nachkommenschafft um ihre Ehr und Glück bringt? Erstlich scheint es un-

Unrecht / daß man des Vaters-Verbrechen an den Kindern straffen will. Warum will man doch eine neue Erb-sünd aufbringen? Wer der Vor-Eltern Tugenden den Kindern zu geniessen giebt / der macht sie nur faul; wer aber ihre Schande auf Kinder und Nachkommen legt / der reitzt ihre Tugend zur Untugend an. Nebst dem so erreicht dadurch diese harte Straff den effect und Nutzen nicht / den doch die Politic sucht; sie mehrt das Laster vielmehr dadurch / sie strafft es nicht; ein lasterhaffter Vater macht seine Kinder solcher Gestalt alle geneigt zu dem Laster so er begangen; dann es treibt sie der Verdruß / daß sie sehen müssen / wie sie unbilliger Weise diffamirt worden / stetig an / die erlittene Ungerechtigkeit von sich zu treiben. Ein Sohn wird / so lang er lebt / gerädert / wann man ihm des Vaters Straff also vorbildet? Letzlich / so bringt auch solches Verfahren den Herrn in ein böses Geschrey / und stellt ihn als einen grausamen vor; weil er seinen Zorn auch armseelige Kinder füh-

fühlen läst/ die ihn doch nicht beleydigt haben. Gesetzt aber/ es vermöchten diese Zeichen seines Zorns die zaghaffte in der Furcht erhalten/ so verursachen sie doch auch Haß bey den Ungedultigen/ sie bringen ihren Zorn auf/ und provociren ihren furorem und Rachgier.

Dieses neue Glück brachte den Pabst aufs neue wieder den König auf/ in dem er ihn declarirte vor einen/ der seiner Kron entsetzt sey; der König appellirte an ein Concilium.

XVI. Was ein Potentat thun kan und soll/ dem von seinen Geistlichen Ubel mit gefahren worden.

Er soll sich erinnern/ daß er ein Christ/ aber auch Herr sey; jenes treibt ihn an denjenigen in Ehren zuhalten/ von dem er etwas aussteht; un̄ sich zuhüten/ daß er ja dieses in ihn tringenden Menschen sein unbilliges Ansinnen nicht offenbar mache. Wann ein Herr in einem Fehler hartnäckiger Weise fortfährt/ so wird derjenige den Fehler nur vergrössern/ der ihn deswegen scharff

strafft; die Gesetze straffen privat-Personen / wofern sie sich nicht daraus bessern lassen; aber gegen einem / der die Herrschafft in Händen hat / und sich nicht bessern will / soll man ja die Straf nicht schärffen: Nicht nur allein / weil es gemeiniglich unmöglich / sondern allzeit schädlich ist. Wer ein faulend Glied von dem Leib abschneidet / der bringt offtmals den Leib dadurch wieder zu recht / wer aber den Kopff selbst wolte herunter hauen / der brächte den gantzen Leib ums Leben. Soll also ein Herr als ein Christlicher Potentat allzeit etwas über sich gehen lassen / den Schmertzen verstellen / und aufs meiste sich mehr nicht als beklagẽ. Als ein Souverainer Herr aber gehe er keck seinem Untergang entgegen / und wo er ihn anderst nicht abwenden kan / als daß er ihn zuruck und auf seinen Urheber treibt / so folge er immer dem natürlichen Noth-Gesetz / welches auch den Tod eines Unschuldigen entschuldigt / wann wir unser Leben anderst nicht salviren können.

Philippus deutet Bonifacio seine

Ap-

Appellation an/ in dem nun der Pabst mit Nogaret dem Gesandten redete/ nahm Colonna, der in der Gesandtschafft mit war/ aus einer privat-Rache Anlaß/ die ihm absonderlich angethane injurien zu rächen/ weil es eben jetzt die Gelegenheit gab/ da sein Herr auch angegriffen worden. Und schlug den armen schwachen alten Mann so starck/ daß er bald darauf vor Verdruß und Schmertzen den Geist aufgab.

XVII. Ein Potentat hat an den persönlichen Verbrechen seiner Minister nicht Schuld.

Wanns dem Minister möglich wäre/ daß er nichts thäte/ als was ihm der Herr auflegt/ so wäre der Monarch auch schuldig alles zuverantworten/ was der Minister begehet. Sagt man doch nicht einmal/ daß der Degen/ der einem durchs Hertz geht/ ihn erstochen hab; weil alle seine Bewegung aus dem bösen Willen herrührt/ der sich des Degens gebraucht/ und von der Hand die ihn führt. Ein Diener

ner ist seinem Herrn nicht so gantz und gar unterworffen / daß er nicht jezuweilen sich solte von seinen Gemüths-Regungen wieder des Herrn Willen / und wieder seine eigene gesunde Vernunfft verleiten lassen. Soll aber ein Herr an des Dieners begangenen Verbrechen schuld tragen / so muß ers ihm befohlen / und gebilligt haben; gesteht er aber solches nicht / ja hat vielmehr einen Abscheu davor und strafft es / so muß man davor halten / es komm eintzig und allein aus der Boßheit desjenigen her / der es ausgeübt / nicht aus Befehl eines andern.

In dem Philippus des Colonne That öffentlich mißbilliget / und sich vor Pabst Clemente, des Bonifacii successore sehr gedemüthigt / siehet man klärlich / wie hoch er den Pabst und den Römischen Stul geehrt hat. Man sahe diesen großmüthigen Monarchen zu Fuß vor dem Pabst gehen / ja er hielte ihm gar den Zaum und gieng neben dem Pferd her / da er in Lion seinen Einzug hielt.

XVIII.

XVIII. Man wird deswegen nicht geringer/ wann man sich vor der Kirch demüthigt.

Die spöttische Michal und ihres gleichen / ärgerten sich allein an dem Andachts eiffrigen David / und trieben das Gespött damit; wer sich vor der Arche demüthigt/ wird deswegen nicht geringer. Ich halte die Abgötterey derjenigen nicht so verwerfflich/ die der Sonne haben Opffer gebracht/ als die den Katzen und Crocodillen; dann die Majestät dieses herzlichen Gestirns kunte sie verführen; da sie hingegen in Anschauung und Betrachtung der garstigen Thiere leicht von ihrem Aberglauben hätten kommen können. Wann man unsere Könige vor den Päbsten hat zu Fuß gehen/ so hat man David gleichsam bey der Archen gesehen; sie haben ihre Kron und Scepter diesen vernünfftigen Alten übergeben / selbige dadurch vor den Thron des Lamms zuwerffen. Ihre Demuth und Unterwerffung hat keinen andern Zweck gehabt als diesen / des Pabsts Krone hat davon nicht zu prætendiren; sie

sie deckt nur Menschen / die mitra ists allein / so GOttes Stadthalter anzeigt.

Carl der Kluge.

I. Welcher unter unsern Königen den Salomon gleicht?

ICh wolte Carln den Salomon unserer Könige nennen / wann er nicht so keusch gewest wäre; es hindert ihn nichts als die allzu grosse Vollkommenheit seiner Tugend / so käme er ihm gantz gleich. Es hätte ihm zwar das Christliche Mitleyden einen Namen können geben / doch hats an deren Statt die Klugheit thun wollen; und diß mit höchster Billichkeit / weil er klug gewest / so lang er gelebt / aber mitleydend und charitable länger nicht seyn können / als eine kleine Weile bey Leb-Zeiten des Vaters.

Johannes wurde in Engelland gefangen weggeführt; Carl ließ sich nicht eher und mehr angelegen seyn / als durch gantz Franckreich zu reisen und seine ranzion aufzubrin-

bringen; einige von seinen Provinzen waren darinn sehr hart / die in Languedoc gaben alles her / auch so gar den Weiber-Schmuck / ihn wiedrum frey zu machen.

II. Eine sonderliche merckwürdige pietät der Kinder gegen ihre Eltern.

Was thut man nicht in Ansehung der Eltern? Weil sie der Ursprung unsers Lebens / ja gleichsam unsere andere Götter sind; so kan man das / so man ihnen schuldig ist / nicht einmal gantz und gar abstatten / als wann man ihnen alles sein Vermögen / und was man vermag / zur Danckbarkeit wiedrum schenckt. Wer die Eltern ehrt / der ehrt GOtt / weil sie GOttes Ebenbild sind. Nichts desto weniger finden sich doch solche Unmenschen / die sie hassen; weil viele Kinder gefunden werden / die der Eltern Tod wünschen; ihr langes Leben ist ihnen ein Verdruß. So aber das Verlangen ein Haus oder sonst eine kleine Erbschafft in Händen zu haben / offtmals einen Sohn antreibt / daß er Dinge thut / die

wieder seine Schuldigkeit lauffen; ja bißweilen den Eltern gar vom Brod hilfft: Was kan nicht die Ehrsucht in dem Hertzen eines jungen Monarchen ausrichten? Wann aber gleichwol eine Tugend zufinden ist/ die das Verlangen nach einem kleinen Gut zuruck halten kan/ was ist das nicht vor ein Ruhm/ wo man eine Kron auch gering schätzen/ das ist/ sie anders nicht als auf zuläßliche Weise begehren mag?

Die Pariser, welche den Regenten genöthigt/ daß er das weisse Häubgen aufsetzen müssen/ nahmen ihn an/ daß er sie wieder Carl den König von Navarra beschützte/ dessen boßhafftes Verfahren sie allgemach anfiengen zu hassen; er wars zu frieden/ daß er kommen wolte/ und sich zu ihnen schlagen; damit er aber einen Argwohn erweckte/ wer sein Haupt-Feind wäre/ willigte er in eine Unterredung.

III. Ein sichers Mittel seinem Feind Abbruch zuthun.

Es ist die gemeine Weise seinen

Feind ins Verderben zu bringen / so man ihn zertrennt; diß geschicht am besten / so man Argwohn und Mißtrauen unter ihnen erweckt. Dahero ist eine der besten Regeln in der Politic, daß man sehe / was vor Nutzen jede Parthey durch die Allianz sucht / und hernach einem der jenigen favorisirt / die dabey interessirt seyn; der gute Willen / den man ihm bezeugt / erweckt bey den andern Verbundenen ein Mißtrauen / dieses Mißtrauen bringt anders nichts als Uneinigkeit / dadurch hernach die Allianz zergeht. Franckreich ist wol nie mit einer unglücklichern revolte geplagt gewest / als da sich Paris wieder König Johannem empörte / der dazumal mehr Mitleyden / als Haß verdiente; so ward sie auch durch den allergefährlichsten Kopff geführt / den jemals Franckreich gesehen hat. Carl von Navarra favirte sie / ein Kopff von trefflicher Subtilität und nicht minder boßhafftig war. Unser Kluger widersetzt sich diesem Spitzfindigen; erstlich giebt er den Parisern zuerkennen / daß die Armee / so ihre Ruh drohet zu-

ver-

verstören / nur deswegen ankomme / damit sie den Navarrer zur Straff ziehen möge. Er incommodirte nur die / so unter den Aufrührern sichs nicht zu starck lassen angelegen seyn / und schont immer der jenigen Güter / die er verlangt erst zu seiner Zeit recht ins Verderben zubringen. Und damit er dem Feind den Garaus machete / läst er ihm heimlich von einer Unterredung schwätzen / verwilligt sie ihm auch / die andere zu überreden / daß sie in Verständnus mit einander stehen. Diesem Exempel sollen andere Potentaten auch folgen / so ruiniren sie ihre Rebellen unfehlbar / wo sie sie nur zertheilen; diß wird unfehlbar geschehen / wo sie Argwohn unter ihnen erwecken.

Der König von Engelland hatte Volcks genug / daß er unsern gäntzlichen ruin hoffen kunte / er führte es auch mitten in das Reich / solchen recht völlig ins Werck zurichten; allein unser Carl überwand ihn / in dem er von einer Zeit zur andern das Schlagen aufschub / und es also schien / als wann

er ihn nicht überwinden wolte.

IV. Ein Herr soll in seinem eigenen Land keine Schlacht lieffern/ wann er nicht darzu gezwungen ist.

Eine mächtige Armee ist zwar billich zu fürchten/ aber man geb ihr nur Zeit/ und zieh sie fein herum/ biß sie verdrüßlich wird / so ists mit ihrer Macht gethan/ und der Schrecken dahin: Wer wol warten kan / trägt den Sieg davon / und überwindet man offt den Feind nur mit Anschauen und Feyren. Solcher Gestalt ruinirte Fabius den Hannibal in Italien / Franz der Erste jagte Carl den Fünfften aus Provence: Wann man denen die Schlacht versagt/ die Schlagen wollen / so erkältet man ihren Sinn / und giebt ihnen Raum und Zeit selbst aus einander zugehen und sich zuzertrennen; in dem sie in einem frembden Land solche Ungelegenheit ausstehen/ giebt man ihnen Anlaß / an das Ihrige zugedencken. Auf Seiten der defendenten ist nichts vortheilhaffters und bessers / als das

War-

Warten und die Gedult. Man gewöhnt die Soldaten unvermuth dahin / daß sie die jenige gering schätzen / von denen sie sich zuvor gefürchtet. Es ist zwar rühmlich / wann man einen Feind an seines Landes Grentzen schlagen und überwinden kan; allein wenig Gewinn ist dabey; weil man ein Reich in Gefahr setzt / und doch nichts bessers nach der Schlacht zum Gewinn hat / als die tode Cörper. Gleichwol wie nun der anfallenden Haupt-Maxim ist / daß sie schlagen sollen / so bald sie in des Feinds Land kommen / also ist der defendenten ihre / die Schlacht zuvermeiden so viel möglich ist: Der / so nur schlägt wann er will / hat den halben Sieg schon weg.

Carl hatte zwey mächtige Feinde auf einmal über dem Hals / den König von Engelland / der ein Ausländer war / und den von Navarra, so innerhalb des Reichs mit ihm kriegte; er fürchtete aber jenen nur um dieses willen.

V. Vergleichung des einheimischen und frembden Feinds.

Der Feind / so uns ausser unserm Land bekriegt / thuts vielmehr aus Ehrsucht als aus Haß. Er wütet so sehr nicht / und geht sonst großmüthiger mit uns um. Er fällt ein Land an / das alle seine Kräffte zusammen setzt ihm Wiederstand zu leisten / da ihm alle / die er siehet den Kopff bieten / und nicht eine einige Hand ist / die sich nicht gegen ihn defendirt: Betreffend den einheimischen Feind / so richtet er nicht nur Uneinigkeit an / und zertheilt das Reich / so er verwirrt / sondern hält den Herrn selbst in Furcht / daß er nicht weiß / wer ihm von seinen Unterthanen Treu oder ein Rebelle mit ist / und ist ein solcher Einheimischer dahero billich vor einen gefährlichern Feind zu achten; erstlich / weil ihn allein der Haß und Neid zum Krieg veranlast / oder weil er an der Gnad des Herrn verzweiffelt / und daher in seiner Untreu hartnäckigt fortfährt / wol wissend / daß ein Monarch / den man ohne Ursach irritirt / je zuweilen Barmhertzigkeit ohne Sicher-

cherheit erzeigt. Kurtz/ ein Rebell ist ein Verräther/ er streit mit wenig Tugenden/ und dem gantzen Hauffen der Laster; der Feind/ so sich ausser dem Reich zeiget/ hat nur billige Ursachen/ oder die doch so gar unanständig und schändlich nicht sind/ ist also auch dahero weniger zu furchten als der Einheimische.

Eine der klügsten Thaten dieses grossen Königs war diese/ daß er zum Feld-Marschall den von Guesclin ernannte: Da fande sich nicht einer der Grossen im Reich/ der solche seine Wahl mißgebilligt/ oder nicht gerne gehorcht hätte.

VI. Ob ein Feld-Marschall absolute Gewalt haben soll?

Man zweiffelt sonst/ ob das Haupt einer Armee absolute Gewalt haben soll im Feld/ oder ob man sie soll einschrencken? das Exempel der Frantzosen wills so haben; Nun haben sie ihre maximen den Römern abgelernt/ die in den wichtigsten Kriegen einen Dictatorem erwehlten. Venedig ist nicht

dieser Meinung; Spanien zeigt im Werck auch ein anders. Man sag mir aber nun welches unter beyden Reichen oder Republiquen am besten und glückseeligsten regiert? Es kommen viele ungereimte Dinge heraus / wann man einem solchen Kriegs-Haupt seine Macht einschräncken will; die dependenz darinn dessen Vornehmen und Thun besteht / macht solches träg; die lange Aussenbleibung der resolutionen macht das Unternehmen zu nichts; ein Anschlag / so von Ferne kommt / ist bald ausgebracht; zu dem kan man ihn nicht recht einrichten / weil man die Umstände in der Nähe betrachten muß / will man sie anders in ein gutes Consilium verabfassen. Geschweige / daß die Schwerigkeit / vom Hof oder einer Regierung ordre zu überkommen / den General irritirt / in dem er siehet / daß man in seine Treu oder Capacität ein Mißtrauen setzt; er wird träger und langsamer in seinem Thun und Ausrichtungen / weil er um solcher Ursachen willen siehet / daß er so grossen Fleiß etwas grosses selbst zu-

un-

LB COBURG Cas

unternehmen/ oder so grosse Macht es ins Werck zurichten/ nicht von nöthen hat. Wie viel hat man sehen Victorien entwischen/ weil man ihnen Zeit gelassen sich zuentreissen? Es ist zwar nicht ohne/ man wagt viel/ in dem man das Glück des gantzen Kriegs dem Verstand eines Manns allein anvertraut/ der ja so offt weit nicht reicht/ als der Verstand ihrer vielen; Wer siehet aber nicht/ wie viel das Glück im Krieg vermag? Wem ist unbewust/ daß ein Feld-Marschall nicht nur streitbare Arm/ sondern auch kluge Köpffe mit sich zu Felde führt/ die ihm überall folgen/ und einrathen können? Dahero ich dann den Ausschlag gieb/ daß Rom und Franckreichs Verfahren mir besser vorkommt/ als der Spanier und Venetianer.

Er gebrauchte sich dieses grossen Generals allzeit fern von dem Reich: weil er sahe/ daß er ihme in Bretagne zu nah war/ ließ er ihn in Castilien gehen.

VII. Ein Herr soll den Krieg/ so fern von seinem Land halten/ als es ihm möglich ist.

Der Menschliche Leib hat keine Gefährlichere Kranckheit/ als die Evexia, welche da ist der vollkommenste Stand der Gesundheit; das Corpus politicum ist in gleichem mit nichts gefährlichern behafftet/ als so es in der höchsten Glückseeligkeit steht: Sollen beyde bestehen und wären/ so müssen sie ein wenig übel auf seyn. Doch muß solche indisposition nicht bey dem Hertzen seyn/ dann diß ist die Quelle und der Ursprung des Lebens: Man kehre die Flüsse ab/ und ziehe sie in die unterste Theile des Leibs/ da werden sie mit weniger Gefahr seyn/ als so sie auf die Lunge fallen. Kan derowegen der Krieg viel bequemer an den Grentzen/ als mitten im Lande/ und noch bequemer in des Feinds Land/ als an unsern Grentzen geführt werden.

Man wills Carln übel ausdeuten/ daß er die Schöne der Reichen vorgezogen; daß er die Erbin von Flandern verworffen/ und an eine

Fräu-

Fräulein aus dem Hause Bourbon sich vermählt hat.

VIII. Heurathen werden im Himmel beschlossen.

Wann man sagt/ eine Heurath sey im Himmel geschlossen/ so wird angedeut/ daß man sie nach einrathen des Gewissens machen soll; und daß es der weltlichen Politic nicht zukommt/ sich eintzig und allein darein zu mengen. Man verheurathet sich Kinder zu zeugen/ soll diß geschehen/ so muß man das Weib lieb haben/ nun liebt man aber gar nicht oder doch selten die Ungestalten. Wann ein Herr nur eine Gemahlin haben will/ so muß er sich eine annehmliche nehmen; hierdurch bleibt sein Hertz an einer hangen/ und durch solche Bezähmung erhält er auch die Ehr bey seinen Unterthanen. In Ansehung dessen nun ist Carl noch zu entschuldigen/ daß er sich die Schöne vor der Reichen erwehlt.

That er auch recht/ daß nachdem er die Flandrische Princessin nicht gewolt/ er solche seinem Bruder gegeben?

IX. Es ist gefährlich/ so man die jüngere Printzen an mächtige Häuser vermählt.

Ludwig der Eilffte / wie ein guter Politicus er auch war / so hat er doch dadurch den Grund zum Wachsthum des Haus Oesterreichs gelegt / in dem er diesen Fehler des Carls nicht zuvermeiden getrachtet. Hätte Maximilianus nicht die Tochter des Hertzogs in Burgund geheurathet / so hätte Carl der Fünffte uns anzugreiffen keine Ursach gehabt / er hätte dann bloß einen Ruhm dadurch suchen wollen/und die Gerechtigkeit der jalousie nicht zum Deckmantel gedient. Wer den jüngern Printzen reiche Weiber schafft / der kaufft den Aeltesten nur Feinde dadurch/ und giebt jenen die Waffen in die Hand wieder sein eigen Fleisch und Blut: Aber weil auch in dem ein grosser Schatz steckt/ so ein Weib tugendhafft ist/ warum wolte man dem Bruder diesen Reichthum der Tugend nicht gönnen? Mache man/ daß der Bruder einen lieben müsse / so wird er ihn nie verfolgen: Carls Verfahren entschul-

schuldigt die löbliche Natur Philippi des jüngern Bruders; wär er nur so ein guter Vetter gewest / als er ein guter Bruder war / so hätte unser Carl hierinn keinen Fehler begangen.

Weil unser tapfferer Carl den König von Engelland nicht mit Worten kunte zur Billichkeit bringen / grieff er ihn mit den Waffen an; solche zu rechtfertigen vor der Welt / gab er ein Manifest aus / welches jederman sein Vorhaben und gerechte Sache erweisen solte.

X. Ob ein Monarch wol dran thue / so er seine Intention dem gemeinen Mann offenbahret?

Könige haben zwar keine Obern auf der Welt / aber wol Tadler; gleich wie ihr Leben jederman in den Augen liegt / also hat auch jederman etwas dran zu richten: je weniger Macht man hat sie zu straffen / je mehr nimmt man sich Freyheit sie zu urtheilen. Es bekümmern sich wenig Leute darumb / daß sie die kleinen Würmgen betrachten / die im Koth funckeln; aber kein Mensch ist fast zu finden / der nicht ein

Aug lasse gen Himmel schiessen / dessen Glantz zu bewundern / ja der nicht noch curioser sey / den darneben / fallenden Schatten und das Dunckle zu untersuchen. Thut also ein Potentat gar wol und löblich / wann er einen Krieg vor hat / oder sonst etwas neues einführt in seinē Staat / daß er dem Volck davon sagt / und entdeckt ihnen auch die Ursachen desselben. Dann in dem er ihnen diese Ehr anthut / gewinnet er ihnen das Hertz ab ; und ist nicht wol jemand zu finden / der nicht glaubte / ein so bescheidener Herr könne keine Gewaltthätigkeit verüben. Nebst dem hält man schwerlich dafür / daß bey einem so solennem Anfang eines Kriegs / der Krieg selbst könne unrecht seyn : man hält nur das in Verdacht / so verdeckt und verstellt wird. So gibt nun ein solcher Herr öffentlich sein bescheidenes Gemüth an Tag / der sein Volck solcher Gestalt gleichsam zu Rath ziehet ; durch die Bescheidenheit sollicitirt er ihre höffliche Hand / und triumphirt über ihre Lieb.

Carl thate noch mehr / und ließ

sich

sich daran nicht begnügen / daß er seine Intention aller Welt hatte zu erkennen gegeben / er unterwarff sie auch der Censur des Parlaments / und protestirte / daß er durch dero Rath / falls er besser wäre / als der Seinige / seine Meinung ändern wolte.

XI. Was und wieviel Richter und Parlamenta vermögen gegen den Herrn?

Es bestehet ein Potentat gleichsam in zwey Personen / es ist da Alexander, und der König / Alexander kan fehlen / weil er ein Mensch ist ; der König fehlet niemals / weil er vor sich klug ist / und kluge Leute umb sich hat. Zu dem End thun Potentaten gar löblich / daß sie / aus Besorg / es möchte der Mensch eine Schwachheit begehen / zwischen beyde Gesetze aufrichten ; diese Gesetze kommen vom Herrn her / und suchen das jenige auszurichten / daß der Mensch im Zaum gehalten werde. Könige haben auch zweyerley Willen : so sie etwas befehlen / das unbillich scheint ; und es unmittelbarer Weise

selbst

selbst thun / das ist / ihren gäntzlichen Willen und Meinung erklären / da stehet denen Gerichten mehr nichts zu / als eine demütige Remonstrirung / dann er ist und bleibt doch Herr. So er aber durch seine Bediente etwas befehlen läst / oder durch Staats Ordinantzen / da können sie sich wol dawieder setzen / weil ers nur hat angezeit / daß es sein Wille sey. Es weiß der Herr selbst wol / daß die Affecten der Minister bißweilen seiner Gewalt einen Eingriff thun / und der Mensch oft etwas vor Königs Befehl ausgibt / da es doch anders ist. In Ansehung dessen / befahl Antiochus, man solte seinen Verordnungen nicht gehorchen / so sie seinen Gesetzen zuwieder wären ; solcher Gestalt allein ist man Alexandro ungehorsam / damit man dem Monarchen gehorchen möge.

Ob wol unser kluger Monarch den schuldigen Respect bey allem seinem Volck sehr wol verdiente / so fand sich doch so ein Unmensch / der so grausam war / daß er auch sein Leben antastete ; und es zu so

einer

einer lasterhafften That ausbrechen liesse / daß er ihm durch Gifft den Rest zu geben suchte.

XII. Der so mit Gifft vergibt / ist unter allen Menschen-Mördern der schlimste.

Man kan des Menschen Leben nicht sicherer den Krieg ankündigen / als so man sich des Giffts bedient ; es vermuth sich niemand seiner verrätherischen Dück / theils weil mans an sich selbst vor gar zu lasterhafft hält / theils weil mans von Freunden gar nicht vermuthete. Alle andere Arten des Tods greiffen den Menschen noch kühnlich und frisch an ; sie lassen zum wenigsten einem die Macht nach / daß er seinem Willen nicht selbst drein geben / und zu seinem Unglück helffen darff / aber die Art des Tods / so sich in unsere Speisen einschleicht / zwingt uns / (wo wir anderst leben wollen) daß wir sterben. Man weiß endlich aus allem angethanem Unrecht und Gewalt / noch eine Entschuldigung zu finden ; nimmt uns der Zorn ein / so heists / man hab die Sach nicht überlegen können / und

ist

ist also in etwas entschuldigt / dann es muß nicht nur bloß die Hand das Werck verrichten / sondern die Vernunfft auch drein willigen / soll anderst die That eine recht lasterhaffte und straffbar werden. So nun die Affecten eine That in etwas entschuldigen / ja dieselbe wol gar unstraffbar machen / wie viel wird dann eine mit Haß vorbedachte boßhaffte That / und die noch dazu mit Klugheit geführt wird / ärger seyn als alle andere?

Der von Guesclin Feld-Marschall in Franckreich / empfieng auch nach dem Tod die Belohnung seines Lebens; er hat sich nie vom Interesse Carls abgezogen; drumb wolte ihn auch Carl von seiner Person nicht absondern / und sihet man ihn noch heute zu Tag bey seinen Füssen in der Kirch zu St. Denis begraben.

XIII. Es wird manchmal übel aufgenommen / so man sich umb den Herrn gar zu wol verdienet macht.

Ein guter Herr kan seinem treuen Diener seine gute Dienste nie zu viel beloh-

lohnen; er sihet das Hertz / nicht die Faust an; er misset das Werck nach der Intention, und will / daß das jenige alles soll groß seyn / was er von ihm sihet / weil das / so er in dessen Hertzen nicht sihet / kan groß seyn. Machts also nicht wie diejenige / so einen Dienst nie recht ansehen / besorgende / sie möchten ihn sonst / nach sattsamer Erkandtnus / vergelten müssen. Sie meinen / wann sie einen Dienst nicht billichen / so seyen sie entschuldigt / und dörffen ihn nicht recompensiren: Es ist ein wunderlicher Lohn / so man eine Verrichtung und einen geleisteten Dienst damit will bezahlt haben / wann man ihn tadelt. Wer einem solchen undanckbaren Herrn zuviel zugefallen thut / der beleydigt ihn / da muß ein vortrefflicher Dienst vor ein Laster passiren / der wol eher gestrafft als belohnt wird. Daraus fliesset nun die Lehr / daß ein kluger Minister sich ja niemals soll mercken lassen / daß er der Belohnung / sondern vielmehr allzeit des Favors und der Gnade vor seine Dienst erwarte. Hierdurch unterwirfft er sich

dem

dem Herrn (das er dann verlangt) und verbindet sich auch dem Herrn nur desto mehr / da er sonst nach empfangener Belohnung der Obligation den Herrn entbinden thäte. Gott kan die Belohnung unserer guten Werck zuruck halten/weil diese Werck mehr von ihm als von uns herkommen. Könige ahnen zwar sonst in vielen Stücken Gott nach / allein sie sehen zu / ob sie es auch mit Fug in diesem Fall thun können.

Des Feldmarschalls Tod schlug Carl eine grosse Wunde / und der darauf folgende Hintrit seiner Gemahlin brachte ihn gar umbs Leben.

XIV. Die Lieb / so ein Herr zu seinem Geblüt trägt/ist eine Prob/wie sehr sie ihren Staat lieben.

Ich weiß nicht/ob grosse Herrn Götter oder Statuen sind / wann sie sich nichts lassen zu Hertzen gehen : Das weiß ich wol / daß es unmöglich ist/daß sie ihr Volck und Unterthanen hassen können / so sie ihre eigene Blutsfreund lieben. Diese natürliche Zuneigung erstreckt

erstreckt sich auf alle / welche grosse Herrn verbunden sind / als ihre Kinder anzusehen ; der Unterthan aber selbst besitzt diese Qualität auch / weil er nicht allein das Leben vom Regenten hat / sondern auch das Glück und die Wolfahrt des Lebens.

Das Louvre **und** St. Germain **so er erbaut hat / die Kriege / so er geführet / und die Schätze so er nach sich gelassen / sind unfehlbare Proben / daß** Carl magnific, **und gleichwol dabey ein guter Haushalter gewesen.**

XV. Von Zurathhaltung der Finantzen.

Das Geld ist der Nervus des Kriegs / und das Blut und Marck des Volcks; wann man nun dem Volck zu viel Blut heraus läst / so lassen diese Nerven nach / werden matt / und gehen endlich gar zu Grund. Das Geblüt ist niemals besser / als wanns in den Adern bleibt / daraus mans läst ; da ist sein natürlicher Sitz ; anderswo wirds verdorben / ja hilfft andere Sachen auch verderben. Es ist zwischen dem Geblüt

blüt und Geld eine grosse Analogie: wanns der Herr in der Unterthanen Kästen läst / so wirds erhalten / und bleibt dabey annoch im Hertzen die Lieb gegen dem Herrn. Er kan seine Lieb gegen die Unterthanen nicht besser bezeugen / als wann er ihr Vermögen nicht lieb hat; die beste Prob aber/daß ers nicht liebe noch begehre / ist / daß er mässiglich damit verfahre / und es nur in dem Fall der Noth angreiffe / wie man mit einem Heiligthum etwa umbgehen und es gebrauchen mögte.

Er war nicht allein ein guter Oeconomus in seiner Unterthanen Gütern/sondern ordnete auch alles der Gestalt an / daß Carl, der ihme zwar im Reich / aber nicht an der Tugend Succedirte / solche nicht verschwenden kunte/ wie von seiner Leichtsinnigkeit zubefahren war. Thate derowegen solche Vorsehung: Er ließ aus alle seinem Gold einen Hirsch giessen/(andere sagen ein Crucifix) damit der Successor genöthigt wäre / allen

Schatz

Schatz entweder miteinander weg zugeben/ oder zubehalten.

XVI. Welches Laster an einem König schändlicher stehe/ Geitz oder Verschwendung?

Die Verschwendung ist ein prächtig und magnific Laster / der Geitz aber ein schändlich und verächtliches Gebrechen an sich selbst ; Scheinet also / es gehöre jenes nur vor Leute die in grossem Glück stehen / dieses aber sey eigentlich nur vor geringe und schlechte Leute : Themistocles sagte einest zu seinem Knecht/er solte einen Beutel mit Geld/ den er ungefehr zu seinen Füssen antraff / aufheben / weil er nicht Themistocles wäre. Ich gestehs / wer mit dem Hertzen an dem Gold hangen will/ muß so ein niedergeschlagen und schändlich Gemüth haben / als der Koth ist / daraus man das Gold ziehet. Es ist nichts so läppisch und verächtlich / als ein grosser Herr mit einem Bettelsack; ein gemeiner lumpen Kerl/der nach seiner Bequemlichkeit lebt/ ist besser als dreyssig solche geplagte Monarchen. Dannoch ziehe ich umb einer Ursach

willen den Geitzigen dem Verschwender für; es kan ein Herr nichts wegschencken / die Unterthanen füllen ihm dann die Hände durch die Contributiones; wann er nun an sich hält und genau ist / so kan man ihn vor einen Herrn halten / der sein Volck nicht unbillich zubeschwehren begehrt; und der Schein dieser Tugend entschuldigt in etwas das obbemeldte Laster. Ein Herr der allen gibt / der nimmt auch von allen / wird von allen verflucht und gescholten.

Als Carl nunmehr den Tod vor Augen sahe / empfahl er ernstlich seine Seele Gott / und hernach den Staat seinen Brüdern / und wegen des Staats und Reichs auch seine Kinder.

XVII. Wann grosse Herrn ihr Land und Leut recht lieben / so lieben sie auch ihre Kinder recht.

Ein Monarch / der sich zu sehr liebt / der hat seine Unterthanen selten recht lieb / und hat sich daher von ihnen auch keiner Lieb zugetrösten: Die selbst-Lieb stellt ihm kein anders Interesse, als sein eigenes

eigenes vor: Wer der gestalt auf sich schaut / der hat wol auf niemand anders kein Aug. Hingegen wann es scheint/ als negligir ein Herr seine eigene Kinder/ damit er nur seiner Vasallen sich recht annehmen möge/ der sorgt vor seine Kinder mehr/ als man meinet/ er gibt ihnen so viel Tutores, als er Unterthanen hat. Ist nicht diß die Ursach/ daß man Carl den sechsten / unsern Carls des Klugen ältesten Sohn/ den beym Volck beliebten nennet? Von diesem unvergleichlichen Fürsten mögen nun andere Potentaten lernen/ wie auch sie es machen sollen / daß man sie nach ihrem Tod betaure/ und es auf seine Weise anstellen/ so werden sie auch ihren Nachkommen die Liebe und Zuneigung des Volcks hinterlassen.

Carl der Sieghaffte.

Dieser Herr/ dem die glückliche Successen seiner Regierung den Namen des Sieghafften gegeben/ fieng den Staat an zu regieren ehe er noch König war; des Vaters

Lieb so er ihm erwiesen/verursachte ihm bey der Mutter einen grossen Haß.

I. Weiber Affecten übertreffen der Männer.

Kein Zorn ist über Weiber Zorn/ ja es ist ihm keiner gleich; eine Manns-Person hat mehr Vernunfft und Großmuth als ein Weib. Es hält ihm die Vernunfft für/daß es ruhmwürdig ist/ ein Unrecht auszustehen; und einem Großmüthigen wol anstehe / solches nicht groß zu achten. Hingegen bildet sich das schwache Weibsvolck ein / man werde ihnē vor eine Zaghafftigkeit ausrechnen / was genereuse Mannspersonen aus allzu grossem Muth nicht achten/ und bleiben daher halsstarrig auf dem Vornehmen sich zu rächen. Alle Weiber-Affecten sind übermässig; zu Rom fand sich eine Mutter/die sterben wolte / wann nur der Sohn zum Regiment gelangete. Agrippina ist ein recht Miracl der Mutter-Lieb: Franckreich verflucht Ysabellano noch/ die ihr wütendes Hertz zu vergnügen / in den Tod und die Schande ihres Ge-

blüts

bluts willigte. Kurtz/es ist kein Affect an einem Mann zu finden / der den Affecten der Weiber gleichete: Das Wetter schlägt leichter in ein Corpus ein / das beweglich ist / und nachgibt / als in die Erde / deren Festigkeit die masse aufhält.

Nach dem sich der Todfall Johannis von Burgund zu Mentereau begeben / auf Befehl (wie einige davor halten) oder doch zum wenigsten auf Nachsehen und Connivenz des Dauphins, erbitterte seine Stiffmutter (dann es verdient eine solche Megæra keinen andern Titul) über die massen sehr. Nach diesem traurigen Fall/den hernach ein weit greulicherer rächete/ theilete sich Franckreich / und fiele theils der Mutter / theils dem Sohn zu.

II. Ein Minister soll einem Herrn nicht folgen / wann er unrechte Sachen befihlt.

Wann ein Herr etwas begehrt/das wieder die Vernunfft ist/ so ist der Diener der Gehorsamspflicht entbunden /

ja gar verbunden/sich zu wiedersetzen; dann es wäre doch sein Gehorsam ein Laster gegen Gott / und ein Unrecht gegen dem Herrn. Die Politic soll nicht einmal verbunden seyn / daß sie dem Gewissen Gehör gebe; sondern nur bloß auf des Herrn Nutzen sehen: Wer das thut / was ein Herr im Zorn befihlt / der thut das jenige / was dem Herrn sein selbst eigener Tyrann befohlen hat: Und ist also nicht ein Diener seiner Gerechtigkeit / sondern der Scharffrichter / so die Urtheil seiner Affecten exequirt. Es pflegt ein Herr nach der Hitz das jenige immer mehr zu billigen / so er im Zorn thut oder befihlt zu thun; daß man ihm also recht dient / in dem man ihm widerstehet; und zuwieder thut / in dem man seinen Willen in solchem Fall gut heisset. Ludwig der eilffte straffte die / welche ihn abgehalten / daß er sich nicht vom Fenster hat können herunter stürtzen; wird aber kaum seines gleichen finden: Es will ja kein Mensch / daß man ihm soll zu seinem Schaden dienen/ich meines Orts verlang mir lieber einen Diener/

ner / der faul / als der ein Furchtler und Narr ist.

Carln trohete man nur damit / daß er seines Reichs solte verlustigt seyn; da man ihm die Nachricht brachte / er sey als unwürdig zur Kron erkläret / appellirte er gleich zu Gott und seinem Degen.

III. Verzweiffelter Zustand machet behertzt.

Vielleicht wäre der Sieghaffte / nur ein gemeiner König geblieben / wann ihn die Verfolger nicht gezwungen hätten / etwas sonderbars und vortreffliches zu werden: Juno, die dem Herculi Monstra vorstellte / zwang ihn auch / daß er ein tapfferer Held werden muste. Es ist ein heilsamer Rath vor den Ruhstand eines Reichs / wann man die in Ruh und Müssiggang erhält / die solchen verstöhren können; hingegen kan man einen tugendliebenden Menschen nie antasten und ihm zuschaffen machen / daß man ihn nicht auch solte unterrichten und vollkommener machen; alsdann sind alle Solda-

ten tapffer / wann es unvermeidlich ist / und man sterben / oder sich defendiren muß: Die Noth macht doppelten Muth. Es hätte Carl der Achte nimmermehr die berühmte Schlacht bey Farnue gewonnen / wann ihn nicht gantz Italien zu schlagen gezwungen hätte. Aus allen diesen Maximen zieht die Politic diese Lehr: man soll dem Feind eine güldene Brücke bauen. Themistocles ließ dem Xerxi beybringen / man sey vorhabens die Brück abzubrechen / darüber er sich salviren könte. Cæsar, der wol so ein guter Kriegsmann als einer jemals gewesen / ließ den Teutschen eine aufbauen. So gar ist es wahr / daß man unvernünfftig handelt / so man den Feind zwingt genereus und tapffer zu seyn. Carl der Achte wäre ohn allen Zweiffel ins Verderben gerathen / wann man ihm nur darzu Zeit gelassen hätte.

In dem sich alles rüstete Carln dem Garaus zumachen / erweckte ihm Gott einen Beschützer / der alle ihren menschlichen Witz zuschanden machte: Man führete

ihm

ihm von Vau couleur ein jung Mädgen zu / welches betheurete / es sey vom Himmel gesandt / seine Feinde zu überwinden.

IV. Warumb sich Gott / die grösten Miraclen außzurichten / der Weiber bedient?

Es waren in Judæa zu Zeiten der Judith und Debora / Kriegsmänner genug; Jahel wars nicht allein / durch deren Hand Sissera hatte sterben können.

Zu unserm Vorhaben zu kommen / so ist gewiß / daß Franckreich nie solche tapffere Helden gehabt / dann damals / als die Jungfer von Orleans sich præsentirte. Warumb wolte aber Gott sich nicht dieser vortrefflichen Leute / sondern eines armen schwachen Mädgens bedienen? Wann er will zeigen / daß er allmächtig / so macht er eine Welt aus einem lautern nichts / wann er will / daß man seine Hand erkennen soll / verbirgt er des Menschen Hand. Wir bilden uns gleich zu viel ein / wann wir nur ein wenig unsere Krafft und Klugheit erblicken; verwirfft also

Gott unser Thun / damit er seine Assistenz erweise. Der Himmel thut nur sodann Wunder / wann die Erde keine Krafft mehr hat. Gott sucht solche Werckzeug hervor / die ihm nichts von seiner Ehr in der Einbildung / und dem Gemüthe des Menschen rauben können.

Dieses Hirten-Mädgen ward von einem seiner Getreuesten vor den König gebracht; der sie gleichwol eher nicht annahm / als nach den sie von den Gelehrten examinirt, und ihre Sendung war vor gut befunden worden.

V. Er wolte lieber zu viel als gar nichts glauben.

Weil der Teufel Gottes Aff ist; und die Weibsleut bißweilen schwaches Hirns sind / muß man ihre Offenbarungen fein genau untersuchen. Gleichwol soll die menschliche Klugheit sich dabey nicht gar spitzfindig erzeigen / und durch ihr vermeintes allzugrosses Liecht sich lassen eine Verblendungs-Decke vorziehen. Es ist besser / zu viel / als nicht genug glauben; dann

dann jenes macht nur/ daß wir je zu weilen betrogen werden; dieses aber/ daß wir endlich gar nichts glauben. Die Leichtglaubigkeit ist zwar das gemeine Laster der andächtigen Weibergen; aber dessen Contrarium ist des Teufels eigentliches Laster / der glaubt gar nichts / und kan auch nicht darzu bewegt werden. Wie einfältig ein alt Weib ist / so wolt ich doch lieber ihre Schwachheit / als des Teufels Hartnäckigkeit an mir haben.

Ein wunderlich Ding! Carl sahe daß die Engelländer einen Sieg nach dem andern davon trugen / und er verliebte sich unter dessen: Einer unter seinen Leuten/ die mit und umb ihn waren / faste das Hertz und sagte ihm / er hätte sein Lebtag von keinem König gehört/ der eine Kron mit solcher Freudigkeit verlohren hätte.

VI. Woher es kommt/ daß tapffere Leute gern verliebt seyn.

Ich laß mir nicht wunderlich vorkommen / daß die Lieb die Klugen verblendet / weil Salomo durch sie zum

Einfältigen worden; daß sie Starcke zuboden wirfft / nach dem Samson ihrem Angriff gewichen: Daß aber Hannibal allen Frucht und Nutzen seiner Victorien verliert / und ein Weib über seine Triumph triumphirete; daß Antonius Rom und das Römische Reich verlåst einem Egyptischen Weib zugefallen / solches ist meines Erachtens / billich einer Verwunderung / ja wol gar einer Verbitterung werth. Es ist fast nichts gemeiners / als daß tapffere Leute verliebt sind. Kommts nicht daher / weil die Verliebte eben das Temperament so bey Kriegsleuten zu finden/auch an sich haben? Das Blut regieret in Beyden; doch auf unterschiedliche Weise / weil der erste dahin abzielet / wie er einem das Leben benehmen oder erhalten möge; der andere aber sein Absehen hat bloß das Leben zu erhalten und vergnügt zu machen. Vielleicht entstehets daher / weil man durch freundlich Liebkosen das Jenige wieder begehrt herein zubringen/was man durch die Grausamkeit hat verderbet und zugrund gerichtet.

tet. Dem sey nun wie ihm wolle / so bleibts doch dabey / tapffere Leute sind gemeiniglich verliebt.

Agnes die der König lieb hatte / wuste doch so mit ihrer Lieb anzuhalten / und auf ihr Glück zu schauen / daß sie ihm ihre Gunst und Liebsbezeigungen allzeit umb eine Schlacht verkauffte / oder doch anderst nicht als umb einen sonst Considerablen Vortheil überliesse.

VII. Der Mann ist schwächer als das Weib.

Der Mann thut unrecht / so er seine getriebene Uppigkeit dem Weib zuschreibt; ich schäm michs fast zu sagen / es ist selten eine Mannsperson / den nicht eine Weibsperson etwa einmal über den Tölpel geworffen und überwunden hätte; hingegen gibts der Weiber sehr viel / welche auch die künstlichste Courtisanen nicht überwinden und einnehmen können. Indem wir auf ihre liebliche Minen und andere reitzende Stück die Ursach zu schieben suchen / klagen wir unsere eigene Schwachheit nur dadurch an. Wer

solte sich nicht lassen Wunder nehmen/ daß Carl der siebende sein Reich und Ehr hindan setzt / damit er nur mit seiner Matresse sich ergetzen könne? Wer will sich nicht noch mehr darüber verwundern / daß diese Matresse den König von sich und zu seiner Armee jagt / wann er mit ihr löffeln will? Man kan diesem sonst sieghafften König billich vorrucken/daß er einer Dame zugefallen sein Königreich in Gefahr gesetzt; dabey aber dieser Dame dancken/ daß sie sich ihrer Schönheit und seiner Affecten so künstlich hat zubedienen gewust/ daß sie ihn dadurch abgehalten / eines andern Vasall nicht zu werden. Man hat wol Monarchen gesehen / die ein mächtig Reich verlohren / und doch dadurch nicht einmal eine Weibsperson gewinnen können; und in gleichen weiß man von Weibspersonen / daß sie auch grosse Potentaten nicht geachtet / wann sie ihr Reich haben gering geschätzt / und auf deren gute Verwaltung und Beschirmung kein wachsames Aug gehabt.

Die Jungfer von Orleans steuerte nicht

te nicht wenig bey / daß Carls verliebtes Gemüth wieder zu recht gebracht wurde ; sie diente auch trefflich darzu / daß das Volck gäntzlich dafür hielte / seine Sache wäre vom Himmel beglücket.

XIII. Es befördert eines Herrn Sache nichts eher und mehr / als so man glaubt / er stehe mit Gott wol.

Es ist sehr wol bekandt / und wird öffters angeführt / daß sich Numa dadurch in Credit brachte / und Rom zwang seine Gesetze zu respectiren / da er sich stellte / als hätte er mit der Göttin Egerie geredt. Es ist nicht ein Gesetzgeber unter den Heyden / auch wol sonsten gewest / der sich nicht solte gerühmt haben / er stehe in absonderlicher genauer Verständnus mit Gott. Bittet doch dorten ein König den Propheten / er solt ihm nur vor dem Volck die Ehr thun / und seine simulirte Heiligkeit nicht verrathen : Jener Politicus rathet allen grossen Herrn / daß sie fromm seyn / oder doch ja sich so stellen sollen. Er setzt dessen etliche Ursachen

hinzu/ darunter mir Folgende am besten gefallen : Der gemeine Mann stehet immer in den Gedancken/ da sey die Billichkeit/ wo des Himmels Favor hinfällt : Es sey nicht leicht glaublich/ daß Gott die jenige verlasse / die ihn ehren ; die geringste Gutthat / so er uns erzeiget/ ist/ daß er uns beschirmt / in dem er uns sonst noch weit grössere erweiset. Man hält sodann davor/es seyen alle Entschlüssungen des Monarchen zuvor im Himmel verabfast und beschlossen ; es trägt sich da nicht das Geringste zu / daß man nicht dafür halten solte / es werde aufs beste ablauffen / oder sey doch zum wenigsten alles zum besten gemeinet / es schlage aus wie es immer wolle. Und in dem nun jederman in den Gedancken steht/trägt auch jedweder das Seinige gern bey / ja mit sonderlichem Eyffer / und will jeder gern etwas zu dem Miracl helffen contribuiren / daß er seinem Fürsten zu Lieb vor eins hält.

Unser Monarch hatte von der Jungfer von Orleans seine Assistentz empfangen / welche der Gnad und

Gunst-

Gunstbezeigung so er ihr abstattete / wol werth ware: Ließ er also sich nicht daran allein begnügen / daß er ihr in den Augen des gantzen Hofs liebkosete / sondern er thate auch ihrer gantzen Familie guts. So grosse Ehr erweckt ihr bey andern Neid / dieser Neid verursachte ihre Gefangenschafft / und diese zog nach sich den Tod / der sie in Rouen betraff.

IX. Ein Herr soll einem so wol Gnad erzeigen als dem andern.

Es ist wol ein seltzam Ding / daß Könige niemals einer Person können guts thun / daß sie nicht dadurch andere solten irritiren; es will ein jeder die Ehr haben / von ihnen begnadigt zu werden; ziehen sie nun einen in der Gnad vor / so beleidigen sie dadurch die andere. Diese Præferenz aber beleidigt nicht allein / weil sie uns eines guten / dessen wir uns versehen / ja dessen wir uns würdig schätzen / beraubt; sondern auch / weil sie uns vor gar zu gering / und zu solcher Gnaden-Geniessung unwürdig hält: Diese Declaration

tion nun hält unsern Eyffer zu dienen ab / und reitzt vielmehr den Zorn. Zu dem End sihet die Politic vor gut an / und ist der Meinung / es gewinne ein Herr vielmehr / so er den Leuten nur Hoffnung macht / als wann er viel schenckt. Dieweil nemlich alle diejenige / so noch in der Hoffnung stehen / lieben / oder doch den Haß verdecken / und nicht mit heraus brechen / dahingegen die / denen die Hoffnung abgeschnitten ist / Haß voll / und Lieb loß werden: Soll also ein Herr in den Gnaden einen dem andern nicht leicht vorziehen / aus Besorg / er möchte damit nur Eyffersucht und Neyd erregen ; er gebe entweder heimlich / oder sey in Gnaden austheilen nicht ungleich. Carl der Kluge belohnte seine Bediente so in geheim / daß es eben heraus kam / als entwendet ers den andern und gebe es diesem allein.

Nach dem Johanna tod war / ward eines der nöthigen Mittel / dadurch er sich deren Gemüth wieder zu Freunden machte / die ihn hasseten / daß er die von seinem

Hof

Hof schaffte / welche ihm bißher aufgewartet hatten

X. Ob ein Herr mit gutem Gewissen treue Diener verlassen kan?

Diese Frag ist anders nichts / als so ich das jenige fragte / was doch alle grosse Herrn täglich practiciren und im Werck zeigen; wie viel gibts doch derer / die / so bald ein Diener aufhört zu dienen / sie ihn auch aufhören zu kennen? Man wird verhast / zum wenigsten / unbekandt / wann man nimmer zu brauchen ist. Die Treu ist so zu reden keine Königliche Tugend; dann ein König ist der massen alles sich selbst schuldig / daß er præsumirt, er sey niemand anders im geringsten verbunden. Gleichwol kan sich ein Monarch in nichts mehr schaden thun / als wann er von seinen treuen Dienern die Hand abziehet; in dem er einen verläst / verliert er dadurch wol hundert. Nicht nur deswegen / weil er dem ein groß Unrecht anthut / den er solcher Gestalt verläst / sondern auch / weil er dadurch alle diejenige zur Beute dahin gibt / die er noch übrig hat. Wer hat keinen

nen Feind / oder zum wenigsten keinen Mißgünstigen / so er beym Herrn wol stehet? Es meinet auch der schlechtste Kerl im Reich / es werd dem Herrn nicht wol aufgewart / weil er ihm nicht aufwartet. Zwar es kan sich freylich wol schicken / daß ein Herr aus Noth bißweilen gezwungen ist / die Hand von seinen Dienern abzuziehen; wann diß geschicht / so kan er sie zwar von Hof schaffen / allein er muß ihnen mit dem Hertzen folgen; er muß ihnen von ferns so viel guts thun / daß sie selbst befürchten müssen / sie würdens bey Hof so gut nimmer antreffen / so sie wieder dahin kämen. Ein König soll mit willen niemals einen Minister ins Verderben stürtzen / es sey dann / daß seine Kron darauf steht; diese höchste Noth ist allein / die seine veränderte Treu in etwas entschuldigen kan. Aber in solchem Fall wird der Diener zum Feind des Herrn / wann er dem Herrn nicht zuvor kommt: Wer noch lang zanckt umb sein Bleibens bey einem Herrn / da er doch dadurch des Herrn Sachen nur Schaden zubringt / der

der liebt nichts als sein Glück. Ein treuer Jonas hingegen/ der springt ins Meer wann er vermeint/ es werd seinet wegen ein Wetter entstehen.

Als sich die Grosse des Reichs ihrem König Carl wiedrum etwas genähert hatten/ und mit ihm besser stunden/ entschloß er seine Provinzen zu probiren: Fieng also bey der vornemsten an: Paris zog mit ihrem Exempel all die andern nach sich: Da er sich in dieser prächtigen Stadt wiedrum befandte/ hörte er auf König von Bourges zu heissen.

XI. Es liegt viel daran/ daß man die vornehmsten in einem Reich gewinne/ und deren Haupt-Stadt inne habe.

Es kommen alle Bewegungen/ alle Flüsse und Catharre vom Haupt herunter auf die Glieder: Der Mensch ist entweder munter und frisch/ oder lahm an Gliedern/ nachdem das Hirn sich wol oder übel auf befindt. So ists auch mit dem Politischen Leib/ der wird eben so regiert als der natürliche: Es

lehrts

lehrts die Erfahrung / daß man einen Staat fast gantz hat / wann man die nothwendigsten und vornehmste in demselben gewonnen und sich der Haupt-Stadt bemächtigt hat. Soll derowegen die erste Sorge deren / die ein Land verlangen zuüberwältigen / diese seyn / daß sie die grosse Herrn auf ihre Seite bringen / und den vornehmsten Ort wegnehmen: Dann daher entstehet hernach die Treu / oder widrigen falls die Untreu des gantzen Lands.

Wie klein auch die postur und Leibs-Gestalt eines Menschen ist / so ist selbige dannoch groß genug zu einigen überflüssigen und schädlichen humoribus, die des Leibs Gesundheit beunruhigen. Da Carl die Engelländer nimmer in Franckreich hatte / war der Sohn da / der wuste ihm schon Unruh und Verwirrung im Reich anzurichten; man hiesse denselbigen einheimischen Krieg Praguerie.

XII. Der

XII. Der Sohn ist der ungerechteste und gefährlichste Feind / den ein Vater haben kan.

Die gefährlichste Kranckheiten des Menschen haben ihren Ursprung nicht von äusserlichen Ursachen; die Lufft und andere Elementarischen Dinge ändern seine Leibs-Beschaffenheit nicht sonderlich / wann die inwendige humores in gutem Stand sind. Ein Reich steht nie in grösserer Gefahr / als wann die Ursachen seiner Unruh innerlich in dem Reich selbst entstanden sind. Die Krieg so Marius und Sylla geführt / haben Rom mehr zerrüttet / als der Aufstand aller andern Völcker: Alba und Coriolanus haben die grösten Ubel in Italien angestifftet. Dahingegen gantz Teutschland / Gallia, Africa, Brennus, Pyrrhus, & Hannibal kaum recht exercirt haben. Ein Sohn / wo er einmal wieder den Vater aufsteht / ist nicht leicht wieder zubefriedigen / die Schande das Verbrechen zu gestehen / der Nutzen / den man bey Vollführung des Vorhabens zugewarten / und die Verzweifflung an der Vergebung /

bung/ sind sehr mächtige Stricke/ ihn in der revolte und dem Auffstand zu erhalten; die heimliche Verständnus/ so er im Land hat/ die Begierde zu einer Neuerung/ sammt dem Vertrauen/ daß man mit einem Erben nicht werde können verderben/ steiffen sein böses Werck noch stärcker. Absalom verfolgte den David schärffer als einer von seinen Feinden.

Der Dauphin, weil er wol sahe/ daß an des Vaters Hof nicht Sicherheit genug vor ihn wäre/ machte sich an den Hof des Herzog von Burgund: In der Meinung/ es würde ihn Flandern schon schützen vor Franckreich/ und ein Vetter wieder den Vater.

XIII. Obs gut ist/ daß man die Mißvergnügten aus einem Land an sich ziehe?

Man bildet sich sonst ein/ man wisse die Heimlichkeit eines Lands/ und hält davor/ man sey nun hinder die Mittel kommen seines Untergangs/ wann man die Aufrührer desselben beym Kopff hat. Nichts desto weniger ist gewiß/

gewiß / daß man keinen gefährlichern Fehler begehen kan / als daß man sein Land zum Asylo der Rebellen oder Mißvergnügten einer andern Herrschafft macht: Wann sichs begiebt / daß ein Armseeliger etwa seine Zuflucht dahin nimmt / so halt er ihn doch in seiner Schuldigkeit / und entzieh ihn der Straff-Hand seines Herrn um keiner andern Ursach willen / als damit er ihn seinem Hertzen desto besser bald wider nähern möge; er wende ja nicht Gewalt an um ihn dadurch zuverthätigen; sondern wende vielmehr all seinen credit an ihn auszusöhnen; wiedrigen falls / ist er ihm mit seiner geleisteten Lieb und Freundschafft nur schädlich / und befördert seinen Untergang. Als Ludwig der Eilffte in Flandern gieng / sagten treue Diener dem jenigen der ihn aufnahm und bewürthete / er nehm hiemit einen Fuchs ins Haus / der ihm würde die Hüner auffressen. Die Inconvenientien so aus dieser unglückseeligen Höfflichkeit kommen / sind vornehmlich diese: Es nimmt ein Herr seine Mißvergnügte niemals vom

Nach-

Nachbarn wieder zuruck / daß er ihn nicht irritiren solte; dann ist er mächtig genug sich zu rächen / so greifft er ihn öffentlich an; ist er nicht von Kräfften / so macht er ihm doch andere Händel. Uber diß so ist ja Gefahr dabey / man werde seinen eigenen Unterthanen dadurch gar ein böß Exempel geben. Ein Herr der eines andern Rebellen oder Mißvergnügte beschützt / der lehrt seine Unterthanen / daß sie sich ausser ihrem Land so sie sich an ihm vergreiffen / auch eines Schutzes zugetrösten haben. Diese Hoffnung des Schutzes macht sie verwegen / daß sie die Straffen in Wind schlagen / und es auf eine verwegene That loß wagen. Und gesetzt / es hätte ein Herr nichts zu befürchten / was hat er dann guts zu hoffen / wann er sein Haus den Verräthern zu einer Beschützung öffnet? Es tauret doch die Freundschafft so man denen verspricht / die einen wieder seinen Herrn Schutz leisten / nicht länger als das Unglück / oder des Herrn Zorn: So bald man siehet / daß der beleydigte Herr pardon ertheilt / stellt man

sich

sich wieder zur vorigen Schuldigkeit ein / und lacht den Beschützer nur aus.

Die Begierd so der Dauphin hatte verspüren lassen / die Kron auf seinem Haupte zu sehen / erweckte bey Carln so eine grosse Furcht / daß er gäntzlich befahrte / er würde sie am längsten getragen haben; wie er dann so einen Abscheu vor den Tod hatte / daß er sich die Lebens-Mittel fast entzog.

XIV. Könige / so Kinder haben / sind mehrmals in einem Thränenwürdigen Zustand.

GOtt verheist denen Kindern langes Leben / die ihre Eltern lieben und ehren: Solche Ursach solte Printzen dahin vermögen / daß sie das Leben derjenigen wünschten und von Hertzen verlangten / die sie erzeigt haben; und gleichwol giebts der Nattern nicht wenig / die nicht Scheu tragen / denen zum Tod zu helffen / die ihnen das Leben gegeben haben. Sind nicht Könige dißfalls unglückseelige Leut / daß sie sich vor dem beschirmen und ver-

wahren müssen / was ihr bester Schirm und Schutz seyn solte? was ist im Gegentheil grausamers zuersinnen / als solche Kinder / die deren Mörder werden wollen / vor die sie selbst ihr Leben solten aufopffern?

Man kan nicht laugnen / daß Carl der Sieghaffte einer unserer vornehmsten Königen gewesen sey; massen er zu solcher Hoheit zugelangen sein eigen Fleisch und Blut bestreiten / und fast alle seine Unterthanen durch seine eintzige Tapfferkeit überwinden / und sich also selbst zum König machen müssen: Sein Unglück war offt so groß / daß ers auch seinen Vertrautesten nicht entdecken durffte / aus Furcht / es möchte sein äusserstes Elend ihren Muth niederschlagen.

XV. Ein Herr soll sich nie anderst als in seiner Majestät sehen lassen.

Es müssen Könige und Potentaten sich vor allen Dingen der Klugheit befleissigen / die ihre Gebrechen weiß zuverdecken; sie müssen sich vor nichts mehr

mehr scheuen/ als so ihre Fehler andern Leuten in die Augen fallen; dann wo diß geschehe/ würde man zwischen ihnen und andern gebrechlichen Menschen keinen Unterschied mehr machen: Sind sie dürfftig/ so muß es von andern verborgen werden / weil man sie sonst nicht mehr vor Souveraine und Mächtige halten würde. Man bildt sich ein / ein König sey aus des gemeinen Manns Rolle / wann er anders nichts hat / als was das Volck besitzt. Daß ihn also nichts mehr seiner Würde beraubt/ als die Erkandtnus seines unglücklichen Zustands. Diß kommt daher: Die Hoffnung/ so den Unterthan an den Fürsten bindet / erhält demselben auch seine Majestät: Wann man nun von seiner Macht nichts mehr zu hoffen und zugewarten hat/ so betet man auch dieselbe nimmer an; ich sage: man entzieht ihm die schuldige Demuth/ und den demüthigen Gehorsam. Die klugen und gerechte Gemüther sinds allein / die an dem/ so das wesentlichste von den Fürsten ist/ behangen bleiben; deren giebts

aber nicht gar viel. Muß man also die andere Vasallen durch das/ so zufälliger Weiß bey Königen zu finden/ nemlich durch ihr zufälliges Glück/ suchen bey und an ihnen zu erhalten; weil man durch die wahre und wesentliche Stück eines Königs nicht viele Unterthanen gewinnen/noch sie lange Zeit in in ihrer Pflicht und Gehorsam conserviren kan. Denn wer hoffet wol von einem Herzn/der in elenden Stand gerathen/Hülff und Rettung? der man sich doch sonst ohnfehlbar zu ihm versehen muß.

Ludvvig der Vater des Volcks.

LUdwig der Zwölffte trat alle Länder seines Vorfahrers Caroli an/ in Ansehung seines Herkommens/ als der rechtmässige Kron-Erbe. Wolte aber zu diesem allen/ durch die Vermählung mit desselben Witwe/ Bretagne noch hinzuthun.

I. Ein

I. Ein Souverainer Herr thut sehr wol und klug/ so er sich an eine Erbin einer Provinz vermählt.

Ein Monarch soll mehr vor die Glückseeligkeit/ als das Wachsthum seines Reichs Sorge tragen/ mehr verlangen/ daß selbiges in Wolstand als groß seyn möge. In Ansehung dessen kan er wol zuweilen dessen Grentzen nicht suchen zuerweitern/ niemals aber unterlassen vor dessen Ruh und Wolstand Sorg zutragen.

Wann eine Heurath eine Provinz zu einem Reich bringt/ und doch dabey keinen Krieg über den Hals zieht/ soll der Herr ja ein solche Gemahlin nicht aus den Händen lassen. Eine Königin gab vor diesem einen jungen Menschen den Rath/ er solte sich so wol mit den Ohren als mit den Augen verheurathen; ihre Meinung war/ daß die Schönheit/ so durch die Augen das Gemüth einnimmt/ die Hochzeit nicht allein machen soll; sondern die Ohren/ welche uns Nachricht ertheilen von den Tugenden und Qualitäten der Liebsten/ müsten dabey nicht hindangesetzt wer-

werden. Beyde Stücke/ Augen und Ohren haben Ludovico dem Zwölfften die Heurath mit Anna von Bretagne vorgeschlagen; damit nicht/ wo er sie einem andern gelassen hätte/ diese Weib hernach dem Königreich so groß Unheil zugezogen hätte als jene Leonore, die gleichsam die andere Mutter und Ursacherin all unsers Streits mit Engelland gewesen ist. Und hat der Erfolg gnugsam an Tag gegeben/ daß/ weil Bretagne die Thür gewesen/ dadurch Engelland mit dem Krieg zu uns können einkommen/ Ludwig ihnen dieses Thor verschlossen/ seit dem er sich zum Herrn dieser Provinz gemacht.

Der aufrichtige Herr wolte die Stadt Cremonam, **als er in** Italien **war/ und selbige eben wieder** Venedig **sich empörte/ nicht haben/ wiewol sie bereit waren sich ihm zu ergeben.**

II. Es soll ein Genereuser Herr frembder Völcker Auffstand und Rebellion nicht helffen foviren.

Wann ein Herr mit einem andern einen rechtmässigen Krieg führt/ kan

er

er sich wol des Auffstands der Rebellanten seines Feinds bedienen; dann so er sie mit den Waffen und durch Gewalt befugt ist unter seine Botmässigkeit zubringen/ warum wolte ers nicht thun/ wann sie von selbst kommen/ und sich anbieten? Es ist eine Grausamkeit/ so man um des Lands-Herrn willen/ der sich an uns vergriffen/ die arme unschuldige Unterthanen erwürgt; und hingegen gleichsam eine Barmhertzigkeit / so man ihm die um seinet willen schuldige solcher Gestalt entzieht / daß sie beym Leben erhalten werden. Wann aber ausser solchen Conjuncturen ein Monarch frembde Unterthanen zum Auffstand wieder ihren Herrn reitzt / so begeht er einen Raub. Uber das so giebt ein solcher Herr/ der seines benachbarten Land und Leut sucht zuverführen/ sich nicht allein an Tag/ daß er ein rechter Pirate und Rauber sey; sondern er lehrt auch seine eigene Unterthanen dadurch nicht viel guts/ und geht allen Königen und Potentaten mit einem bösen Exempel vor. Ich will nicht sagen/ daß man frembde Va-

 sal-

fallen nie sicher wird in seinem Gehorsam behalten können / die man auf so eine üble Weise sich hat zu wege gebracht / weil doch ihr Hertz zu dem alten Herrn wieder umkehrt / so bald dessen furor verraucht ist / und die Gütigkeit wieder auf sie hervor blickt.

Nachdeme Mäyland die Lilien angenommen hatte / bestellte unser Monarch daselbst Trivulcium, der ein gebohrner Mäyländer war / zum Gouverneur.

III. Man thut besser / so man das Regiment Einheimischen als Alliirten anvertraut.

Unser Ludwig überließ die Regierung zu Mäyland Trivultio, der ihm zu der Eroberung war behülfflich gewesen; vielleicht that ers zur Danckbarkeit / diese Danckbarkeit war doch gleichwol unverständig und nicht an ihm zu loben. Er hätte ihn sollen dißseits des Gebürgs / das ist / in Franckreich / belohnen / da er von nicht so viel Dingen wär angefochten / und von weit mehrern in der Treu befestigt worden. Ein Gouverneur soll kein

Lands-

Lands Kind seyn der Provinz, die er zu regieren bekompt/ (ich rede von Provinzen/ die vom Reich abgesondert/ und von Plåtzen/ die man daselbst zur Sicherheit des Herrn verwahrt) dann hat mans mit Gewalt gewonnen/ so ists in dessen Hånden und Gewalt ja nicht wol verwahrt und aufgehoben/ der unser Feind werden kan/ und es sonder Zweiffel schon gewesen ist; und sollen die Mittel und gute Gelegenheit/ die er hat/ neuen Aufruhr anzurichten/ und das Land vor sich zubehaupten/ billich die Furcht erwecken/ er werde es einem andern nicht auffsparen. Es ist ein måchtiger Trieb zur Untreu/ wann einer ein Land ohne Můh/ und doch unter einem schönen Schein der Billigkeit kan an sich ziehen. Nechst dem so verdrůsts die natůrliche Lands-Kinder eines Potentaten/ wann sie sehen/ daß ihnen ein Frembder vorgezogen/ und sie daher geringer geschåtzt werden als er; diese ihre jalousie und Eifer schwåcht und verringert die Lust zu dienen/ und treibt sie an/ der Regierung des jenigen sich zu wieder-

 setzen/

setzen/ den man ihnen hat vorgezogen. Und geht zwar vielleicht ihr Absehen und Beginnen dahin nicht / daß sie an dem Herrn wolten Untreu werden / sondern nur sehen zu lassen/ daß er mit dem Diener nicht wol versehen sey/ daß er es versehen/in dem er ihnen eine Vergeltung ihrer Dienste entzogen / die doch nirgends besser als in ihrer Hand wäre verwahrt gewesen.

Die Hertzhafftigkeit Ludovici und seiner Minister kluges Verfahren erwarben ihm dieses Hertzogthum; allein Trivultii und der Aubignis Eifersucht und Neid gegen einander machten ihn dessen wiedrum verlustig.

IV. Es ist ruhmwürdig dem gehorchen/ der doch sonst unter uns ist.

Ich hab oben gedacht/ daß die æmulation der Generalen einen Herrn offt um das Eroberte wieder bringt; welches nur leider gar zu wahr ist: Vor diß Ubel sind nur zwey remedia zu finden/ daß man entweder nie läst zwey subjecta von gleichen mèriten in concurrenz einer Sach kommen; oder aber

aber / daß man dem gleichen oder höhern lehrt nachgeben und gehorsamen. Das erste Mittel geht am leichtesten an / das andere aber wäre zuträglicher vor den Fürsten. Venedig wird nicht recht versehen mit seinen Dienern / weil ein Edelmann / der einmal ein Ampt verwaltet / hernach einem andern / der es bekommt / sich nicht will unterwerffen; er hielte es ihm vor eine grosse Schande / wann er dem jenigen gehorchē solte / dem er zuvor zubefehlē gehabt. Rom verstunde die Sach sehr wol / drum gewöhnte es seine Kriegs-Häupter dahin / daß sie nach verrichtetem Triumph wiedrum unter der jenigen Anführung und Commando fechten musten / die sie zuvor zu ihrem Sieg gebraucht hatten. Nach dem Scipio Africam bezwungen hatte / wegerte er sich nicht als ein schlechter Soldat unter seinem jüngern Bruder in Asien zu dienen. Diese Anstalt ist über die massen klug verfast und angegriffen: So blieben wackre Leute niemals müssig / und fande sich nicht bald ein vornehmer Kriegsmann / der nicht zum

wenigsten so viel/ wo nicht mehr/ als die andern verstunde/ und erfahren hatte. Diß ist das herzliche Mittel/ wie man denen Soldaten lehren kan/ treffliche Generalen zu werden/ und diesen ingleichen/ wie sie auf alle Weise ihrem Vaterland treue Dienste leisten können und sollen.

Der Fürst von Trimoville hatte unserm König bey S. Aubin eine Schlacht abgejagt/ diente ihm aber hernach davor trefflich in vielen Begebnussen; da man den König wieder diesen tapffern General und etliche andere/ die ihm waren zu wieder gewesen/ wolte anhetzen/ thate er diese Rede/ so die Nach-Welt billich hoch halten muß: Es gezimet einem König in Franckreich nicht/ daß er das Unrecht räche/ so ihm von einem Hertzog von Orleans wiederfahren.

V. Nichts kommet einem Monarchen besser zu/ als wann er leicht vergiebt.

Das Gedächtnus braucht man nur zu den Gutthaten/ die man empfängt/

nicht

nicht aber zu dem erlittenen Unrecht. Wer sich einer Beleydigung erinnert/ ist nicht generos; und wer hingegen einen favor leicht aus dem Gedächtnus läst/ kan sich der Beschuldigung der Undanckbarkeit nicht entziehen. Das sind recht Königliche Ubungen: Guts thun/ aber kein Register darzu halten; das böse dissimuliren und nicht wissen wollen/ auch sich nicht einmal drüber beschweren. Eine privat-Person mag sich fürchten/ sie werde sich noch mehr Unbilligkeiten zuziehen/ wann sie die erste nicht rächet; dann bey solchen gemeinem Gemüthern könte man sich einbilden/ daß sie sich mehr aus Unvermögen/ als aus Mässigung des Gemüths nicht rächen thäten. Ein Monarch ist dieser Gefahr nicht unterworffen/ man weis vorhin wol/ daß die Beleydigung nur gar selten biß an seinen Thron steiget; daß die Bestraffung auf selbige ohne Müh herunter plitzen kan; daß es Potentaten schwer ist/ etwas zu leyden/ und leicht das Erlittene zubestraffen. Diese Erwegung macht/ daß ihre Gedult nicht kan

schändlich und straffbar seyn/ weil man nichts Unanständigs sich von ihr einbilden kan; ja sie macht selbige vielmehr hochschätzbar und rühmlich/ indem sie der verzeihenden Gütigkeit GOttes es nachthun will. Es ist das eigentlichste Werck dieses himmlischen Monarchen/ daß er barmhertzig ist; sollen derowegen die jenige/ so er zu Göttern auf Erden gemacht hat/ es ihme nachthun/ wollen sie anders Kinder des Höchsten seyn.

Sein humor war/ daß er immer gern zuverzeihen pflegte/ und hatte zu nichts mehr Lust/ als wie er gegen keinem Menschen mißtrauisch seyn möchte: Der Cardinal Ascaigne hintergieng ihn zu mehrmalen.

VI. Ob man sich einem wiederversöhnten Feind vertrauen soll?

Es ist eine schlimme Tugend um das Mißtrauen/ weil es dem/ der damit behafftet/ lauter Plag anthut; und gleichwol kan man ihrer nicht entbären/ weil sie dem zur Sicherheit dient/ der sich des Bösen befahrt. Es kans

kein Mensch laugnen / das Mitrauen macht / daß ein Herr unentschlossen ist; in dem er sein Gemüth in unterschiedliche furchtsame Sorgen zertheilt / schwächt ers in seinen Anschlägen; diß Mißtrauen giebt denen einen Stoß / die doch offtmals am treuesten dienen / es bringt sie um all ihren Eifer und Lieb. Das ist aber auch gewiß / wann ja solches Mißtrauen eine Stieffmutter des hertzlichen und aufrichtigen Dienst-Eifers ist / so ist es doch eine treue und liebe Mutter der Sicherheit. Es verstöst wol zuweilen die so lieben / verwehrt aber auch denen ihre böse Tücke / die verrätherische Anschläge hegen. Wanns ja unrecht ist / mißtrauisch seyn / so begeht doch ein König so einen gefährlichen Fehler nicht / der zumal einen wiederversöhnten Feind zu wenig / als der ihm zu viel zutraut. Das gute Zutrauen eines Herrn würckt bey wackern und großmüthigen Bedienten / Treu und Aufrichtigkeit / aber bey feigen und lasterhafften Dienern giebt es nur Anlaß zur Verrätherey: Ist also (nach des Italiäners

Aus-

Ausspruch) gut/ so man trauet/ noch besser aber so man mißtraut.

Man bildete sich zu Rom ein/ der König wolte den Cardinal von Anboise zum Pontificat helffen befördern/ welches ihm dann grosse und viele Feinde machte.

VII. Weltliche Herrn können mit Fug sich nicht einmengen in die Päbstliche Wahl.

Es können Könige nichts ärgers beginnen/ als wann sie sich in die Wahl des Pabsts einmengen; Gliedern stehts nicht zu/ so sich zum Haupt wollen machen/ sie sind deswegen im Leib/ es sey nun der natürliche oder Politische/ daß sie die influenz empfangen vom Haupt/ nicht daß sie selbige austheilen. Kinder machen ihre Eltern nicht/ sie finden sie schon in der Welt/ ehe sie drein kommen: Gleichwie uns die Natur die leiblichen/ also giebt der Geist GOttes die Geistlichen. Es ist nicht zu billigen/ wann die Geistlichen sich in Sachen mischen/ die durchaus weltlich sind; noch viel weniger aber/ wann Laici die Heiligen und das Gewissen

wissen betreffende antasten. Der Schöpffer aller Dinge hat eine Veste gemacht/ die die ober-irrdische Creaturen von den untern scheidet; die Erde hat ihre Grentzen/ das Meer ist auch mit den seinen umgeben. Die jenige Herrn so sich in die Päbstliche Wahl einmischen/ zeigen dadurch an/ daß/ in dem sie dem Gebrauch nach ihnen die Füß küssen/ sie ihnen die Hände dargegen binden.

Auf obbenandtes folgte nun/ daß die Schweitzer von unserm König abfielen/ Julius der andere brach unser Vereinigung und Allianz mit ihnen/ und nahm uns hierdurch Mäyland wiedrum ab.

VIII. Ob ein Monarch auch frembde Völcker im Krieg brauchen soll?

Es ist kein hoher Potentat/ der nicht seine Feinde hätte/ sie können sich gegen selbige defendiren/ entweder/ in dem sie ihnen mit Gewalt entgegen gehen/ oder in dem sie ihnen die Macht benehmen; davon ist zwar gantz nicht

zu

zu zweiffeln und versteht sich von selbst / daß man dem Feind andere und frembde Hülff aus den Händen reissen müsse; aber daran läst sich noch zweiffeln / ob man sich derselben selbst bedienen soll. Die / so ihre Dienste andern ums Geld verkauffen / die verkauffen sie dem / der am meisten darauf bietet; ist man also ihrer Treu niemals versichert / als wann man gewiß weis / daß des Feinds Beutel leer / oder doch nicht so wol versehen ist als der unsere. Geschweige / daß ein Monarch / in dem er sich frembden Volcks bedient / die seine in Unwissenheit erhält / und giebt ihnen zu faulen Tägen Anlaß und Gelegenheit; daß er sein Volck irririrt entweder dadurch / daß er ihre Tugend und Tapfferkeit nichts achtet / oder in dem er sie Frembden nachsetzet / und sie also geringer hält. Ich will nicht sagen / was vor Ungelegenheit dergleichen Soldaten in einem Land verursachen / wie hochmüthig ihr Gehorsam ist den sie leisten; die eintzige Ursach ist genug / daß frembde Truppen nie recht treu dienen / weil sie allzeit ums Geld feil sind.

Viel-

Vielleicht wiederfuhr ihm das Unglück in Italien nicht so wol aus einer Boßheit der Menschen / als durch GOttes Güte / der ihn wegen seiner Sünden wolte heimsuchen. Er begieng nicht einen geringen Fehler / daß er in die Theilung des Königreichs Neapolis willigte/und es mit Ferdinando von Arragonien theilte/ der doch solches nicht begehren konte/ er beleydigte dann dadurch einen Fürsten aus seinem Haus und Geschlecht.

IX. Menschlicher Verstand irret sich zuweilen.

Es scheint wol/ daß Ludwig Arragonien durch Arragoniens Waffen selbst wolte ruiniren / daß er Fridericum durch den Ferdinand zuvertreiben vorhatte: Der Ausgang zeigt / daß diß Vorhaben unbillich war. Ludwig jagte Fridericum aus Italien / Ferdinand, den er geruffen hatte/ zwang ihn selbst hernach wiedrum in Franckreich zu kehren. Alle diese Kriegs-Häupter dienten ihm nicht fleissig / oder wurden gar zu Verräthern. Der König erkandte

kandte zwar seine Unvorsichtigkeit / aber zu spat / und nach dem die Zeit schon vorüber war / solchen herein zubringen / auch die Mittel entgangen waren; ferner einigen Vortheil daraus zu ziehen.

Er begieng auch damit keinen geringen Fehler / in dem er Friderici Huldigung nicht annehmen wolte / welcher den Frieden durch den Tribut wegen seiner Kron von ihm kauffen wolte.

X. Das Verlangen etwas unrechtmässiger Weise zu haben / wird mit dem Verlust dessen / so man rechtmässiger Weise besitzt / gestrafft.

Das Unglück eines unserer besten Monarchen meritirt wol / daß man ihm in den Geschichten eine reflexions-Zeile schencke: Er giebt einem frembden Fürsten unbedachtsamer Weise das halbe Königreich Neapolis, und will dessen Huldigung nicht annehmen / der schon lange Zeit sich in demselben hatte fest gesetzt. Diese seine magnificenz und Freygebigkeit gereichte ihm zum grossen Unglück / dann er verlohr

wie-

wider was er gegeben/weil er es als ein Undanckbarer giebt. Das ist noch nicht hoch zu rechnen/ daß er einen armseeligen König sein Land und Leut entzogen/ sondern vielmehr das jenige/ daß er aus einer sonderlichen Generosität ihme Anjou davor geschenckt/ und also den jenigen selbst wieder ernährt/ dem er zuvor die Mittel des Aufenthalts entzogen hatte. War also Frideric billich glückseelig zu schätzen / daß er einen so genereusen Feind angetroffen/ der um eines leichten Fehlers willen so eine noble Buß auf sich genommen.

Neapolis in Mäyland war ihm zwar ein grosser Verlust jenseit des Gebürgs / doch fiels ihm so schmertzlich nicht als der Tod Gastons de Foix, den er hertzlich beweinte.

XI. Ob man mehr an einer Armee als an einem Capitain verliere?

Ein gewonnen Land/ eine erhaltene Schlacht/ sind so viel nicht wehrt als ein eintziger General, den man dabey ver-

verliert: Nicht/weil eines Mannes Leben köstlicher ist als alle Schätze/ ja als alle Goldminen der Welt/sondern weil man dem Feind in einer Schlacht nur schlechte und gemeine Leute umbringt/ uñ vielleicht in einer gantzen eingenommenẽ Provinz nicht einen eintzigen Mañ findet/ daraus so ein General zu schnitzen wäre. Was hat Italien/ seit dem Tode Cæsaris erzeugt/ das Gastons Verlust könte herein bringen? Ist ja sein Tod mit etwas bezahlt worden/ so sinds die bittere Thränen seines Herrn gewesen/ so er um ihn vergossen.

Gantz Franckreich hat zwar verlangt einen Sohn von einem so gutem Vater zu haben/ allein weil der Himmel seine Ehe mit diesem Seegen nicht angesehen/ gab er auf Bitt und Einrathen des Parlaments seine Tochter Francisco I. dem vermeinten Erben des Reichs.

XII. Auf was Maß die Parlamenta sich in die Staats-Sachen einlassen können.

Es hat niemand macht des Souverai-

nes

nen Herrn seine Geschäffte zu untersuchen; gleichwol giebt doch ein Potentat seinem Parlament diese Macht / wann er klug verfahren will.

Seine hohe Würde erhebt ihn zwar über alle Häupter des Reichs / aber seine Vernunfft und Klugheit erniedrigt ihn so weit / daß er sich bey den Klügsten Raths erholt. Warum wolte er sich eine Sach nicht remonstriren lassen? Warum nicht allen guten Rath von den ehrwürdigen Alten annehmen / die gleichsam deswegen die Krafft nicht haben / etwas zu Werck zu richten / damit sie desto fähiger werden gute und reiffe Consilia zugeben? Sie sind klug / weil sie betagt sind; sie sind treu / weil sie Frantzosen: So / daß die Vernunfft ihr Urtheil nicht mehr verderbet / sondern vielmehr die Erfahrung ihre Vernufft nur tichtiger und stärcker macht.

Diese Heurath kam zwar dem Staat zu gut / allein sie gereichte zu des Käysers Nachtheil / dem diese Princessin war versprochen worden.

XIII. Um welcher Ursachen willen einem Herrn erlaubt ist sein Versprechen zu wiederruffen?

Die dringende Noth und sonst nichts kan Potentaten ihres gethanen Versprechens entbinden / sie können und sollen niemals versprechen um zu betriegen / weil Betrug und Lügen niemals erlaubt ist. Dafern sich aber etwas zuträgt / das dem Fürsten eine grössere obligation aufbürdet als das Versprechen / so ist auch das Versprechen nicht mehr kräfftig / und der Herr desselben entbunden. Der Herr kan nichts versprechen das der allgemeinen Wolfahrt zu wieder / und seiner eigenen Person beschwerlicher wäre / als es etwa eines andern privat-Menschens interesse beförderte. Wann sich nun ein Herr verbindet eine solche Heurath zutreffen / die sein Land und Leut in Sicherheit setzt / so gilt dieses Versprechen nicht mehr / wann solche Sicherheit drauf gienge / wo er in der Heurath dem gegebenen Versprechen nach verführe. Ursach / es ist ja die Pflicht und Schuldigkeit sich zu erhalten

ten viel natürlicher und kräfftiger / als die jenige / da man seinem Versprechen nachkommen soll. Und ändert sodann nicht der Fürst die Sache / sondern die Sach den Fürsten.

Es ist nicht wol jemals ein Monarch gefunden worden / der von grösserer Gütigkeit gewesen wäre / als unser Ludwig.

XIV. Wem die Sanfftmuth besser anstehet / dem Herrn oder dem Minister?

Die Strengigkeit hat bißweilen viel ausgericht / Hannibal hat seine Soldaten in Italien behalten / weil er gegen dieselbe grausam war: Scipio verlohr fast gantz Spanien und seine Armee / durch ein gantz wiedrig Verfahren. Die Strengigkeit zwingt wol / allein sie macht auch Auffstand; die Gelindigkeit schmeichelt und liebkoset / aber sie macht dabey zaghafft. Damit man nun weder von diesem noch jenem etwas auszustehen hat / so muß man sie mässigen; wers nicht thun kan / der brauch sie zum wenigsten bey verschiedenen Fällen und Perso-

nen. Ein schon feststehender und seiner Regierung versicherter Herr / kan gar wol ernsthafft seyn / wer aber sich erst zum Herrn machen / und sein Regiment befestigen soll / der muß gelind verfahren : Massen der Ernst erhält / die Gelindigkeit lockt an. Soll also ein Herr selbst gelinde und sanfftmütig seyn / gegen die Unterthanen / weil er niemand zu verführen hat / sondern sich ohne das der Treu zu jederman versihet ; hingegen ein Minister den Ernst gebrauchen / weil er andere verführen kan ; damit er sich dadurch von der Suspicion liberire.

Diese liebwürdige Qualität erwarb ihm den Namen Pater Patriæ, oder des Vaters der Völcker.

XV. Von denen vortrefflichen Zunamen der Könige.

Der herrlichste und vortrefflichste Nam und Titul ist der jenige / so man einen mit Warheit nennen kan Patrem Patriæ ; der Nam Augustus kam gar zu Majestätisch heraus / er macht das Gemüth gar zu furchtsam durch die Ehrerbietung und Demuth / so er erfor-

fordert. Der Name Groß / oder Gerecht haben ihre Lieblichkeiten und Widerwärtigkeiten; dann wer den Namen Groß nur nennet / der jagt schon eine Furcht ein / weil man diesen Titul nur durch vielfältig Blutbad und Morden erwirbt; wer den Namen Gerecht nennet / erschreckt auch / weil er nur gerechte Straff mit sich führt. Find ich also keinen Ruhmwürdigern als den / der unserm Ludovico zugelegt worden: Dann wer mit der Warheit einen Herrn den Vater der Völcker nennet / der versichert dadurch / daß er Herr über die Hertzen sey / daß er liebe und geliebt werde. Ein Vater gibt das Leben / und druckt uns zugleich den schuldigen Respect, ja Freude und Zuneigung zu gehorsamen ins Hertz. Ludwig der zwölffte hat ihn wol mit recht geführt / dann er dem Volck eine grosse Last vom Hals genommen / in dem er den dritten Theil der Auflagen cassirt und sie deren überhoben.

Ob seine Regierung schon viel Wiederwärtigkeit erfahren / so

rühmen doch alle Kluge dieselbe; ja ich weiß nicht / ob die glückseeligste Regenten solche nicht ursach hätten zubeneiden. Ich sehe wenig unter unsern Königen/die füglicher mit Carl dem fünfften verglichen werden können / als er / weniger die ein Muster eines vollkommenen Monarchen besser vorstellen/als alle Beyde.

XVI. Vergleichung Ludwig des eilfften/mit Carl dem fünfften dieses Namens / König in Franckreich.

Plutarchus will sich nicht unterfangen / den Ausspruch zu geben / da er Cæsarem und Alexandrum mit einander vergleicht; er erkennet / daß sie Beyde so tugend-und heldenhafft sind/ daß er nicht weiß / wem er den Vorzug beylegen soll: Sie übertreffen einander Beyde / und sind also auch Beyde übertroffen; von unsern beyden obenbenandten Königen muß man ein gleiches sagen. Beyde sind zu ihren Zeiten geliebt und bewundert worden; sie haben beyde mit mächtigen und ge-

fährlichen Feinden zuthun gehabt; sind Beyde mit öffentlicher Macht / und durch himmlische Griff angetastet worden. Carl der Kluge hat mit den Engelländern / und der Ludovicus der zwölffte / mit den Spanniern sich schmeissen müssen: Den ersten hat der König von Navarra, den andern der Pabst mit allen ihren listigen Griffen nicht hindergehen können. Beyde haben wichtige frembde Kriege gehabt / aber wenig einheimische; sie haben beyde ihre Bediente geliebt / und ihre Generalen geehrt. Carl hat den von Guesclin hoch gehalten / Ludwig beweinte Gaston von Foix. Der Kluge hat nach seiner Zuneigung geheurathet / der Vater des Vaterlands nach Vernunfft; dieser zog die Reiche der Schönen / jener die Schöne der Reichen vor. Carl hat sich nach seiner Gemahlin Tod / allzeit nach ihr gesöhnet / so daß er nie keine andere nehmen wollen; Ludwig hingegen hat so inniglich nicht geliebt / sondern zwey Weiber genommen. Schlüßlich / so beduncket mich / daß der Kluge von

jederman besser bewundert / und ihm weniger gehorsamet worden; Ludwig aber wurde mehr geliebt / und nicht so sehr gefürchtet.

Man hat Carln höher bewundert / und ihm besser gehorcht / als Ludovico: Was vor eine Tugend hat diese Admiration gewürcket? Welcher Tugend hat er den Gehorsam zu dancken / der ihm geleistet worden?

XVII. Vorzug Carls des fünfften / vor Carolum Magnum.

Man mag loben und herausstreichen so lang man will / die Tapfferkeit Carls des Grössen / so ziehe ich derselben dannoch die Bescheidenheit Carls des Klugen vor; und diß Zeugnuß muß ihm alle Welt geben. Seine Waffen haben so grossen Lermen in der Welt nicht gemacht / hergegen *ist dadurch* grösserer Nutzen geschafft worden; Carl hat über Carln triumphiret / über seine Lüste durch die Keuschheit / und über seinen Verstand / durch seine Sittsamkeit: Hierinn bestehet meiner Meinung nach / der Ruhm Carls

des Klugen: Hierinn zeigt sich / worinn er übertroffen habe. Wer seinen Leib weiß im Zaum zu halten / der ist billich vor vernünfftig zu achten; und wer sein Gemüth recht beherrschen kan / der ist des Herrscher Tituls werth. Er hat die / so er sich zur Königin erwehlte / nie verlassen; seine Augen waren blind / und sein Hertz unempfindlich gegen alle andere Weiber. Carl der Kluge hat niemals kein Weib berührt als die Seinige / ja nie nach keiner andern verlangt: Sie genosse seiner Lieb recht / und hielte seine Neigungen im Zaum. Carl der Grosse ist immer hin und wieder gefahren / hat fast alles geliebt / was den Augen vorkommen ist / so daß man auch die Fabeln damit angefüllet. Die Moderation betreffend; welcher Potentat hat sich jemals die Vernunfft besser regieren lassen / als Carl der Kluge? Es war ihm nicht genug / daß er seine Vorhaben mit Fleiß selbst untersuchte / er untergab auch solche gar dem Parlament drüber zu urtheilen. Weil seine Macht wegen seiner Souverainen Kron keine Schran-

cken hatte/ so schränckte sie dannoch seine gute Vernunfft/ oder das vernünfftige Einrathen der Klugen ein. Gottes Macht ist unendlich / und gleichwol thut er nicht anderst als er will / und umschränckt dadurch / so zu reden/seine Macht: Könige/ die ihm es nachthun/ kommen ihm auch nach / und thun auf gewiß maß also auch / was der Höchste thut.

Ludwig wurde mehr geliebt und weniger gehast als Carl. Welchen unter unsern Monarchen kommt er wol gleich?

XVIII. Gleichheit Ludwigs des Gütigen und Ludwigs des zwölfften.

Wir wollen ihm Ludwig den Gütigen/an die Seiten setzen; es ist nie in einem Fürsten mehr Gütigkeit anzutreffen gewesen/ als an dem Sohn Caroli Magni: Er war so gar gelind/daß er auch des Volcks Verachtung sich über den Hals gezogen / und seine Kinder selbst wider ihn aufgebracht. Was ist das einem Vatter nicht vor ein groß Unglück/ wann er sihet / daß er von seinen eigenen Kindern verachtet wird /

bloß

bloß darumb / weil er ihnen zu gut ist? was vor ein Laster an Vasallen / wann sie ihren König beleidigen / weil er gütig gegen ihnen ist? Es ist wol nie kein Printz mit so grosser Gefahr tugendhafft gewest / als eben dieser Ludwig der Gütige / seine allzugrosse Gütigkeit hat ihn zweymal umb das Reich gebracht; und er kunte doch den Muth nicht fassen / daß er sich drüber beklagt / geschweige / daß er zun Waffen gegriffen hätte. Ludwig der Vater der Völcker hatte auch eine gütige Natur an sich / die ihm aber dabey immer einen Sieg nach dem andern erhielt; die Boßheit kunte seine Gedult niemals aufbringen; er ertrug immer das Unglück / und rächete sich nicht an den Hochmüthigen / die ihn angriffen. Es hat keinem von diesen beyden Ludovicis, an dem / was aus der Clementz folget / ermangelt / das ist / sie sind beyde geneigt gewest zur Vergebung: Der letztere ist allzeit gut / niemals aber feig und weibisch gewesen; man hat ihn oft angereitzt und heraus gefordert / aber niemals überwunden.

Kommt also Ludwig der zwölffte/ dem Gütigen gleich/ weil er fromm und gut war: Doch ist er ihm nicht durchaus gleich/ weil jener etwas gar zu gut und einfältig war.

Könige/ die da wollen eine sichere Regierung haben/ mögen diese beyde Qualitäten Carl dem Klugen/ und Ludovico dem zwölfften ablernen; hingegen aber sich hüten vor den Fehlern/ so obberührter massen Carl der Grosse/ und dessen Sohn Ludwig der Gütige/ an sich spühren lassen. Die Klugheit mögen sie an Carl; an Ludovico aber die Gütigkeit absehen; Caroli Magni unmässige Lieb/ und des Sohns Schwachheit vermeiden. Durch die Klugheit werden sie sich bey dem Volck in Verwunderung setzen; durch die Gütigkeit dero Hertzen an sich ziehen: Wann sie sich durch die edle *Keuschheit* wieder die unzimliche Lieb befestigen/ werden sie die Ehr und Zucht ihrer Gemahlinnen auch fest und unverbrüchlich machen: Und wann sie sich mit einem tapffern Muth vor den Schwachheiten des Gemüths erwehren/

ren / so werden sie/als rechtschaffene Männer / vor aller Verachtung und übermüthigen Verfahren der Weiber/ sattsamlich sicher seyn.

Henrich der Grosse.

I. Ein einiger rechtschaffen tugendhaffter Mann ist viele anderer werth.

Ich hab versprochen / das Leben unserer Könige zubeschreiben / hier folgt der kurtze Begriff und Auszug derselben ; Henrich der Grosse macht allein ein rechtes Epitome der Ehr und des Ruhms / so alle Monarchen je besessen haben : Wann man nicht alles anführt/ was seine Vorfahrer herzlichs angefangen und ausgeführt / so ists unmöglich/seine Meriten recht zuverstehen. Die eminirende Thaten dieser heldenmässigen Könige / sind nur ein Vorschmack dessen gewesen/ was er in seinem Leben verübt / und ihre herzlichste und prächtigste Siege / nur schlechte Probstücke und Muster dessen/so er der Welt vor Augen gelegt.

Henrich der vierdte/der Ordnung/ der Grosse/den Meriten nach/ ward

zu Pau gebohren / im Jahr 1553. und eben am selbigen Tage die Stadt Pau mit ihm / weil sie / ehe dieser Herr ans Liecht kam / auch im dunckeln und unbekandt war. Sein Vaterland und Geburtsstadt sind bemüht ihre vor Europa zu verbergen; er aber bricht gegen männiglich herrlich heraus / und zeigt der Welt seine Geburtsstadt.

II. Alle kostbare Sachen sind meistentheils verborgen.

Hatte dann Pariß keine Wiegen vor diesen unvergleichlichen Monarchen? Nein / aber es hub ihm den Thron davor auf; Franckreich hat ihn nie anders als groß sollen sehen / weil es ihn allzeit bewundern solte. So verbirgt die Natur immer / was sie köstliches hat / sie begräbt / was sie seltnes hat; es sey nun / daß sie ihren Reichthum und ihre Schätze dissimulire, unsere Begierde dadurch zu straffen; oder sich sonst solcher Griffe bediene / damit sie unsere Lust desto mehr anbrenne. Die Perlen / so kostbar sie sind / werden sie doch in der Tieffe zubereitet/

reitet ; die Diamanten erzeugt die Natur in harten Steinen/ weil sie nun schwerlich von dannen zuhaben sind / steigt eben dadurch ihr Preiß. Es muß alles was herzlich seyn will / heimlich seyn ; niemand hat jemals die Substantz der Sachen/ noch die Formas der zusammen gesetzten Dinge gesehen ; die grosse Zahl der darumb stehenden Accidentien verbirgt sie ; und wird nichts an ihnen erzeigt / daß wirs zugleich sehen könten / als nur das jenige / was unserer Ambition zum Raub wird. Die schönste Qualitäten / die favorablesten Influentzien sind uns verborgen ; sie thun uns guts / ob schon unbekandter Weise / und da wir es nicht sehen : Der Magnet käme umb seine Æstim, wo er uns seine Lieblichkeiten recht zeigte. Kurtz/ es verbirgt sich die Natur / die Gnade / ja GOtt selbst setzt dahin seinen Thron/ wo unser Aug nicht hinreicht ; damit er sich unsern suchenden Fürwitz entziehe : Dann wo er sich unserm Augen zeigt / stellt er sich auch unserer Verachtung zum Objecto dar. Mein König war kostbar / darumb

kunte er nicht anders / als bey seiner Ankunfft in die Welt sich verbergen.

Johanna seine Mutter singt / in dem sie niederkommet / weil sie die Freud der Welt zur Welt gebieret / ihr Kind kommt ohne weinen auf die Welt / weil er zur Regierung geboren worden. Henrich von Albret gibt einen Propheten bey seiner Geburt ab / und spricht / daß das Schaf (so nenneten die Spanier Johannam, und schimpfften sie damit) einen Löwen zur Welt gebracht.

III. Warumb weinen die Kinder / so sie zur Welt kommen?

Des Kindes Leib gibt sich aus einander / wann es von der Mutter kommt / dieser Liquor, den es aus den Augen vergůsset / ist viel mehr ein Effect, und kommt her von der Bewegung / als ein Zeichen des Schmertzens ; es weinet nicht / sondern druckt nur die Feuchtigkeiten aus. Die Moralisten geben hier eine andere Ursach dieses weinens ; es seufftze / sprechen sie / über

der das so mannigfaltige Unglück / so dem Kind begegnet / und dasselbe bey erstem Eintritt in die Welt empfängt; indem es anfängt das Unglück zu fühlen / beklaget sich das Aug drüber: Und sind die Thränen nichts anders / als eine traurige Prophecenung des künfftigen Unglücks. Henrich der Grosse / ließ gantz keine Zärtlichkeit sehen ; er zeigte sich als ein Mann von Kindheit auf ; triumphirte also gleich zu Anfang seines Lebens über die Wiederwärtigkeit/ und das Ungemach/ so dem Fleisch zustossen solte : dann hätte er sein Elend durch das Weinen angeklagt / so hätte er zugleich dem zukünfftigen Ruhm abgesagt.

So bald er dem Anherrn aus den Armen kam/der ihn vor Freuden nicht wuste genug zu liebkosen / ward er der von Coraze anvertrauet ; weil man sahe/ daß sie ihre Kinder so scharff und wol erzoge / bekam man Lust zu ihr / und vertrauete ihr diese eintzige Hoffnung der Navarrischen Kron / auch zur Auferziehung an. Die Beschaffen-

schaffenheit der Lufft und des Lands halff darzu / daß er eine gute und starcke Complexion bekam; man hat diesen jungen Herrn offtmals barfuß und mit blossem Kopf auf Steinen und im Schnee gesehen. Ein Held muß einen starcken Leib und kräfftige Glieder haben / und liegt wenig dran / ob er schön ist oder nicht.

IV. Die Unmässigkeit verursacht ein kurtzes Leben und viele Kranckheiten.

Man fragt offt / warumb doch die Leute vor alters so lang gelebt haben / und stätig so gesund gewesen? Warumb die Leute heut zu tage so schwach und hinfällig sind? Die Natur müssen wir deswegen nicht anklagen; dann die erzeigt sich nicht weniger / als eine Mutter gegen uns / als gegen die Patriarchen / die ihr Leben biß ins neun hundert Jahr glücklich und gesund fort gebracht. So kan man auch nicht sagen / daß die Speisen ihren Safft und Krafft verlohren haben / oder daß sich ihre Substantz verändert hat. Sondern

dern das kürtzet uns das Leben ab / wir essen zu viel und zu niedliche Bißgen ; die Vielheit von unterschiedlichen Speisen verderbt den Magen : Je mehr wir niedliche Bißgen und delicate Speisen anrühren / je mehr Feinde nehmen wir in uns hinein. Diese Feinde haben gar zu widerwärtige Qualitäten an sich / daß sie sich solten vergleichen / und eines das andere dulten können. An statt / daß sie den natürlichen Calorem und Hitze solten unterhalten / unterdrucken sie ihn. Ists also unser eigene Unmässigkeit / die uns schwächt / nicht die Speis und Nahrung an und vor sich selbst / es bringt uns nicht so wol der Tod als die begangene Excesse umbs Leben : Die Natur ist mit ihren Gütern nicht geitzig ; wir verfahren viel mehr so verschwenderisch damit. Was ists wunder / daß grosser Herrn Kinder so gar von schlechten Kräfften sind ; wann gleich Printzen geboren werden / so macht man sie zu Weibsleuten durch die zärtliche Auferziehung. Hercules brachte in der Wiegen schon Monstra umb.

setzen/ den man ihnen hat vorgezogen. Und geht zwar vielleicht ihr Absehen und Beginnen dahin nicht / daß sie an dem Herrn wolten Untreu werden / sondern nur sehen zu lassen/ daß er mit dem Diener nicht wol versehen sey/ daß er es versehen/ in dem er ihnen eine Vergeltung ihrer Dienste entzogen / die doch nirgends besser als in ihrer Hand wäre verwahrt gewesen.

Die Hertzhafftigkeit Ludovici und seiner Minister kluges Verfahren erwarben ihm dieses Hertzogthum; allein Trivultii und der Aubignis Eifersucht und Neid gegen einander machten ihn dessen wiedrum verlustig.

IV. Es ist ruhmwürdig dem gehorchen/ der doch sonst unter uns ist.

Ich hab oben gedacht/ daß die æmulation der Generalen einen Herrn offt um das Eroberte wieder bringt; welches nur leider gar zu wahr ist: Vor diß Ubel sind nur zwey remedia zu finden/ daß man entweder nie läst zwey subjecta von gleichen mèriten in concurrenz einer Sach kommen; oder

aber

aber / daß man dem gleichen oder höhern lehrt nachgeben und gehorsamen. Das erste Mittel geht am leichtesten an / das andere aber wäre zuträglicher vor den Fürsten. Venedig wird nicht recht versehen mit seinen Dienern / weil ein Edelmann / der einmal ein Ampt verwaltet / hernach einem andern / der es bekommt / sich nicht will unterwerffen; er hielte es ihm vor eine grosse Schande / wann er dem jenigen gehorchẽ solte / dem er zuvor zubefehlẽ gehabt. Rom verstunde die Sach sehr wol / drum gewöhnte es seine Kriegs-Häupter dahin / daß sie nach verrichtetem Triumph wiedrum unter der jenigen Anführung und Commando fechten musten / die sie zuvor zu ihrem Sieg gebraucht hatten. Nach dem Scipio Africam bezwungen hatte / wegerte er sich nicht als ein schlechter Soldat unter seinem jüngern Bruder in Asien zu dienen. Diese Anstalt ist über die massen klug verfast und angegriffen: So blieben wackre Leute niemals müssig / und fande sich nicht bald ein vornehmer Kriegsmann / der nicht zum

wenigsten so viel/ wo nicht mehr/ als die andern verstunde/ und erfahren hatte. Diß ist das herrliche Mittel/ wie man denen Soldaten lehren kan/ treffliche Generalen zu werden/ und diesen ingleichen/ wie sie auf alle Weise ihrem Vaterland treue Dienste leisten können und sollen.

Der Fürst von Trimoville hatte unserm König bey S. Aubin eine Schlacht abgejagt/ diente ihm aber hernach davor trefflich in vielen Begebnussen; da man den König wieder diesen tapffern General und etliche andere/ die ihm waren zu wieder gewesen/ wolte anhetzen/ thate er diese Rede/ so die Nach-Welt billich hoch halten muß: Es gezietmet einem König in Franckreich nicht/ daß er das Unrecht räche/ so ihm von einem Hertzog von Orleans wiederfahren.

V. Nichts kommet einem Monarchen besser zu/ als wann er leicht vergiebt.

Das Gedächtnus braucht man nur zu den Gutthaten/ die man empfängt/ nicht

nicht aber zu dem erlittenen Unrecht. Wer sich einer Beleydigung erinnert / ist nicht generos; und wer hingegen einen favor leicht aus dem Gedächtnus läst / kan sich der Beschuldigung der Undanckbarkeit nicht entziehen. Das sind recht Königliche Ubungen: Guts thun / aber kein Register darzu halten; das böse dissimuliren und nicht wissen wollen / auch sich nicht einmal drüber beschweren. Eine privat-Person mag sich fürchten / sie werde sich noch mehr Unbilligkeiten zuziehen / wann sie die erste nicht rächet; dann bey solchen gemeinem Gemüthern könte man sich einbilden / daß sie sich mehr aus Unvermögen / als aus Mässigung des Gemüths nicht rächen thäten. Ein Monarch ist dieser Gefahr nicht unterworffen / man weis vorhin wol / daß die Beleydigung nur gar selten biß an seinen Thron steiget; daß die Bestraffung auf selbige ohne Müh herunter plitzen kan; daß es Potentaten schwer ist / etwas zu leyden / und leicht das Erlittene zubestraffen. Diese Erwegung macht / daß ihre Gedult nicht kan

schändlich und straffbar seyn/ weil man nichts Unanständigs sich von ihr einbilden kan; ja sie macht selbige vielmehr hochschätzbar und rühmlich/ indem sie der verzeihenden Gütigkeit GOttes es nachthun will. Es ist das eigentlichste Werck dieses himmlischen Monarchen/ daß er barmhertzig ist; sollen derowegen die jenige/ so er zu Göttern auf Erden gemacht hat/ es ihme nachthun/ wollen sie anders Kinder des Höchsten seyn.

Sein humor war/ daß er immer gern zuverzeihen pflegte/ und hatte zu nichts mehr Lust/ als wie er gegen keinem Menschen mißtrauisch seyn möchte: Der Cardinal Ascaigne hintergieng ihn zu mehrmalen.

VI. Ob man sich einem wiederversöhnten Feind vertrauen soll?

Es ist eine schlimme Tugend um das Mißtrauen/ weil es dem/ der damit behafftet/ lauter Plag anthut; und gleichwol kan man ihrer nicht entbären/ weil sie dem zur Sicherheit dient/ der sich des Bösen befahrt. Es kans

kein Mensch laugnen / das Mitrauen macht / daß ein Herr unentschlossen ist; in dem er sein Gemüth in unterschiedliche furchtsame Sorgen zertheilt / schwächt ers in seinen Anschlägen; diß Mißtrauen giebt denen einen Stoß / die doch offtmals am treuesten dienen / es bringt sie um all ihren Eifer und Lieb. Das ist aber auch gewiß / wann ja solches Mißtrauen eine Stieffmutter des hertzlichen und aufrichtigen Dienst-Eifers ist / so ist es doch eine treue und liebe Mutter der Sicherheit. Es verstößt wol zuweilen die so lieben / verwehrt aber auch denen ihre böse Tücke / die verrätherische Anschläge hegen. Wanns ja unrecht ist / mißtrauisch seyn / so begeht doch ein König so einen gefährlichen Fehler nicht / der zumal einen wiederversöhnten Feind zu wenig / als der ihm zu viel zutraut. Das gute Zutrauen eines Herrn würckt bey wackern und großmüthigen Bedienten / Treu und Aufrichtigkeit / aber bey feigen und lasterhafften Dienern giebt es nur Anlaß zur Verrätherey: Ist also (nach des Italiäners

Aus-

Ausspruch) gut/ so man trauet/ noch besser aber so man mißtraut.

Man bildete sich zu Rom ein/ der König wolte den Cardinal von Anboise zum Pontificat helffen befördern/ welches ihm dann grosse und viele Feinde machte.

VII. Weltliche Herrn können mit Fug sich nicht einmengen in die Päbstliche Wahl.

Es können Könige nichts ärgers beginnen/ als wann sie sich in die Wahl des Pabsts einmengen; Gliedern stehts nicht zu/ so sich zum Haupt wollen machen/ sie sind deswegen im Leib / es sey nun der natürliche oder Politische/ daß sie die influenz empfangen vom Haupt/ nicht daß sie selbige austheilen. Kinder machen ihre Eltern nicht/ sie finden sie schon in der Welt / ehe sie drein kommen: Gleichwie uns die Natur die leiblichen/ also giebt der Geist GOttes die Geistlichen. Es ist nicht zu billigen / wann die Geistlichen sich in Sachen mischen / die durchaus weltlich sind; noch viel weniger aber/ wann Laici die Heiligen und das Gewissen

wissen betreffende antasten. Der Schöpffer aller Dinge hat eine Veste gemacht/ die die ober-irrdische Creaturen von den untern scheidet; die Erde hat ihre Grentzen / das Meer ist auch mit den seinen umgeben. Die jenige Herrn so sich in die Päbstliche Wahl einmischen/ zeigen dadurch an/ daß / in dem sie dem Gebrauch nach ihnen die Füß küssen/ sie ihnen die Hände dargegen binden.

Auf obbenandtes folgte nun/ daß die Schweitzer von unserm König abfielen / Julius der andere brach unser Vereinigung und Allianz mit ihnen/ und nahm uns hierdurch Mäyland wiedrum ab.

VIII. Ob ein Monarch auch frembde Völcker im Krieg brauchen soll?

Es ist kein hoher Potentat / der nicht seine Feinde hätte/ sie können sich gegen selbige defendiren/ entweder/ in dem sie ihnen mit Gewalt entgegen gehen / oder in dem sie ihnen die Macht benehmen; davon ist zwar gantz nicht zu

zu zweiffeln und versteht sich von selbst / daß man dem Feind andere und frembde Hülff aus den Händen reissen müsse; aber daran läst sich noch zweiffeln / ob man sich derselben selbst bedienen soll. Die/ so ihre Dienste andern ums Geld verkauffen/ die verkauffen sie dem / der am meisten darauf bietet; ist man also ihrer Treu niemals versichert / als wann man gewiß weis / daß des Feinds Beutel leer / oder doch nicht so wol versehen ist als der unsere. Geschweige/ daß ein Monarch / in dem er sich frembden Volcks bedient/ die seine in Unwissenheit erhält/ und giebt ihnen zu faulen Tägen Anlaß und Gelegenheit; daß er sein Volck irririrt entweder dadurch / daß er ihre Tugend und Tapfferkeit nichts achtet / oder in dem er sie Frembden nachsetzet/ und sie also geringer hält. Ich will nicht sagen/ was vor Ungelegenheit dergleichen Soldaten in einem Land verursachen / wie hochmüthig ihr Gehorsam ist den sie leisten; die eintzige Ursach ist genug/ daß frembde Truppen nie recht treu dienen / weil sie allzeit ums Geld feil sind.

Viel=

Vielleicht wiederfuhr ihm das Unglück in Italien nicht so wol aus einer Boßheit der Menschen / als durch GOttes Güte / der ihn wegen seiner Sünden wolte heimsuchen. Er begieng nicht einen geringen Fehler / daß er in die Theilung des Königreichs Neapolis willigte/und es mit Ferdinando von Arragonien theilte/ der doch solches nicht begehren konte/ er beleydigte dann dadurch einen Fürsten aus seinem Haus und Geschlecht.

IX. Menschlicher Verstand irret sich zuweilen.

Es scheint wol/ daß Ludwig Arragonien durch Arragoniens Waffen selbst wolte ruiniren / daß er Fridericum durch den Ferdinand zuvertreiben vorhatte: Der Ausgang zeigt / daß diß Vorhaben unbillich war. Ludwig jagte Fridericum aus Italien / Ferdinand, den er geruffen hatte/ zwang ihn selbst hernach wiedrum in Franckreich zu kehren. Alle diese Kriegs-Häupter dienten ihm nicht fleissig / oder wurden gar zu Verräthern. Der König erkandte

kandte zwar seine Unvorsichtigkeit / aber zu spat / und nach dem die Zeit schon vorüber war / solchen herein zubringen / auch die Mittel entgangen waren; ferner einigen Vortheil daraus zu ziehen.

Er begieng auch damit keinen geringen Fehler / in dem er Friderici **Huldigung nicht annehmen wolte / welcher den Frieden durch den** Tribut **wegen seiner Kron von ihm kauffen wolte.**

X. Das Verlangen etwas unrechtmässiger Weise zu haben / wird mit dem Verlust dessen / so man rechtmässiger Weise besitzt / gestrafft.

Das Unglück eines unserer besten Monarchen meritirt wol / daß man ihm in den Geschichten eine reflexions-Zeile schencke: Er giebt einem frembden Fürsten unbedachtsamer Weise das halbe Königreich Neapolis, und will dessen Huldigung nicht annehmen / der schon lange Zeit sich in demselben hatte fest gesetzt. Diese seine magnificenz und Freygebigkeit gereichte ihm zum grossen Unglück / dann er verlohr

wie-

wider was er gegeben/weil er es als ein Undanckbarer giebt. Das ist noch nicht hoch zu rechnen/ daß er einen armseeligen König sein Land und Leut entzogen/ sondern vielmehr das jenige/ daß er aus einer sonderlichen Generosität ihme Anjou davor geschenckt/ und also den jenigen selbst wieder ernährt/ dem er zuvor die Mittel des Aufenthalts entzogen hatte. War also Frideric billich glückseelig zu schätzen / daß er einen so genereusen Feind angetroffen/ der um eines leichten Fehlers willen so eine noble Buß auf sich genommen.

Neapolis in Mäyland war ihm zwar ein grosser Verlust jenseit des Gebürgs / doch fiels ihm so schmertzlich nicht als der Tod Gastons de Foix, den er hertzlich beweinte.

XI. Ob man mehr an einer Armee als an einem Capitain verliere?

Ein gewonnen Land/ eine erhaltene Schlacht/ sind so viel nicht wehrt als ein eintziger General, den man dabey ver-

verliert: Nicht/weil eines Mannes Leben köstlicher ist als alle Schätze/ ja als alle Goldminen der Welt/sondern weil man dem Feind in einer Schlacht nur schlechte und gemeine Leute umbringt/ uñ vielleicht in einer gantzen eingenommenē Provinz nicht einen eintzigen Mañ findet/ daraus so ein General zu schnitzen wäre. Was hat Italien/ seit dem Tode Cæsaris erzeugt / das Gastons Verlust könte herein bringen? Ist ja sein Tod mit etwas bezahlt worden / so sinds die bittere Thränen seines Herrn gewesen/ so er um ihn vergossen.

Gantz Franckreich hat zwar verlangt einen Sohn von einem so gutem Vater zu haben / allein weil der Himmel seine Ehe mit diesem Seegen nicht angesehen / gab er auf Bitt und Einrathen des Parlaments seine Tochter Francisco I. dem vermeinten Erben des Reichs.

XII. Auf was Maß die Parlamenta sich in die Staats-Sachen einlassen können.

Es hat niemand macht des Souverai-

nen

nen Herzn seine Geschäffte zu untersuchen; gleichwol giebt doch ein Potentat seinem Parlament diese Macht / wann er klug verfahren will.

Seine hohe Würde erhebt ihn zwar über alle Häupter des Reichs / aber seine Vernunfft und Klugheit erniedrigt ihn so weit / daß er sich bey den Klügsten Raths erholt. Warum wolte er sich eine Sach nicht remonstriren lassen? Warum nicht allen guten Rath von den ehrwürdigen Alten annehmen / die gleichsam deswegen die Krafft nicht haben / etwas zu Werck zu richten / damit sie desto fähiger werden gute und reiffe Consilia zugeben? Sie sind klug / weil sie betagt sind; sie sind treu / weil sie Frantzosen: So / daß die Vernunfft ihr Urtheil nicht mehr verderbet / sondern vielmehr die Erfahrung ihre Vernufft nur tichtiger und stärcker macht.

Diese Heurath kam zwar dem Staat zu gut / allein sie gereichte zu des Käysers Nachtheil / dem diese Princessin war versprochen worden.

XIII. Um welcher Ursachen willen einem Herꝛn erlaubt ist sein Versprechen zu wiederruffen?

Die dringende Noth und sonst nichts kan Potentaten ihres gethanen Versprechens entbinden / sie können und sollen niemals versprechen um zu betriegen / weil Betrug und Lügen niemals erlaubt ist. Dafern sich aber etwas zuträgt / das dem Fürsten eine grössere obligation aufbürdet als das Versprechen / so ist auch das Versprechen nicht mehr kräfftig / und der Herꝛ desselben entbunden. Der Herꝛ kan nichts versprechen das der allgemeinen Wolfahrt zu wieder / und seiner eigenen Person beschwerlicher wäre / als es etwa eines andern privat-Menschens interesse beförderte. Wann sich nun ein Herꝛ verbindet eine solche Heurath zutreffen / die sein Land und Leut in Sicherheit setzt / so gilt dieses Versprechen nicht mehr / wann solche Sicherheit drauf gienge / wo er in der Heurath dem gegebenen Versprechen nach verführe. Ursach / es ist ja die Pflicht und Schuldigkeit sich zu erhalten

ten viel natürlicher und kräfftiger / als die jenige/da man seinem Versprechen nachkommen soll. Und ändert sodann nicht der Fürst die Sache / sondern die Sach den Fürsten.

Es ist nicht wol jemals ein Monarch gefunden worden / der von grösserer Gütigkeit gewesen wäre/ als unser Ludwig.

XIV. Wem die Sanfftmuth besser anstehet / dem Herrn oder dem Minister?

Die Strengigkeit hat bißweilen viel ausgericht / Hannibal hat seine Soldaten in Italien behalten / weil er gegen dieselbe grausam war : Scipio verlohr fast gantz Spanien und seine Armee/ durch ein gantz wiedrig Verfahren. Die Strengigkeit zwingt wol / allein sie macht auch Aufstand; die Gelindigkeit schmeichelt und liebkoset / aber sie macht dabey zaghafft. Damit man nun weder von diesem noch jenem etwas auszustehen hat / so muß man sie mässigen ; wers nicht thun kan / der brauch sie zum wenigsten bey verschiedenen Fällen und Personen.

nen. Ein schon feststehender und seiner Regierung versicherter Herr / kan gar wol ernsthafft seyn / wer aber sich erst zum Herrn machen / und sein Regiment befestigen soll / der muß gelind verfahren: Massen der Ernst erhält / die Gelindigkeit lockt an. Soll also ein Herr selbst gelinde und sanfftmütig seyn / gegen die Unterthanen / weil er niemand zu verführen hat / sondern sich ohne das der Treu zu jederman versihet; hingegen ein Minister den Ernst gebrauchen / weil er andere verführen kan; damit er sich dadurch von der Suspicion liberire.

Diese liebwürdige Qualität erwarb ihm den Namen Pater Patriæ, oder des Vaters der Völcker.

XV. Von denen vortrefflichen Zunamen der Könige.

Der herrlichste und vortrefflichste Nam und Titul ist der jenige / so man einen mit Warheit nennen kan Patrem Patriæ; der Nam Augustus kam gar zu Majestätisch heraus / er macht das Gemüth gar zu furchtsam durch die Ehrerbietung und Demuth / so er erfor-

fordert. Der Name Groß / oder Gerecht haben ihre Lieblichkeiten und Widerwärtigkeiten; dann wer den Namen Groß nur nennet / der jagt schon eine Furcht ein / weil man diesen Titul nur durch vielfältig Blutbad und Morden erwirbt; wer den Namen Gerecht nennet / erschreckt auch / weil er nur gerechte Straff mit sich führt. Find ich also keinen Ruhmwürdigern als den / der unserm Ludovico zugelegt worden: Dann wer mit der Warheit einen Herrn den Vater der Völcker nennet / der versichert dadurch / daß er Herr über die Hertzen sey / daß er liebe und geliebt werde. Ein Vater gibt das Leben / und druckt uns zugleich den schuldigen Respect, ja Freude und Zuneigung zu gehorsamen ins Hertz. Ludwig der zwölffte hat ihn wol mit recht geführt / dann er dem Volck eine grosse Last vom Hals genommen / in dem er den dritten Theil der Auflagen cassirt und sie deren überhoben.

Ob seine Regierung schon viel Wiederwärtigkeit erfahren / so

rühmen doch alle Kluge dieselbe; ja ich weiß nicht / ob die glückseeligste Regenten solche nicht ursach hätten zubeneiden. Ich sehe wenig unter unsern Königen / die füglicher mit Carl dem fünfften verglichen werden können / als er / weniger die ein Muster eines vollkommenen Monarchen besser vorstellen / als alle Beyde.

XVI. Vergleichung Ludwig des eilfften / mit Carl dem fünfften dieses Namens / König in Franckreich.

Plutarchus will sich nicht unterfangen / den Ausspruch zu geben / da er Cæsarem und Alexandrum mit einander vergleicht; er erkennet / daß sie Beyde so tugend- und heldenhafft sind / daß er nicht weiß / wem er den Vorzug beylegen soll: Sie übertreffen einander Beyde / und sind also auch Beyde übertroffen; von unsern beyden obenbenandten Königen muß man ein gleiches sagen. Beyde sind zu ihren Zeiten geliebt und bewundert worden; sie haben beyde mit mächtigen und ge-

fähr-

fährlichen Feinden zuthun gehabt; sind Beyde mit öffentlicher Macht / und durch himmlische Griff angetastet worden. Carl der Kluge hat mit den Engelländern / und der Ludovicus der zwölffte / mit den Spanniern sich schmeissen müssen: Den ersten hat der König von Navarra, den andern der Pabst mit allen ihren listigen Griffen nicht hindergehen können. Beyde haben wichtige frembde Kriege gehabt / aber wenig einheimische; sie haben beyde ihre Bediente geliebt / und ihre Generalen geehrt. Carl hat den von Guesclin hoch gehalten / Ludwig beweinte Gaston von Foix. Der Kluge hat nach seiner Zuneigung geheurathet / der Vater des Vaterlands nach Vernunfft; dieser zog die Reiche der Schönen / jener die Schöne der Reichen vor. Carl hat sich nach seiner Gemahlin Tod / allzeit nach ihr gesöhnet / so daß er nie keine andere nehmen wollen; Ludwig hingegen hat so inniglich nicht geliebt / sondern zwey Weiber genommen. Schlüßlich / so bedunckt mich / daß der Kluge von

jederman besser bewundert / und ihm weniger gehorsamet worden; Ludwig aber wurde mehr geliebt / und nicht so sehr gefürchtet.

Man hat Carln höher bewundert / und ihm besser gehorcht / als Ludovico: Was vor eine Tugend hat diese Admiration gewürcket? Welcher Tugend hat er den Gehorsam zu dancken / der ihm geleistet worden?

XVII. Vorzug Carls des fünfften / vor Carolum Magnum.

Man mag loben und herausstreichen so lang wan will / die Tapfferkeit Carls des Grössen / so ziehe ich derselben dannoch die Bescheidenheit Carls des Klugen vor; und diß Zeugnuß muß ihm alle Welt geben. Seine Waffen haben so grossen Lermen in der Welt nicht gemacht / hergegen *ist da*durch grösserer Nutzen geschafft worden; Carl hat über Carln triumphiret / über seine Lüste durch die Keuschheit / und über seinen Verstand / durch seine Sittsamkeit: Hierinn bestehet meiner Meinung nach / der Ruhm Carls

des Klugen: Hierinn zeigt sich / worinn er übertroffen habe. Wer seinen Leib weiß im Zaum zu halten / der ist billich vor vernünfftig zu achten; und wer sein Gemüth recht beherrschen kan / der ist des Herrscher Tituls werth. Er hat die / so er sich zur Königin erwehlte / nie verlassen; seine Augen waren blind / und sein Hertz unempfindlich gegen alle andere Weiber. Carl der Kluge hat niemals kein Weib berührt als die Seinige / ja nie nach keiner andern verlangt: Sie genosse seiner Lieb recht / und hielte seine Neigungen im Zaum. Carl der Grosse ist immer hin und wieder gefahren / hat fast alles geliebt / was den Augen vorkommen ist / so daß man auch die Fabeln damit angefüllet. Die Moderation betreffend; welcher Potentat hat sich jemals die Vernunfft besser regieren lassen / als Carl der Kluge? Es war ihm nicht genug / daß er seine Vorhaben mit Fleiß selbst untersuchte / er untergab auch solche gar dem Parlament drüber zu urtheilen. Weil seine Macht wegen seiner Souverainen Kron keine Schran-

 cken

cken hatte/ so schränckte sie dannoch seine gute Vernunfft/ oder das vernünfftige Einrathen der Klugen ein. Gottes Macht ist unendlich / und gleichwol thut er nicht anderst als er will / und umschränckt dadurch / so zu reden/ seine Macht: Könige/ die ihm es nachthun/ kommen ihm auch nach / und thun auf gewiß maß also auch / was der Höchste thut.

Ludwig wurde mehr geliebt und weniger gehaßt als Carl. Welchen unter unsern Monarchen kommt er wol gleich?

XVIII. Gleichheit Ludwigs des Gütigen und Ludwigs des zwölfften.

Wir wollen ihm Ludwig den Gütigen/ an die Seiten setzen; es ist nie in einem Fürsten mehr Gütigkeit anzutreffen gewesen/ als an dem Sohn Caroli Magni: Er war so gar gelind/ daß er auch des Volcks Verachtung sich über den Hals gezogen / und seine Kinder selbst wider ihn aufgebracht. Was ist das einem Vatter nicht vor ein groß Unglück/ wann er sihet / daß er von seinen eigenen Kindern verachtet wird / bloß

bloß darumb / weil er ihnen zu gut ist? was vor ein Laster an Vasallen / wann sie ihren König beleidigen / weil er gůtig gegen ihnen ist? Es ist wol nie kein Printz mit so grosser Gefahr tugendhafft gewest / als eben dieser Ludwig der Gůtige / seine allzugrosse Gůtigkeit hat ihn zweymal umb das Reich gebracht; und er kunte doch den Muth nicht fassen / daß er sich drůber beklagt / geschweige / daß er zun Waffen gegriffen håtte. Ludwig der Vater der Vôlcker hatte auch eine gůtige Natur an sich / die ihm aber dabey immer einen Sieg nach dem andern erhielt; die Boßheit kunte seine Gedult niemals aufbringen; er ertrug immer das Unglůck / und råchete sich nicht an den Hochmůthigen / die ihn angriffen. Es hat keinem von diesen beyden Ludovicis, an dem / was aus der Clementz folget / ermangelt / das ist / sie sind beyde geneigt gewest zur Vergebung: Der letztere ist allzeit gut / niemals aber feig und weibisch gewesen; man hat ihn oft angereitzt und heraus gefordert / aber niemals ůberwunden.

Kommt also Ludwig der zwölffte/ dem Gütigen gleich/ weil er fromm und gut war: Doch ist er ihm nicht durchaus gleich/ weil jener etwas gar zu gut und einfältig war.

Könige/ die da wollen eine sichere Regierung haben/ mögen diese beyde Qualitäten Carl dem Klugen/ und Ludovico dem zwölfften ablernen; hingegen aber sich hüten vor den Fehlern/ so obberührter massen Carl der Grosse/ und dessen Sohn Ludwig der Gütige/ an sich spühren lassen. Die Klugheit mögen sie an Carl; an Ludovico aber die Gütigkeit absehen; Caroli Magni unmässige Lieb / und des Sohns Schwachheit vermeiden. Durch die Klugheit werden sie sich bey dem Volck in Verwunderung setzen; durch die Gütigkeit dero Hertzen an sich ziehen: Wann sie sich durch die edle Keuschheit wieder die unzimliche Lieb befestigen/ werden sie die Ehr und Zucht ihrer Gemahlinnen auch fest und unverbrüchlich machen: Und wann sie sich mit einem tapffern Muth vor den Schwachheiten des Gemüths erwehren/

ren / so werden sie/als rechtschaffene Männer / vor aller Verachtung und übermüthigen Verfahren der Weiber/ sattsamlich sicher seyn.

Henrich der Grosse.

I. Ein einiger rechtschaffen tugendhaffter Mann ist viele anderer werth.

Ich hab versprochen / das Leben unserer Könige zubeschreiben / hier folgt der kurtze Begriff und Auszug derselben ; Henrich der Grosse macht allein ein rechtes Epitome der Ehr und des Ruhms / so alle Monarchen je besessen haben : Wann man nicht alles anführt/ was seine Vorfahrer herzlichs angefangen und ausgeführt / so ists unmöglich/seine Meriten recht zuverstehen. Die eminirende Thaten dieser heldenmässigen Könige / sind nur ein Vorschmack dessen gewesen/ was er in seinem Leben verübt / und ihre herzlichste und prächtigste Siege / nur schlechte Probstücke und Muster dessen/so er der Welt vor Augen gelegt.

Henrich der vierdte/der Ordnung/ der Grosse/den Meriten nach/ ward

zu Pau gebohren / im Jahr 1553. und eben am selbigen Tage die Stadt Pau mit ihm / weil sie / ehe dieser Herr ans Liecht kam / auch im dunckeln und unbekandt war. Sein Vaterland und Geburtsstadt sind bemüht ihre vor Europa zu-verbergen; er aber bricht gegen männiglich herrlich heraus / und zeigt der Welt seine Geburtsstadt.

II. Alle kostbare Sachen sind meistentheils verborgen.

Hatte dann Pariß keine Wiegen vor diesen unvergleichlichen Monarchen? Nein / aber es hub ihm den Thron davor auf; Franckreich hat ihn nie anders als groß sollen sehen / weil es ihn allzeit bewundern solte. So verbirgt die Natur immer / was sie köstliches hat / sie begräbt / was sie seltnes hat; es sey nun / daß sie ihren Reichthum und ihre Schätze dissimulire, unsere Begierde dadurch zu straffen; oder sich sonst solcher Griffe bediene / damit sie unsere Lust desto mehr anbrenne. Die Perlen / so kostbar sie sind / werden sie doch in der Tieffe zubereitet /

reitet ; die Diamanten erzeugt die Natur in harten Steinen/ weil sie nun schwerlich von dannen zuhaben sind / steigt eben dadurch ihr Preiß. Es muß alles was herzlich seyn will / heimlich seyn ; niemand hat jemals die Substantz der Sachen/ noch die Formas der zusammen gesetzten Dinge gesehen ; die grosse Zahl der darumb stehenden Accidentien verbirgt sie ; und wird nichts an ihnen erzeigt / daß wirs zugleich sehen könten / als nur das jenige / was unserer Ambition zum Raub wird. Die schönste Qualitäten / die favorablesten Influentzien sind uns verborgen; sie thun uns guts / ob schon unbekandter Weise / und da wir es nicht sehen : Der Magnet käme umb seine Æstim, wo er uns seine Lieblichkeiten recht zeigte. Kurtz/es verbirgt sich die Natur / die Gnade / ja GOtt selbst setzt dahin seinen Thron/ wo unser Aug nicht hinreicht ; damit er sich unsern suchenden Fürwitz entziehe : Dann wo er sich unserm Augen zeigt / stellt er sich auch unserer Verachtung zum Objecto dar. Mein König war kostbar / darumb

kunte er nicht anders / als bey seiner Ankunfft in die Welt sich verbergen.

Johanna seine Mutter singt / in dem sie niederkommet / weil sie die Freud der Welt zur Welt gebieret / ihr Kind kommt ohne weinen auf die Welt / weil er zur Regierung geboren worden. Henrich von Albret gibt einen Propheten bey seiner Geburt ab / und spricht / daß das Schaf (so nenneten die Spanier Johannam, und schimpfften sie damit) einen Löwen zur Welt gebracht.

III. Warumb weinen die Kinder / so sie zur Welt kommen?

Des Kindes Leib gibt sich aus einander / wann es von der Mutter kommt / dieser Liquor, den es aus den Augen vergůsset / ist viel mehr ein Effect, und kommt her von der Bewegung / als ein Zeichen des Schmertzens; es weinet nicht / sondern druckt nur die Feuchtigkeiten aus. Die Moralisten geben hier eine andere Ursach dieses weinens; es seufftze / sprechen sie / ů-

ber

der das so mannigfaltige Unglück / so dem Kind begegnet / und dasselbe bey erstem Eintritt in die Welt empfängt; in dem es anfängt das Unglück zu fühlen / beklaget sich das Aug drüber: Und sind die Thränen nichts anders / als eine traurige Prophecey ung des künfftigen Unglücks. Henrich der Grosse / ließ gantz keine Zärtlichkeit sehen ; er zeigte sich als ein Mann von Kindheit auf ; triumphirte also gleich zu Anfang seines Lebens über die Wiederwärtigkeit / und das Ungemach / so dem Fleisch zustossen solte : dann hätte er sein Elend durch das Weinen angeklagt / so hätte er zugleich dem zukünfftigen Ruhm abgesagt.

So bald er dem Anherrn aus den Armen kam / der ihn vor Freuden nicht wuste genug zu liebkosen / ward er der von Coraze anvertrauet ; weil man sahe / daß sie ihre Kinder so scharff und wol erzoge / bekam man Lust zu ihr / und vertrauete ihr diese eintzige Hoffnung der Navarrischen Kron / auch zur Auferziehung an. Die Beschaffen-

schaffenheit der Lufft und des Lands halff darzu / daß er eine gute und starcke Complexion bekam; man hat diesen jungen Herrn offtmals barfuß und mit blossem Kopf auf Steinen und im Schnee gesehen. Ein Held muß einen starcken Leib und kräfftige Glieder haben / und liegt wenig dran / ob er schön ist oder nicht.

IV. Die Unmässigkeit verursacht ein kurtzes Leben und viele Kranckheiten.

Man fragt offt / warumb doch die Leute vor alters so lang gelebt haben / und stätig so gesund gewesen? Warumb die Leute heut zu tage so schwach und hinfällig sind? Die Natur müssen wir deswegen nicht anklagen; dann die erzeigt sich nicht weniger / als eine Mutter gegen uns / als gegen die Patriarchen / die ihr Leben biß ins neun hundert Jahr glücklich und gesund fort gebracht. So kan man auch nicht sagen / daß die Speisen ihren Safft und Krafft verlohren haben / oder daß sich ihre Substantz verändert hat. Sondern

dern das kürtzet uns das Leben ab / wir essen zu viel und zu niedliche Bißgen ; die Vielheit von unterschiedlichen Speisen verderbt den Magen : Je mehr wir niedliche Bißgen und delicate Speisen anrühren / je mehr Feinde nehmen wir in uns hinein. Diese Feinde haben gar zu widerwärtige Qualitäten an sich / daß sie sich solten vergleichen / und eines das andere dulten können. An statt / daß sie den natürlichen Calorem und Hitze solten unterhalten / unterdrucken sie ihn. Ists also unser eigene Unmässigkeit / die uns schwächt / nicht die Speis und Nahrung an und vor sich selbst / es bringt uns nicht so wol der Tod als die begangene Excesse umbs Leben : Die Natur ist mit ihren Gütern nicht geitzig ; wir verfahren viel mehr so verschwenderisch damit. Was ists wunder / daß grosser Herrn Kinder so gar von schlechten Kräfften sind ; wann gleich Printzen geboren werden / so macht man sie zu Weibsleuten durch die zärtliche Auferziehung. Hercules brachte in der Wiegen schon Monstra umb.

umb. Achilles nehrte sich nur von Löwenmarck / und muste noch darzu die Beine zuvor selbst zubrechen.

Man verwundere sich nur nicht über die unüberwindliche Gedult unsers Henrichs; weil er von Jugend auf ausstehen lernt. Es übte ihn das Unglück dadurch / und bereitete ihn vor zu künfftigem Sieg / und vielfältigen Triumph.

V. Es ist ein groß Glück umb eine gute Auferziehung.

Gott thut dem Menschen eine der grösten Gnaden / wo er ihn von guten Eltern läst geboren werden; nicht allein / weils eine Gutthat ist / die die Kinder umbsonst empfangen / sondern auch weil trefflicher Nutz und Vortheil dabey ist. Es flösen sich ihre Laster und Tugenden mit dem Samen in unsere Complexion; ob uns schon die Vernunfft mangelt / das so sträfflichs und lasterhaffts an ihnen ist / zu sehen und zu erkennen / so haben wir doch das Unglück / und nehmen sie unwissend an uns. Wir erben so wol ihre Gebre-

brechen / als ihre Güter. Was ist hingegen das vor ein groß Glück / so ein Kind aus einem guten Ursprung herstammet / und so solcher Ursprung nicht unrein / sondern von Lastern befreyet / ja gar vollkommen ist.

Unser junger Printz fieng sein Soldaten-Leben mit dem natürlichen an ; so bald er die Waffen anlegen kunte / bekleidete er sich damit ; er gieng von der Wiegen an nur mit großmütigen Gedancken umb / er ließ sich nie keinen andern / als Königlichen Gedancken einfallen.

VI. Die Natur bestimmt jeden Menschen von Natur zu etwas gewisses ?

Die Menschen wehlen sich ihren Standt und Profession nicht erst in der Welt / sondern sie bringen ihn gleichsam schon mit hinein : Man wird kaum geboren / so widmet man sich durch die Inclination zu diesem oder jenem Ampt und Beruff. Ein Monarch trägt die Crone zwar nicht auf dem Haupt / wann er zur Welt kommt / aber dannoch

noch im Hertzen : Es bringen nicht alle tapffere Soldaten die Lantze an der Seite mit auf die Welt / wie Pelopidas, aber gleichwol führen sie schon den Muth im Gemüth. Wir müssen den künfftigen Glücks oder Unglücks-Zustand eines Kinds nicht lang von den Astris herunter holen ; es hat die Propheceyung seines Glücks oder Unglücks schon in den Inclinationen, die es mit auf die Welt bringt. Henricus von Bourbon kunte anders nichts als ein Monarch werden ; weil alle seine Gemüths-Regungen schon Martialisch / alle Qualitäten schon königlich waren / von der ersten Geburtsstund an.

Die Ligue zog den Tod Henrich des dritten nach sich / und dieser Tod unzehliches Unglück: Er war kaum in Sieg / so wäre der gantze Staat schier auch darein gefallen. Die so am wenigsten berechtigt waren / die Kron zu besitzen / waren doch die Hitzigsten / solche zu sich zu reissen : Der Hertzog von Maine, der sich des Königreichs Verwalter nennete / hätte gern ver-

verlangt/ solches gar / als König zubesitzen.

VII. Wahrhaffte und hertzliche Meinung eines aufrichtigen Frantzosens.

O allmögende Vorsehung meines Gottes/ wie hoch bist du anzubeten und zuverehren! wer hätte bey solchem zerrütteten Zustand nicht davor halten sollen/ daß der jenige / so die Macht in Händen hätte / auch würde bald den Scepter darinnen halten? Der Rath des Haupts solcher Ligue, hatte im Vorschlag ihn zu krönen; der Præsident Jeannin, wolte in ihren Vorschlag nicht willigen: Und war also zur selbigen Zeit fast alle Generosität der Frantzosen bey dem eintzigen Mann / er allein redete wider alle / und doch für alle Frantzosen / etwa folgender Gestalt:

Ihr Herrn: Ob schon mein gantzes Leben bißher eine stetige Prob und klärliche Erweisung gewesen ist / wie hoch ich unsern itzigen Herrn halte / so bin ich doch verbunden / euch dessen aufs neue hoch-betheuerlich zuversichern/

chern / weil ich gezwungen werde / demselben dem äuserlichen ansehen nach gleichsam zuwieder zureden. Was dencken wir doch / daß wir rathschlagen / wie wir uns einen König wehlen wollen / auf eine weise / die denen Staats-gesetzen / und dem unverbrüchlichen Herkommen dieses Reichs schnur stracks zuwieder laufft; solte dann unsere menschliche Klugheit es besser ordnen können / als die Vorsehung des Höchsten / so uns biß dato regiert / und uns schon einen König dargibt? Wollen wir unser Gewissen nicht verletzen / so können wir unmöglich uns umb einen andern bewerben. Es werden gewißlich alle / die unser Vorhaben wissen / ein Abscheu davor tragen; ja der Fürst / so uns jetzo den Schein des Schutzes anbeut / wird dadurch Gelegenheit nehmen / uns zu unterdrucken. Ich will nicht sagen / wie gute prætensiones der jenige hat / welcher dem Scepter näher verwandt / als irgend einer; wo man ihm sein Recht nimmt / so ist es anders nichts / als ein unbefugter gewaltsamer Eingriff: Ja man han-

handelte auch gegen dem Cardinal von Bourbon, wider alle Treu und Glauben / weil wir ihn einmal vor den rechtmässigen Kron-Erben erkandt haben. Last uns doch reden / wie es das Hertz meint / ihr Herrn. Franckreich kan unmöglich mehr als einen Herrn haben / wir erwecken dem jenigen nur so manchen Feind / als in Franckreich Inwohner sind / den wir vor den König erklären. Ich bin unter den Ligisten / ich gesteh es; allein ich bin dabey ein redlich und aufrichtiger Frantzoß / und ein guter Christ; die Natur reitzt mich an / den König von Navarra vor meinen König zu erkennen / es zwingt mich auch die Religion, nicht die Seinige / sondern die meine. Zum wenigsten können wir andere Gedancken / und einen andern Schluß nicht fassen / wo er nur den Vorschlag nicht ausschlägt / die Catholische Religion anzunehmen; wird er aber Gott nicht gehorchen / so möchte es auch vielleicht uns so hoch nicht auszurechnen seyn / so wir ihm nicht gehorchen. Wir wollen ihn erforschen und sehen / was er geneigt zu

thun/

thun / diß stehet uns an / diß ist unsere Schuldigkeit.

Pharamond hat das Salische Gesetz erstmals eingeführt und gestellt; dieser Præsident Jeannin verthätigte es: Und erhielte dadurch das jenige / so uns und unsern Staat noch erhält.

Das Recht und die Klugheit dieses vortrefflichen Kopffs / gaben Henrico von Bourbon den Scepter in die Hand; ist also unser Franckreich beyde diese Stücke / dem tapffern König und Helden schuldig.

VIII. Ob Irrthum in der Religion einen Herrn umb die Kron bringen kan?

Ein Mensch ist so viel anderer Menschen wehrt / als er denen an Tugenden gleich kommt: Vom Præsident Jeannin kan man wol sagen / daß er unter allen Frantzosen allein rechtschaffen den Namen eines Frantzosen verdienet hat. Er hatte seine Religion viel zu lieb / daß er sie zu einem blossen Vorwandt gebrauchen sollen / er war ein gar zu auffrichtiger Frantzoß / einer / der die Kron

von

von rechts wegen tragen solte / nicht vor einen König zuerkennen. S. Paulus nennet den Käyser / der ihm den Kopff nehmen liesse / einen grimmigen Löwen / und will doch gleichwol habē / es sollen ihm die Christen gehorchen; nun war Nero aber dañoch kein Christ; gnug / daß er Käyser war. Wañ ein Herr vom Vasallen nichts wieder sein Gewissen / noch wieder den Dienst Gottes fordert / so begehrt er nichts von ihm / das er mit recht nicht thun könte. Wann die Religion in einem Reich vor dessen Auffkommen da gewesen ist / kan freylich ein Herr nicht herrschen / wo ers nicht mit dem rechten Glauben hält; weil sich ihm das Volck mit solchem Beding unterworffen hat: Wann aber die Religion allererst eingeführt / oder vom Herrn angenommen wird / wann die Monarchie schon stehet / so muß der Vasall den Herrn mit Bitten suchen zum rechten Glauben zu bewegen / nicht durch einen Auffstand und Empörung: Ja er soll eh das Leben lassen / als wieder ihn rebelliren.

Die so es mit der Ligue hielten / bott

sich an zu gehorsamen/ wann Henrich die Religion ändern wolte; er aber will in ihr Begehren nicht willigen/ weil er ihre Hoffnung und ihr Warten nicht will lassen vergeblich seyn: Er will lieber bleiben wie er ist/ als sich stellen/ er sey das/ was er doch nicht ist.

IX. Gegeneinanderhaltung der Gottlosigkeit und der irrigen Meinung in Religions-Sachen.

Es giebt der schändlichen Gemüther nur gar zu viel/ die den Türckischen Turban auffsetzten / wann er nur gekrönt wär; macht sie zu Königen/ so werden sie euch zu gefallen Türcken und Juden. Hingegen ists einem großmütigen Menschen unmöglich sich zuverstellen / es sey in welcher Sache/ oder um welches Nutzens willen man immermehr wolle; und um so viel weniger in Religions- und Glaubens-Sachen. Vor den Leuten zwar möchte diese Verstellung so straffbar nicht seyn; weil man andere zum wenigsten nicht ärgert / so man seinen Gottsvergesse-

nen

nen Sinn verbirgt/ und sich äusserlich Gottseelig anstellt: Aber vor GOTT gilt solche Heucheley nichts / der das innerste Hertz aufdecket. Man muß vom Thron aus in die Kirche gehn; nicht aber in die Kirch gehen / um hernach allererst auf den Thron zu steigen. Wer schlüst nun nicht leichtlich hieraus / daß es so ein grosses und straffwürdiges Verbrechen nicht ist/wo man in irriger Meinung steht / als wo man wissentlich in Gottlosigkeit verharret; daß es besser ist mit den Heyden ihren Götzen opffern / als seinen Heyland wissentlich spotten. Es muß der Heilige Geist/ nicht eine Krone über unser Haupt kommen / uns zu glaubigen Christen zu machen; das eine macht die Menschen zu GOtt / dieses aber Menschen denen Menschen unterwürfig.

Weil das Salische **Gesetz / welches auch vom tausenden** gradu **einen zur Kron beruffen würde/ (wie der** JCtus Baldus **sagt) unsern** Henricum, **nur über den zehnden Grad stehenden / zur** Succession **geruf-**

ruffen/ so griff er billich zu den Waffen/solches Recht vor sich zu behaupten. Es wartete eine Armee von drey tausend Mann auf ihn bey Arques, die greifft er/wieder das Einrathen des alten Birons/ mit drey biß vier Regimentern und seiner Hertzhafftigkeit an; geht sie in die zwölff mal an/ verliert zwey Pferd unter dem Leib/ und in die zwey hundert Cavaliers um sich herum/ dannoch trägt er endlich den Sieg davon.

X. Dann ists keine Verwegenheit/ daß man ficht/ wann die Noth es erfordert.

Dieser Frantzösische Hercules wuste wol/ daß sein Hertz allein so viel als eine gantze Armee vermochte/ sonst hätte er nicht so wol tapffer als verwegen gefochten: Er wuste wol daß der/ so mit recht ficht/ ohnverzagt fechten soll. Es ist offt mit Ehren kein Unterschied zu machen zwischen dem Uberwinden/ und dem gäntzlichen verderben. Wo es so zugeht/ da zehl ein General seine Soldaten nur nicht/ sondern schaue

nur

nur ihren Muth an; dann ists keine Frechheit mehr einen Feind anzugreiffen/ wann es die höchste Noth erfordert. Wann ein Mann dem Feind unter die Augen tritt/ so wird sein Hertz von zweyen Armē verthätigt. Fliehet er aber/ so setzen seine beyde Füsse den gantzen Leib in Gefahr. Henrich sahe wol/ daß/ falls er seinem Feind keine Furcht einjagte/ so machte er ihm nur Hoffnung; kurtz/ wann er nur ein wenig nachgebe und wanckete/ so würde seine Krone verfallen seyn.

Nach so einem herrlichen Sieg/ begehrt der Uberwinder dannoch den Frieden.

XI. Was die moderation nach erhaltenem Sieg guts nach sich zieht.

Wer sich vor dem/ den er zu Boden geschlagen/ demüthigt/ der hebt sich dadurch empor: Wer seinen Zorn im Zaum hält/ der triumphirt durch seine Klugheit über seine Hertzhafftigkeit. Es ist ein rechter furor, wann man eine Person zweymal überwinden will/ zumal wann die letztere Victorie die erste

nicht vortheilhaffter macht / und man nichts als Blut zu Lohn bekommt. Das Aug/ so seine Vergnügung hat Blut fliessen zu sehen / redet klärlich von der Grausamkeit des Hertzens; ein Löw schenckt seinem Wiedersacher das Leben / wann ers nimmer gegen ihm verthätigen kan; er fängt ihn an zu lieben/ wann er ihn nimmer zufürchten hat. Uber diß so ists eine treffliche Klugheit / wann man um Friede bittet / wann man noch in dem Stand ist/ daß man den Krieg fortführen kan; erstlich giebt man durch solche moderation einen klaren Beweiß / daß man des erhaltenen Glücks wehrt sey / indem man sich dessen nicht übernimmt. Zum andern versichert man sich des glücklich- oder unglücklichen Ausgangs/ den die letztere Schlacht kan zu wege bringen / weil der Zufall der Waffen nicht einerley ist / und der Ausgang gantz anderst fallen kan/ als unsere Hoffnung gehet. Massen nur allzubekandt ist / wie offt ein verzweifelter Zustand einen unglückseeligen von so gäntzlichen Fall errettet / und

den/ der ihn zu Boden zu stossen sucht/ selbst fällt. Wanns nach meinem Rath gieng/ so solte man dem Feind allzeit eine güldene Brück bauen/ der sich reterirt; wer es thut ist lobens werth.

Seit der bey Arques erhaltenen Victorie war in Spanien nichts anders/ als lauter intriguen und verwirrtes Wesen/ und hingegen lauter Fried und Glückseeligkeit in Franckreich zu sehen: Henrich strahlt überall um sich als ein Blitz/er kehrt alles um/und legt es zu Boden/ wie ein Donnerstreich. Ich führ seine Schlachten nicht an/ damit ich nicht müsse allen seinen Verrichtungen gleichsam auf dem Fuß nachgehen: Städte kunten ihn nicht aufhalten/die Gefahr nicht erschrecken/ sein behertzter Muth macht/ daß er sich in alle Gefahr kecklich hinein wagt/ daraus ihn doch die Göttliche Vorsehung wunderlich jeder Zeit errettet. Ein Astrologus drohet ihm im Monat Martio ein Unglück;

Henrich schlägts in Wind; rüst sich zur Schlacht/ und gewinnt sie auch. Isory war das Theatrum seines Ruhms/ und die Grabstätt 4000. seiner Feinde: Henricus beweint sein Glück/ weil er in solcher Schlacht seine eigene Unterthanen verlohren.

XII. Großmütigkeit gegen einem Feind.

Was er vor der Schlacht gesagt hat/ ist besser und höher zu achten/ als die Victorie selbst; weil seine Faust nur einen aufrührischen Hertzog überwandt/ der Muth hingegen aber sich selbst/ das ist/ über einen unüberwindlichen Monarchen triumphirte: Last uns doch seine Rede anhören:

Der Herr du Maine ist uns an Volck/ aber wir ihm an der Gerechtigkeit überlegen; die Anzahl seiner Soldaten übertrifft die meinige/ der Muth hingegen ist weit geringer bey ihnen als bey uns. Wann GOtt meinen Tod würde zulassen/ so bleiben doch bey meiner Armee so viel Generalen als

Herrn

Herrn darunter sind. Das Unglück des Hauses Guise ist mir jederzeit so sehr zu Hertzen gangen / als sie durch ihren Irrthum verblendt sind: GOtt ist mein Zeug / daß ich sie / wiewol sie Feinde sind / dannoch vor meine Verwandte halte. Wann sie ja Ursach haben / sich vor mir zu fürchten / so hab ich ihnen doch nie nicht Ursach gegeben mich zu hassen; ich hab die Macht sie zustraffen / aber an dem Willen mangelts nur. Das Unglück darüber sie sich beklagen / kommt weder von meinem Kopff / noch von meiner Hand her; ihres Vaters Tod ist meinen Anschlägen so wenig bewust als meinem Degen. GOTT kennet meines Hertzens Gedancken / sieht er nun / daß sie billich sind / so helff er ihnen fort; ist aber etwas sträfflichs darinnen zu finden / so mach er sie zu schanden. Ich hoff auf seine Hülff / weil ich mich nicht vor seinem Zorn zu fürchten hab; die Bitte / so ich vor ihm thu / daß er

mich soll zum Uberwinder machen/ zielet auf nichts als meines Volcks Wolfahrt und auf seine Ehre. Ich bitte nicht das von ihm/ was ich verlange/ er geb mir nur was ihm beliebt; ich will mir auch den Tod und das Unglück gefallen lassen/ wo ers also haben will.

Man durchsuche mir alle herrliche Apophtegmata, man wird gewißlich beym Plutarcho nichts schöners finden/ als diese Worte meines Königs sind.

Da man die Schlacht eben wolte anfangen/ bate der König den Titum von Schomberg zuvor um Verzeihung/ weil er ihn kurtz zuvor hatte mit etwas beleydigt. Er umfieng ihn und sagte: Ich hab euch neulich zu wieder gehandelt/ vielleicht ist diß der letzte Tag meines Lebens; ich will einem wackern Edelmann seine Ehre nicht mit aus der Welt wegnehmen/ ich weis wol wie tapffer ihr seyd/ eure meriten sind mir bekandt. Schomberg/

berg / den diese Großmuth so schamroth als freudig machte / stieg vom Pferd / und umfieng den König beym Stiefel / sagende: Es ist wahr / allergnädigster König und Herr / Euer Majestät schlugen mir neulich eine Wunde / aber heute tödten sie mich gar; dann die Ehr so sie mir anthun / zwingt mich in ihrem Dienst bey der heutigen Gelegenheit zu sterben.

XIII. Ein Knechtisch Gemüth entschuldigt seine Gebrechen / aber ein Großmüthiger erkennt sie.

Er sagts und starb auch / in dem er von seinen Lands-Leuten die er anführte / abgetretten war und unter des Königs weisser Fahne schlagen wollen; sein Blut ist gleichsam der Stamm / daraus die Ehr seiner Nachkömmling hervorschosset / seine Worte dienen ihrem freyen Muth zur Unterrichtung. Ob er schon ein Teutscher war / so ist doch diß Compliment, so er dem König machte / vor einen Italiäner viel zu schön / und so gut als ein Frantzoß es möchte ausreden können. Hieraus

sollen grosse Herrn lernen/ wie sie ihrem Adel das Hertz abgewinnen sollen. Henrich vergiebt das Unrecht/ so man ihm angethan/ und schiltet seine Ubereilung; was ists Wunder? Er ist Henrich der Grosse/ in dem einem thut ers Cæsari nach/ in dem andern übertrifft er ihn.

Lieben Freunde: Ihr seyd alle Frantzosen/ ich euer König/ dort haben wir unsern Feind. Diß war die gantze Rede/ so er zu den Soldaten thate.

XIV. Man muß fein wenig reden/ und desto mehr thun.

Wenige Worte/ viele wichtige Ursachen sein Ampt und Pflicht wol zubeobachten. **Ich bin euer König/** sprach er. Was vor ein groß Glück ists/ den Feind um seines Königs willen überwinden; was vor eine Ehr den Degen führen/ so er selbst mit streitet? Wie viel ihrer auch um diesen grossen Helden waren/ fand sich doch da nicht ein einiger/ dems an Tapfferkeit und Muth gefehlt hätte. Die Blick des Basilißken tödten den/ der die Augen

auf ihn wirfft; die Blick des Königs auf seine Getreue/ tödten den Feind/ und machen/ daß er vor dem jenigen fallen muß/ der im Angesicht des Königs ficht. Er ist das Hertz seiner Armee/ wann er mitten unter ihr ist/ und ergeust sich mit seiner Krafft in die geringsten Theil der Armee/ wann er zu ihnen nahet; so bald er sie ansiehet/ macht er ihnen einen Muth: Es ist seine influenz so weit nicht von ihnen entfernt als seine Augen. Als Pot de Rhodes mit dem Leben auch des Königs weisse Fahne verlohren hatte/ wolte der König/ daß seine weisse Feder an statt dessen dienen solte. Er erlaubt seinen Leuten zu fliehen/ wann er weichen würde. Wer will doch bey einem solchen Vorgänger nicht auch mit großmüthig seyn? **Dort ist der Feind** sprach er ferner: So bekümmert sich ein rechtschaffen Behertzter immer nur wo seine Feinde/ nicht wie viel ihrer sind: Er gab seinen Leuten zur Antwort/ da man ihm hinderbrachte/ daß ihrer eine solche Anzahl

wären: Je mehr ihrer sind / je grösser ist unsere Ehr.

Die / so die Flucht nehmen müssen / wolten doch triumphiren; der Biarner war nur zu ihrer Schande und zu ihrem Schaden gestorben. Villeroy muste den König in der Feinde Namen versichern / daß er nicht ehe ihr Freund werden solte / biß er die Huguenotische Religion verlassen; würde er sich aber gegen der Kirch demüthigen / so solte er alsobald über ihre Hertzen regieren.

XV. Die Bekehrung des Sünders muß ungezwungen seyn / soll sie anders vor ernstlich passiren.

Diß suchten die Frantzosen / diß befürchteten die Spanier: Wer weis aber nicht / daß man ja den rechten Glauben und die wahre Religion einem mit den Degen nicht eintreibt / und daß es einen andern Mund braucht / als das Mundloch der Stücke / wann man einen zu einer Religion will persuadiren. Es vermögen über ein recht edel Gemüth schmeicheln und

Wol-

Wollüste nichts / noch weniger aber die Gewalt und Trohungen. Unsere Bekehrung muß vom Himmel herab / und aus unserm eigenen Willen kommen; der Himmel kommt mit seinen Gnaden / wohin er will; der Mensch nimmt solche Gnad an / nach seinem Belieben. Die Lilien werden mit Thränen gepflantzt / der Glaub an Christum mit dem Blut der Märtyrer; er ist eine gar zu köstliche und herrliche Blum; sie braucht / soll sie hervorschossen / ein freyes Erdreich / der Zwang erstickt sie nur.

So viele glückliche Progressen Henrici **brachten die** Ligue **dahin / daß sie sich mit ihrem Volck nach Paris als das** Centrum **und Mittel-Sitz machen musten;** Henricus **eilte auch dahin / als zu seinem Thron.**

XVI. Obs rathsam ist eine Stadt mit stürmender Hand einzunehmen.

Man hub um vieler Ursachen willen die Belägerung solcher mächtigen und stoltzen Stadt auf. Ein Herr / der Rebellen strafft / ruinirt zugleich sein Erbtheil;

und schwächt sich selbst / in dem er triumphirt. Soll also billich ein Herr anderst verfahren / so er Städte einnimmt / die zuvor nicht sein sind / und so er einige zur Straff ziehet; dann so er den Feind schlägt / hat er Nutzen und Gewinnst daran / so er seine Unterthanen überwindet / so besteht der Gewinn in lauter Schaden. Es ist auch sonst verträglich / so man einen Platz nicht durch Gewalt bekommt / ob er schon einem frembden zugehört. Ist er nicht von sonderlichem Wehrt / so wär es ja um die Leute und das Volck schad / so man um der zufallenen Mauern willen in Gefahr setzt; ist er groß und reich / so verliert der jenige Stadt und Volck / der sie mit Sturm will einnehmen. Das wollüstige Wesen / so der Soldat darinnen antrifft / verderbet ihn; der Reichthum / den er allda findet / ist sein Untergang. Uber diß so hatte der Feind über 30000. Mann deren jüngster und schlechtester über dreyssig Jahr alt war (diß hat die Histori angemerckt / ihre experienz dadurch anzuzeugen) da hin-

ge-

gegen Henrichs Armee sich durch Victorien geschwächt hatte. Ist also die Aufhebung der Belägerung der Klugheit Henrici vornemlich zuzuschreiben / oder vielmehr seiner Gütigkeit. Es befanden sich viele aufrichtige und redliche Leute damals in Paris / die an der Empörung durchaus keinen Gefallen hatten / und kunten doch solche weder einstellen / noch sich ihr entziehen: In Ansehung derselben nun ließ der König immer einige Lebensmittel mit Fleiß in die Stadt kommen / damit er die Fromme dem Hunger entreissen möchte; er wolte auch nicht / daß seine Soldaten bewaffnet hinein giengen / damit er solche redliche Frantzosen von aller Gewaltthätigkeit befreyen möchte.

Die Spanier nahmen Corbeil, **die andere Stadt so sie gewonnen / ein / aber was ihrem** General **den** Rigaud **um acht biß zehen tausend Mann zu stehen kam / das kostete des Königs** General **dem** Givry **nur vier Frantzösische Gulden. Da ihm der König einstens schriebe / und unten am Brieff diese Worte fügte;**

fügte; Castillon ward im vierdten Sturm erstiegen; überlegte dieser Givry den Angriff so wol und behertzt/daß ers gar in einem verrichtete.

XVII. Tapfferen Leuten darff man nicht viele Vermahnungen geben.

Zaghaffte zu überreden und zum Streit anzufrischen/ muß man sich vieler Worte gebrauchen; ihr Hertz will nicht hören/ oder wann es gleich hört / so stopffet ihm doch die Furcht die Ohren zu: sie sind taub/weil sie nicht tapffer seyn können. Hingegen ist einem Mann/ der Lust zu dienen hat/ ein halb Wort schon eine überflüssige Predigt/ es darff ihm der Herr nur einen Blick geben/ so versteht er seine Sprach schon; und ist die Hertzhafftigkeit der beste Dollmetscher des schweigenden Munds. Alle tapffere sind geschwind und säumen sich nicht; wer aber so grosse und lange Weile zu einem Vornehmen erfordert / lästs gleichsam kalt werden / und zergeht die beste Hitze. Ein recht tapfferer Muth beginnt niemals/

mals/ was er nicht in einem Tag zu wegerichten kan / viel weniger ein Frantzoß/ der activ ist / und zu Ausrichtung seines Vorhabens so viele Gedult nicht haben kan als andere.

Henrich als er sich einsmals nicht drauf besonnen hatte / daß (wie der alte Biron zu ihm redete) ein König nicht zu gleich auch ein Carabin Reuter seyn könne/ machte sich so offt mitten in die Gefahr / daß ihm einsmals ein Schuß schier den Rest gegeben hätte / da er sich bey Aumate zuruck zog.

XVIII. Eine Gefahr ist bißweilen nöthig / damit man nicht zu sicher wird.

Alexander ist fast niemals zum Treffen kommen/ daß er nicht eines davon getragen hätte: Es ist bißweilen gar gut / daß grosse Herrn von den gemeinsten Soldaten getroffen und verletzt werden. Vielleicht hätte der Uberwinder Asiens sich noch länger vor Jupiters Sohn gehalten / wann nicht das Blut/ so aus den empfangenen Wunden ronne / ihm erwiesen

hätte/ daß er Philippo angehörte. Es wendet ein Unglück offtmals mehr als hundert ab; man fürchtet sich vor der Gefahr/ wann man sich erinnert/ daß man den Untergang schon einmal vor Augen gesehen. Eine mit Ruhm empfangene Wunde gleicht einem offenen Mund/der vor aller Welt die Ehr desjenigen ausschreyet/ der sie trägt; sie ist eine Seelen-Zierde ob sie schon an dem Leib zu finden.

Der König gewinnt jedermans geneigten Willen durch die Bewunderung seiner generosität; **er spürt auch die Güte GOTTES selbst/in dem er sich seinen Gesetzen unterwirfft: Der Ertz-Bischoff zu** Bourges **öffnet ihm die Kirch zu** S. Denis, **da er die zuvor gehabte Religion ablegte.**

XIX. GOtt will über den Menschen triumphiren/ wann er in seinem grösten Glücksstand stehet.

Die Ligue gieng zu Grab/ da seine Catholische Religion gleichsam gebohren ward/ nichts desto weniger bezeugten die/ so nicht so wol nach seiner

Seeligkeit/ als nach seiner Krone verlangen trugen/ sattsam und in der That/ daß die Verwegerung ihres Gehorsams aus der ambition herkäme. Rom folgte den Spanischen affecten/ und wolte bey der Ligue diese Religions-Aenderung suspect machen. Vielmehr war dieses die Ursach/ die diesen unüberwindlichen überwand/ und seine gäntzliche Bekehrung aufzog: Es wolten seine verwirrete Sachen und Staats-Händel nicht zulassen/ daß er sich zu Anfang seiner Regierung ausführlich in Religions-Sachen kunte unterrichten lassen/ und dannoch wolte er auch nicht gezwungen etwas annehmen und glauben. GOtt hat keinen Gefallen daran/ daß er einen Menschen/ der noch nicht rechte Erkandtnus hat/ gewinne; es wartete seine Gnade auf das höchste Glück Henrici; es solte ihn erst die gantze Welt mitten unter seinen Siegs-Fahnen/ und Uberwundenen auf den Knien vor GOtt sehen/ damit so dann niemand mehr an der aufrichtigen Bekehrung zweiffeln dörffte. Ein gene-

reuser Monarch soll die Monarchie der gantzen Welt willig ausschlagen / wo er seine ewige Wolfahrt nicht unter solcher Beherrschung findet; dann / was würde es einen solchen Herrn helffen / wann er auf etliche Tage Vasallen hätte / und müste hingegen in alle Ewigkeit dem schrecklichsten Tyrannen unterworffen seyn. That also unser Hercules Gallicus unser Henrich sehr wol / daß er die hernachbekandte Religion erstlich untersuchte / und hernach annahm; erstlich erkennen lernte / und darauf liebete; wann er sich gar zu bald gegeben hätte / so hätte er eben dadurch männiglich dessen überredet / was seine Feinde von ihm vorgaben.

Es brachte ihn zur Veränderung seiner Huguenotischen Religion vor andern ein Calvinischer Geistlicher; der ihn versicherte / man könte bey der Catholischen Religion eben so wol seelig werden: Daraus schloß nun unser Monarch gar vernünfftig / er muste der reformirten gute Nacht geben / dann solcher Gestalt glaubten

beyde Religionen einerley / weil aber die Catholische gleichwol die Huguenoten vor verlohren hielte / thäte er ja besser / so er den sicherern Weg erwehlte / und zur Catholischen trete. Massen ja besser ist zweyer Partheyen Meinungen folgen / als nur einer.

XX. Wo man in den Meinungen und Grundsätzen wanckt / da wird die gantze Sache suspect.

Ein schwaches Gemüth ist veränderlicher als der Mond; ein kluges aber so beständig als die Sonne; jener verändert sich alle Nacht / und wird dadurch sich gleichsam immer schöner machen: diese aber bleibt allzeit in einem Zustand / weil sie nicht schöner werden kan als sie ist. Es ist ein greuliches Unglück / so man in einer unrechten Religion gebohren und erzeugt worden; hingegen ists ein sehr grosses Glück so wir uns daraus machen / und zur rechten eilen. Wer solcher Gestalt sich wiedrum zur Thür der rechten Kirche macht und dahinein zukommen verlangt / der lernt seine

Glücks

Glückseeligkeit besser erkennen/ als der so darinn erzeugt worden; solche Menschen sind gleichsam halb-Autores ihres eigenen Glücks: Ja sie sind nächst GOTT ihr eigener und bester Heyland.

In dem die Huguenotische Geistliche zu Roschelle bemüht sind/den König bey ihrer Religion zu erhalten/ und die Spanische sich befleissen darzuthun/ daß ers sey/ erweist er mit seiner Gottesfurcht/ daß er warhafftig einer andern Religion zugethan sey.

XXI. Gottlose bedienen sich aller Dinge/ damit sie nur ihr Vorhaben mögen zu Werck richten.

Salamanca und Louvain haben unter sich disputirt/ ob die Inwohner in Peru auch rechte Leute wären; man scheuete sich sie vor Tauff-fähig zuerkennen/ die man ihnen zum Schein anbote/ weil man sich befürchtete/ sie möchten sonst des Reichs fähig verbleiben/ das man ihnen zu rauben suchte. Sie musten keine Vernunfft haben/ weil sie Gold und Silber hatten; weil

reiche Gold-Minen in dem Reich waren/ und man sonst niemand da fande/ dem man eine Schuld aufbürden und zur Arbeit brauchen kunte. Dann weil nächst den Theologis auch einige Juristen davor hielten/ diß Metallgraben gehöre nur vor die mit groben Lastern behafftete; nun aber unmöglich war an ihnen dergleichen Laster zuerweisen; ergriff man ein ander Mittel/ und machte sie gar zu wilden Thieren; dadurch die an ihnen verübte Grausamkeit zu justificiren. Doch ist auch diesem Scrupel solcher trefflichen Catholiten abgeholffen worden/ seit dem man andere Mittel gefunden/ wie man sicher in Brasilia regieren könne.

Die Hindernus so man bey dem Pabst wegen seiner Absolution wuste anzuspinnen; die Griffe des Päbstlichen Legaten und des Hertzogs von Feria, welche dahin abzieleten/ wie das Salische Gesetz möchte zu nichte gemacht werden/ zeigen gnugsam an/ daß man mehr verlangte Henricum von Catholi-

scher Religion abzuhalten / als die Hand zu bieten / daß er darein gelangen möge.

XXII. Aufrichtige Abtrettung von der Calvinischen Religion Henrici des Vierdten.

König Henrich hatte wenig zu hoffen / wo er sich Catholisch bekennen würde; hingegen viel zu fürchten / wann er kein Huguenot bleiben würde. Dann die Helffte des Reichs hatte er schon an sich gebracht / die andere war Neutral / oder so gut als bezwungen: Die so sich wegerten / ihm zu helffen / kunten ihm gleichwol nicht schaden. Es fande sich da die Pflicht oder die Furcht ein / und machte alle Frantzosen entweder zu treuen Unterthanen / oder zu ohnmächtigen Rebellen. Arques und Yori hatten die Ligue fast gantz von Kräfften gebracht. Und sahe man also nur mit gar zu klaren Augen / daß Oesterreich dem Biarner (mit diesem Namen spotteten sie unsers Henrici) die Religion zweiffelhafft machte / als ihn um seine rechtmässige Kron zu bringen. Ich halte / sie hätten ihn gern

gern lassen ein Juden oder Türcken werden/ wann er nur nicht hätte wollen König bleiben. War also eben die und keine andere Ursach/ die die Brasilianer hatte zu Bestien gemacht/ welche Henricum zum Ketzer machte. Dafern aber Henricus nicht bey den Huguenoten verblieb/ so hatte er nicht allein zubeförchten/ daß alle bißhero treue Calvinische Minister ihm die treue Dienste entziehen würden/ sondern es würde zugleich um Engellands Succurs/ um aller Protestirenden in Teutschland ihre Freundschafft gethan seyn. War also die Hoffnung gering/ die er sich machen kunte/ so er die Catholische Religion simulirte; hingegen die Furcht groß/ wo er sich von den Huguenoten trennen würde: Daraus dann zu schlüssen/ daß ihn der innerliche Eifer/ nicht der Staats-Nutzen zu Aenderung derselben angetrieben habe.

Weil hierüber die Huguenotische Parthey grosse Klagen führte/ verwilligte ihnen endlich der König

das Edict, so in ihren favor zu Nantes geschlossen ward.

XXIII. Das Böse kan man mit
unverletztem Gewissen leisten/wann es anders nicht seyn kan.

Es fanden sich einige wiedersinnige Köpffe / die zogen aus solchem Edict üble Muthmassungen/ die wieder die Religion des Königs/ der sie den Huguenoten verwilligt hatte/ waren. Ein Potentat soll und kan zwar keine neue Religion in einen Staat einführen; doch muß er sie bißweilen gezwungener Weise leyden: Diese Gestattung und Zulassung aber wird billich / *in dem sie nothwendig ist.* Es hat nie kein Monarch unsere Kirch inniglicher geehrt und hoch gehalten/als eben unser Henrich der Grosse; nichts desto weniger/so zwangen ihn selbige unglückseelige Zeiten / daß er sich gegen den Feinden freundlich stellen muste. Es wanckete sein Reich annoch von den Anstössen / die es erlitten hatte: Damit er nun selbiges in festen und sichern Stand setzte/ war nöthig/ daß er dessen Theile und Glieder mit gleicher Gütigkeit und

favor

favor unterstützte/ sonst hätte/ wo ein Theil gesuncken wäre/ auch der andere dörffen nachfallen. Ein rebellirender Unterthan gleicht einem muthwilligem Kind / und ist ein König so wol als etwa ein Vater je zuweilen gezwungē/ die Gedult und indulgenz hervor zusuchen; damit er den/ so er straffen kan / nicht gar zur Verzweifflung bringe / so liebkost er ihm; damit er dessen Liebe gewinne/ hält er den Zorn eine Weile verdeckt / und läst ihn nicht gleich hervorbrechen.

Seine Majestät wolten nicht länger die Catholische Religion ohne Kron also fort profitiren: wurde also Chartres vor den bequemsten Ort ersehen/ zu solcher Königlichen Einweihung/ weil er doch der allersicherste war.

XXIV. Man kan die Krone wol tragen / ob man schon der Catholischen Religion nicht ist.

Die Krönung und Einweihung macht die Könige nicht / sie erklärt sie nur öffentlich zu Königen. Clodovæus ward Monarch/ so bald Childe-

tic Todes verblich; Franckreich hat Regenten angenommen und zu Königen gemacht/ eh sie gebohren worden; man krönte da der Mutter Leib/ wann man des Kindes Haupt noch nicht krönen kunte. Die Herrschafft kommt vom Himmel; alle Menschliche Macht ist nichts/ als eine participation und mitgetheiltes Stuck der Göttlichen. Drum ists gar eine irrige Meinung/ wann man unter uns dafür halten will/ es müsse ein König eben Catholisch seyn. Der hohen Obrigkeit Macht und jurisdiction, so nur eine civil und weltliche Autorität ist/ ändert deswegen ihre Natur nicht/ wann der Herr die Religion ändert. Der müste keine Augen im Kopff haben/ wer nicht sehen wolte/ daß die Urheber der Ligue im Sinn hatten/ Henricum von der schönen Kron seiner Vorfahrer auszuschliessen/ durch den articul, der bey der Reichs-Versammlung zu Blois aufgericht worden/ worinnen uns verboten wird/ eintzigen Monarchen vor unsern Herrn zuerkennen/ der nicht mit dem Himmlischen Oel zu Reims

ge-

gesalbet worden. Wie? solte deswegen kein König mehr über uns herrschen / wann dieses Gefäß ausgetrocknet / oder von Barbarn weggenommen würde? Solten wir deswegen unsers Haupts und Königs ermangeln / wann sein Haupt der Salbung ermangelte? Das mögen die jenige glauben / die sich bemüheten unserm Printzen den Scepter zu rauben; die so sich mit ihrer Unteerthänigkeit und Gehorsam vor ihm einstellen / glaubens nicht.

Die Flasche zu Tours diente an statt der zu Reims.

XXV. Man hat vom Unterthanen nimmermehr rechten Gehorsam zugewarten / wo man anderer Religion ist.

Ich hab gesagt / daß die Salbung und Einweyhung den König nicht mache / man kan mirs auch ohne Unwissenheit und Boßheit nicht wiedersprechen. Gleichwol aber ist gewiß / daß / ob schon diese Salbung und Einweyhung ihnen ihr Recht nicht besser und gewisser macht / so dienet es dannoch demselben zur Stütze; ob es schon zu

ihrer Macht und Autorität nicht nöthig ist/ so ists doch nutzlich zu derselben ausübung.

Alexander gewan mit einem Persischen Habit mehr Vasallen / als mit allen Schwerdtern der Macedonier; sintemal das Volck davor hält / man liebe sie / so man sich in ihre Weise schicket. Wie vielmehr wird solches geschehen/ wann der Herr die eigentlichste Ceremonien in der Religion mit beobacht. Das Herkommen und die Geburt gibt unsern Königen ein natürliches Recht und Befugnuß über unser Vermögen / Ehren und Leben Ihre Religion und Gottseeligkeit aber krönt sie in unsern Hertzen: sie besitzen den Unterthanen nur halb / wann sie einem andern Glauben haben als derselbe. Wir sind sodann gantz und gar ihr / wann sie gantz unser sind: Die Natur gibt ihnen unsern Leib / die Tugend unsere Hertzen zueigen. Können derowegen allhier alle grosse Herrn von Henrico lernen/ daß die Religion der gewisseste und unbeweglichste Grund ihrer Regierung sey.

Paris erkennete Henricum vor einen König und seinen Herrn / da es seine Gottseeligkeit sahe.

XXVI. Feste Staats Maxime.

Potentaten finden in der Kirch das zeitliche und ewige Interesse, soll also die Religion ihre gröste und beste Staats Raison seyn in ihrem Regiment.

Dieser großmüthige Monarch hielte davor / die Spanier wären nunmehr genug gestraffet / weil er ihnen hätte die Mittel benommen / ihm ferner zu schaden.

XXVII. Wie sich Großmüthige Leute pflegen zu rächen.

Ein anderer hätte es ihnen anders verwehret / und nicht mit süssen Worten. Es hatten die zu Pariß ursach über ursach / diese frembde Nation alle nieder zumachen; denn eben sie / die Spanier / warens / welche die Pariser und andere anreitzten / daß sie ihre Voreltern auffressen / und das Mehl aus ihren Gebeinen gleichsam machen solten; sie trieben selbige nach der ih-

nen ohne das natürlichen Tyranney/zu denen immerwachsenden Excessen noch mehr an/ so/daß nichts als der endliche Untergang dieser Stadt und dem gantzen Reich bevorstunde. Die Gütigkeit nun des Uberwinders stillete dieses ihr Wüten ; er/ der heroische Henricus , war so gnädig / daß er in die drey tausend derselben auf einmal perdonnirte / ja er errettete diesen armseeligen Spaniern noch darzu das Leben / da sie ihm doch hatten nach der Cron getrachtet. Diese Zwärge rissen zwar dem Herculi seinen Streithammer aus den Händen/ aber mit Hülff seiner Gütigkeit. Es war Henrich der Grosse wieder sich selbst / und halff diesen armseeligen und straffwürdigen durch: Er ist wol von ihnen nie überwunden worden / sich selbst aber hat er umb ihrentwillen überwunden. Daher *sind* auch alle die jenige / die seine Gütigkeit überwunden/ zu Herolden und Ruhmstimmen seiner Ehre worden ; sie pflantzeten seinen herrlichen und ruhmwürdigen Namen in alle ihre Hertzen/ damit daraus die liebe und treue Affection

gegen

gegen seine so herrliche Tugenden aufwachsen möchte. Wer seinem Feind das Leben nimmt / der stirbt zugleich mit ihm; wer es ihm aber schencket / der behält auch in dessen Andencken / ja in aller andern Menschen Gedächtnus ein nimmermehr sterbendes Leben.

Hieraus erkennet man nun sattsam / daß mein König die ihm absonderlich angethane Beleidigung zwar verzeihen kan; allein last uns doch sehen / ob er die / so das Reich angiengen / auch zu gebührlicher Bestraffung zu ziehen weiß. Der dem Dom Philippo angekündigte Krieg / jagte die Spanier in Furcht / machte den Frantzosen ein Hertz / verursachte bey aller Welt eine Verwunderung.

XXVIII. Es kan ein großmüthiges Hertz niemand zwingen / daß es einen Affront und erlidtene Beschimpffung nicht solte rächen.

Die Ursachen dieser Ankündigung müssen wir sämptlich aus dem unüberwindlichem Hertzen Henrici herholen. Dann Franckreich war dermassen verwüstet/

wüstet / durch das tausendfache Unglück / so selbiges bißher zerüttet und geplagt hatte / daß es sich darüber billicher beklagen / als solch Ubel an andern zu rächen suchen solte: Wer diesem Reich damals eine Wunde geschlagen hätte / der hätte ihm nur eine alte aufritzen müssen: Dann es war alles der Wunden und Striemen schon voll; es war zwar Ursach genug da / den Krieg wieder Spanien zuverlangen / aber keine Kräffte solchen hinaus zuführen: Dann man solte den jenigen Monarchen angreiffen / welchem die halbe Welt gehorchte. So respirirte über diß die Ligue auch noch / und hatte sie der letzte Streich nicht gantz niedergelegt; es waren an dieser Viper noch einige rebellische Glieder lebendig. Zu dem hieltens eine grosse Anzahl der Städte mit der Rebellion. Es war auch zu befürchten / die Huguenoten möchten itzt ihre Empfindlichkeit ausbrechen lassen / da sie sahen / daß der König occupirt war / oder würden doch zum wenigsten nicht dienen bey dieser Gelegenheit. Nun das waren

ja

ja sattsame Hindernusse/ einen andern Monarchen / als Henricum furchtsam zumachen: Gleichwol war ihm diß alles nur eine Aufmunterung. Er hielte davor/ daß seiner Feinde Haß gar zu offenbar wäre / und ihm daher übel anstünde / seine deshalben gefaste Empfindlichkeit länger verborgen zu halten; er sahe wol / daß seine Feinde ihre halbe Macht schon verlohren hatten / wann dero Griffe nun würden an Tag kommen; der Krieg liesse sich besser in des Nachbarn Land/als in dem Seinigen führen; er wolte und könte auch sich mit seinen Waffen in bessern Ruff bey den Feinden setzen / wo selbst seine Macht sich hervor thät / als wann er bloß defensivè gegen sie agirte / da man seine Schwäche nur kennen lernete. Und zu dem/ so erforderte die Staats-Raison gegenwärtiger Zeit / daß er denen Catholischen zuverstehen geben müste / es sey kein Religion-Krieg zwischen ihm und Spanien vor; denen Huguenoten aber dadurch zeigte / daß er mit Spanien keine heimliche Verständnuß hätte.

Fontaine Francoise wird ein ewiges Denckmal seiner Tapfferkeit und Klugheit bleiben; da er nach Dijon kame / vernahm er / daß der Feldmarschall von Castilien sich ihme näherte.

XXIX. Unerträglicher Hochmuth der Spanier.

Henrich betheuerte selbst / er hätte bißher nur umb den Sieg / heute aber umb das Leben gefochten. Biron, den das vergossene Blut gantz verblendet hatte / kunte sich selbst nicht einmal regieren / will geschweigen andere. Henricus, da ers vernommen / setzt mitten unter die Feinde / und wickelt ihn widerumb heraus. O wunderwürdigste Tapfferkeit! mit sechtzig Pferden widersetzt er sich / treibt zuruck / und legt darnieder in die zehen tausend Mann. Es wolte vor diesem ein Pessischer Monarch haben / man solte nach seinem Tod / aus seiner Haut eine Trummel machen / den Feind dadurch zu erschrecken und zu überwinden: Hier verrichtete es Henrici Name. Man ermahnte diesen genereusen Monarchen /

chen / gleich zu Anfangs des Gefechts / er solte sich etwas zuruck begeben; man betheuerte ihm / es sey dz einhellige Verlangen und gäntzliche Meinung der Soldatesque; aber er gab zur Antwort: Er habe keines Raths / sondern Beystands vonnöthen. Einem Herculi kan man der Unthiere nicht zuviel vorstellen. Triumphirte also Henricus würcklich und in der That in dem Feld zu Fontaine Francoise, der Castilianer hingegen im Gemählt / so zu Meyland an der Wand hängt. Man sihet daselbst noch heute zu tag den armen unschuldigen Mörder / daß er an der Tafel sitzt / und Henrico den Degen an die Seite setzt; ich fürchtete mich fürwahr / wann der Degen nicht aus Leinwandt / und auf dem Gemählt so unbeweglich wäre / als er in der Schlacht war. Hat also mein König überwunden / jener aber den Kürtzern gezogen.

Im Zuruckzug begab sichs / daß sich ein armer Bauer / als der König eben aus der Kirch gieng / vor ihm præsentirte und sich beklagte / daß einer unter seinen Saldaten

von

von ihm viertzig Thaler vor seine beyde Augen begehrt hatte: Weil es ihm unmöglich gewesen / mehr als zwantzig aufzubringen / so hab er ihm eins vor den Rest des Gelds ausgerissen; diß Spectackel gieng dem Gottseeligen König dermassen zu Hertzen / daß es seine Gerechtigkeit zur Straff reitzte; und nachdem er hierüber die bittere Thränen vergossen / auch sich gegen solchem Armseeligen freygebig erzeiget hatte / befahl er das Tigerthier zu suchen / und zu gebührender Straff zu ziehen.

XXX. Ob ein Herr auch seiner Unterthanen Kranckheiten und das ihnen zustossende Ubel empfinden soll.

Es gereichte dem Menschen zum sonderlichen Trost / der nur die Helffte seines Ubels und Unglücks sihet / wann er auch nur die Helffte desselben empfände; aber gewißlich / wo er so verblendet ist / daß er solches nicht gantz beweint / so erleichtert er sichs auch nur halb. Die Natur gibt uns nur eine

Zunge

Zunge / damit wir uns können beklagen / dann das Ungemach / so wir ausstehen / ist doch grösser als das Vermögen solches auszusprechen / aber zwey Augen gibt sie uns / damit wir uns desto fleissiger umb Erleuchterungs-Mittel sollen umbthun : Wer den Betrangten die Augen / und folglich die Thränen weg nimmt / der nimmt ihnen die beste Medicin hinweg. Wer ist aber auch unter den Barbarn zu finden / der so grausam verfahren wolte? Kein Monarch wird so schändlich mit dem seinen umbgehen / daß ers zugebe ; viel mehr soll er alle Wunden seiner Unterthanen annehmen / als ob sie ihm geschlagen wären. Die Soldaten führen den Krieg / der arme Bauersmann steht ihn aus ; läst man zu / daß der Landmann ruinirt wird / so ziehet man den Krieg in die Städte. Das Geld ist der Nervus des Kriegs / der Ackerbau die Quelle des Gelds ; wer nun die verübte Insolentz nicht strafft / der schleust diese Quelle zu / und zerschneidet die Nervos, daß man zu allem Thun untüchtig wird.

End-

Endlich/nach dem man den König durch tausenderley listige Räncke dahin gebracht / daß er die so oft begehrte Absolution nichts mehr achtete / gab sie ihm der Pabst / er bezeugte den Ernst der Bekehrung mit Thränen / zum Trost und Regierung der rechtschaffenen Frantzosen / und zur äussersten Marter der Spanier.

XXXI. Vor Gott sich demütigen / ist anders nichts / als sich erheben.

Diese Kirchen Ceremonie war nöthig / weil der Hertzog von Sesse versicherte / daß der Pabst / in dem er suchte Franckreich zu gewinnen / Spanien dabey verlieren dörffte. Das war gar eine schlechte Prob und Beweißthum des Spanischen Eyffers / die sonst vor Indianische Apostel wolten gehalten seyn. Wer nicht leiden kan / daß sein Gott auch seines Widersachers Gott sey / der steckt entweder voll Haß / oder voll Geitz. Es kan sich der erstgeborne Sohn der Kirche nicht zu sehr / noch zu offt vor derselben demüthigen / dann

dann er muß mit seinem Exempel alle andere Cadeten und jüngere Söhne unterrichten. Henricus sahe / daß sich viele schwache Gemüther unter seinen Unterthanen fanden / die er durch solche Absolutiou vom Römischen Stul könte zu rechte bringen. Man steigt und hebt sich hoch / wann man sich vor Gott demüthigt; die Stuffen / so uns scheinen zuerniedrigen / heben uns nur zu seinem Hertzen empor. Da soll sich niemand scheuen / etwas von seiner Dignität fahren zu lassen: Dann eben diese Erniedrigung lehrt das Volck / wie auch selbiges seines Orts gegen dem Regenten sich demütigen soll. Es gehet hart her / biß man einem Herrn den willigen Gehorsam leistet / der selbst dem höchsten ungehorsam ist; hingegen hält man dafür / daß man sich GOtt selbst unterwerffig mache/wann des Königs Thron und Haupt gleichsam Gottes Fußschämel wird.

Die Auferziehung des Printzen von Condè, war eine der vornehmsten cautelen und Bedingungen / daran der Pabst des Henrici ernstlich-

lich- und aufrichtige Bekehrung absehen wolte.

XXXII. Versicherung der Bekehrung des Königs.

Hierdurch sahe der Pabst nicht weniger auf Franckreichs Nutzen / als die Bekehrung dieses Nachkömmlings Ludovici des Heiligen. Dann Henrich der grosse lebte in einer Ehe / da jederman wol sahe / daß er keine Erben zu hoffen hatte. Solte also dieser kleine Henricus einsstens unser König werden. Darumb war man bemühet / ihn den Huguenoten aus den Händen zu reissen / damit man den Ligisten allen Prætext benehmen möchte / sich abermals zuverbinden. Man glaubte / daß man an seiner Person schon einen Monarchen hätte / weil er Muth und Hertzhafftigkeit genug dazu spüren ließ.

Die Stadt Amiens wurde mit einem Sack müssen durch den Hermand Teillo eingenommen werden; der König beschloß alsobald sie / ohngeacht / daß es seine Generalen widerrathen thäten / zubelagern / und

nam

nam sie auch mit ihrer treulichen Assistenz wiederumb ein.

XXXIII. List ist im Krieg erlaubt.

Ich verdamme unserer Feinde List nicht / sondern ich beschuldige nur unsere Unvorsichtigkeit / die es versehen: Der Angriff ist der Krieg des Leibs / die Kiegs-List des Geistes. Wer den Sieg durch das Eisen erhält / låst seine Macht sehen; wer ihn durch Klugheit erringt / zeigt die Hoheit seines Verstands: Man muß tapffer / und dabey treffliches Verstands seyn / will man vor einen vollkommenen Menschen pasiren. Es ist ruhmwürdiger / so man überwindet / und schåndlicher / so man überwunden wird / durch verschlagenen Sinn und listige Anschläge / als durch offenbare Gewalt; man findet viel Leute / die durchaus ihren Widersachern die Stårcke der Glieder nicht strittig machen / hingegen finden sich wenig / die sich am Verstand geringer und unvermöglicher bekennen wollen: Es glaubt jederman / er besitze so viel von Gemüths Gaben; und

ver-

verlangt hingegen weniger von der Leibs-Massa zu besitzen / als ein anderer. Aristoteles hält davor / daß die verschmitzte Weise ein böses natürliches Gebrechen sey; und schreibt daher die List den kleinen Thieren zu/da hingegen andere Genereuse einen Abscheu davor hätten. Der Fuchs ist arglistig / und steckt voll Betrugs / aber dabey ist er auch unvermöglich und schwach; der Löw ist so verschlagen nicht / hingegen hat er desto mehr Muth und Stärcke. Die jenige Griffe/so wider die Aufrichtigkeit und Treu gehen / sind verwerfflich; aber die so den unverständigen hindergehen/ verdienen Lob / so es der Feind ist/ den man hindergehet.

Henrich hatte nunmehr noch einen Feind zuüberwinden / der war seine eigene Tapfferkeit. Der Ertzherzog verehrte ihm ein Paar der schönsten Rüstungen; diese Höfflichkeit gewann diesem genereusen Monarchen das Hertz der Gestalt/ daß er sich auch bequemte den Friedens-Propositionen des Cardinals von Medicis gehör zu geben. Aber

ehe er sich in die Tractaten einließ / begehrte er die Plätze wieder/ die man ihm vorenthielte.

XXXIV. Fried schliesset den Krieg.

Ein Herr der nur Krieg anfängt und führt / nach seinem Humor und Belieben/ der soll billich sich unter den wilden Thieren eine Herrschafft aufrichten. Gleichwie die Ruh der Endzweck und Absehen der Bewegung ist; also soll auch der Fried des Kriegs endliches Absehen seyn. Wer den Fried bricht/ bloß zu dem End/damit er möge Krieg führen/der gemahnt mich/als wann einer wolte kranck werden/ damit er Medicin einnehmen dörffte. Philippus II. den die Geschichte billich vor einen der verständigsten Monarchen halten/ furchte sich/seinem Nachfolger einen so gefährlichen Feind zu hinderlassen an unserm Henrico. Er sahe wol / daß dieser junge Herr weder seinen Verstand / noch des Anherrn Caroli V. Macht hatte / Franckreich glücklich zubekriegen : Und urtheilte/ so wol als der Hertzog von Selle, gar

ver-

vernünfftig / daß er den Krieg von unserm Henrico lieber lernen/als mit ihm Krieg führen solte. Diß bewegte ihn zum Frieden. Henricus gibt denen Friedens-Vorschlägen Gehör / weil er seiner eigenen Gütigkeit die Audientz nicht abschlagen kunte. Die ruffte ihm stetig zu / er solte sich doch zu Ruh begeben; es könne endlich aus dem lieblichen und siegreichen Lorbeerkrantz eine beschwerliche Last werden; es sey Zeit/ daß er einmal die Früchte seiner Victorien einsammle; wann er ja nicht könne überwunden werden / so soll er doch einmal müde werden. Wie mächtig und durchtringend aber diese Ursachen waren / vermochten sie doch Henricum nicht zuüberreden. Es kommt endlich die Lieb zu seinen Unterthanen / und thut hinzu / daß sie nach der Ruh seufftzen; so bald er diß hört/ergibt er sich/ und gibt ihnen den Frieden: Wer sich vom Mitleiden überwinden läst / der triumphiret recht.

Der Kron-Jägermeister hat angemerckt / daß einstens sich ein Unfall eräuget habe/der wehrt ist/

daß

daß man ihn überlege: Als der König auf der Jagt war / hörte man ein wunderlich Jägergeschrey / und sahe doch niemand. Als der Grav von Soissons sich dem Ort / davon das Geschrey herkam / genähert hatte / ließ sich vor ihm ein grosser und abscheulicher Mann sehen / der den Kopff aus einem Busch heraus steckte / und ihn fragte: Ob sie seiner warteten? Auf dieser Jagt fieng man anders nichts als Schrecken und Furcht / und bekam ein jeder sein Theil von diesem Wildbret.

XXXV. Nutzen / den man aus übernatürlichen Begebnussen ziehen kan.

Man muß nicht alle Visiones und Gesichte vor einen Effect der verderbten Vernunfft halten; die Imagination bringt freylich offt ungeheuere Monstra auf die Bahn / bißweilen erblickt sie solche auch warhafftig. Die Prodigia zeigen sich der Welt / nicht so wol / sie zuerschrecken / als zu unterrichten. Ich halte / diß Gesicht sey an-

ders nichts / als einer der verdammten Geister gewesen / die an dem Ort / wo Gott sie zum Gericht behalten will / des Jüngsten Tags erwarten. Dem sey aber nun wie ihm wolle / so müssen wir doch Gott dancken vor dergleichen Zufälle / welche offtmals unglaubigen Leuten das jenige lehren und überweisen / was sie anderst nicht glauben wollen / weil sie es aus natürlichen Ursachen nicht erkennen.

Die Ligue stellte sich immer / als hielte sie den König vor einen Huguenoten; die Huguenoten selbst bildeten sich ein / er würde von ihrer Seite unabtrennlich seyn; die Politici hingegen stunden in der festen Meinung / er würde sich nimmermehr verehlichen. Seine ernstliche Religions Enderung betrog die ersten beyde; Marie von Medicis die leztern; sie ward allein seine rechte und einige Gemahlin.

XXXVI. Warumb doch grosse und vortreffliche Leute offt so gar einfältige Kinder erzeigen.

Es lassen tapffere Helden und grosse

Uber-

Uberwinder gemeiniglich kein Geblüt hinder sich auf der Welt/ vielleicht weil es gar zu edel ist? Vielleicht kommen sie nur als Miracl zu uns/ die sich uns nur zeigen sollen? Augustus war Cæsaris angenommenes Kind; Alexander hatte auch keine/ so melden die Geschichten nichts von des Herculis Nachkömmlingen. Muthmaßlich kommts daher/ weil das Kinder erzeugen durchaus nichts von ihrem heroischen Geist participirt, und sie dazu nur das Verächtlichste so an ihnen ist/ gebrauchen; aber es geschicht umb der Ursach willen/ weil solche Leute/ die von sonderbaren Gemüths-Gaben sind/ viele und die allerbeste Lebens-Geister und Kräffte in denen herrlichen Thaten ihres Lebens beschäfftigen/ und deren wenig oder keine vor die beyde unterste Kräffte/ als die sinnliche und das Wachsthum auffspahren. Also hätte auch Henrich vielleicht keinen Nachfolger gehabt/ und wären seine Kinder nicht worden/ was sie sind/ wo er nicht alle hohe Monarchen/ die vor ihm geherrscht haben/ hätte übertreffen

sollen. Gleichwie der Himmel ihn hatte aufgespahrt/daß er der vornehmste und erste Stammsherr vieler nachfolgenden Helden seyn solte: Also wehlte er sich auch eine Königin / die uns selbige solte verschaffen.

Er stellte sein Beylager mitten im Krieg an/weil er es damit nicht lang machen / sondern uns einen tapffern Martem erzeugen wolte: So ward auch Hercules mitten unter den Blitzen und Donnerstreichen erzeugt. Dieses Glück hinderte gleichwol den Krieg mit Savoyen nicht / derselbe gieng deswegen nichts desto langsamer fort.

XXXVII. Einen sieghafften Monarchen soll nichts aufhalten von seinem Vornehmen.

Je edler ein würckendes Ding ist/je geschwindter und munderer soll es seyn/ absonderlich ein Kriegsmann / dessen Muth sich besser nicht hervor thun kan/ als wann er im Angreiffen fertig und unverzogen ist. Der Blitz läst dem / den er will zu Boden schmeissen / nicht Raum und Weile / die Augen zuzu-

machen.

machen. Es ist aus allen Qualitäten eines berühmten Capitains nicht eine einige / die er so wol braucht / als solche Munderkeit des Leibs / keine die unserm Henrico eigentlicher zukommt / als eben diese; das war wol recht seine eigenthumliche und Leibtugend. Der Hertzog von Parma sagte / andere Fürsten und Potentaten führten Kriege / wie die auf der Erden gehende und kriechende Thier: Aber dieser unberwindliche Monarch kriegte auf Adlers art / und im fliegen: Er kam geschwinder an einem Ort an / als man vermuthete / daß er vom andern weg wäre. Ein anderer würde ein Land kaum in der Zeit durchreissen / da ers eingenommen hat. Seine mundere Thaten lehrten den Hertzog von Savoyen / wie mißlich es sey / einen Feind aufzubringen / dem man nicht gewachsen ist. Wie fertig und Activ aber ein Herr seyn soll / so muß er sich gleichwol nicht übereilen / in dem er eilen will: Dann der Fall ist bißweilen nicht weit davon. Der Verlust / den der Ertzhertzog von Oesterreich bey Nieuport in Nieder-

land vom Graffen Mauritio erlidte / zeigt genugsam an/ daß er unsers Henrici Fleiß und Achtsamkeit noch nicht recht studirt hatte. Lernet ihr Potentaten von Henrico, wie ihr solt geschwind und fertig in euren Beginnen seyn / aber folgt dem Ertzhertzog Albrecht nicht / der aus dem Eilen ein Ubereilen machte. Man nennete ehedessen Cæsarem den Sohn des Martis; ich wolte diesen Namen meinem König auch geben / wann er nicht einen Martem erzeugt hätte. Man sagt über diß von Cæsare, er sey der Vogel der Minervæ, wegen seiner Wachsamkeit / und gleichwol schlieff er auf Pflaumfedern; unser Henricus war mit einem dreystündigen Schlaff zufrieden / und dazu auf einem Pferd/ das einen sanfften Schritt gieng; er ruhete mitten in der Bewegung / wie der Dauphin. Und ist mercklich / daß einer von seinen grösten Feinden bekandte: Es bliebe einer von seinen Wiedersachern länger in der Garderobbe, und brächte mehr Zeit zu mit dem Anziehen / als der Biarner bey Tisch / er blieb länger bey

Tisch

Tisch als der Biarnes im Bett / länger im Bett / als jener vor einer belägerten Stadt; sey also ehe mit einer Eroberung fertig / und jage dem Feind ehe ein Schlacht ab / als jener sich aus dem Bett machte.

Man darff nun nicht lang mehr fragen / wo die Fürsten von Savoyen herkommen; unser Monarch hat sie zu Souverainen Herrn gemacht; er sahe den Emmanuel kaum vor seinen Füssen liegen / so raumte er ihm das eroberte Land wiederum ein / und begnügte sich mit einem Tausch.

XXXVIII. Die Frantzosen müssen einen pass in Italien haben.

Die Staats-Speculatores bemühten sich diesen Frieden zu hindertreiben / aus Ursach / weil Franckreich eine Thür in Italien haben müste / wann sie solches gern frey und nicht unter frembdem Joch sehen wolte. Es wären die hohen Alpen anderst nicht als eine dicke Decke / daß man den Spaniern nicht könte in die Karte schauen. Es würde diese Margravschafft denen von den

Barbarn verfolgten zum Asylo und zum Rüst-Haus gegen die Rauber dienen / ja es würde dem Volck GOttes zu einem Land der Verheissung werden das güldene Vließ würde sonst ins künfftige der Kirch mehr Päbste wehlen als der Heilige Geist. Nun ist es zwar nicht ohne / ich gesteh es / Franckreich muß einen Eingang in Italien haben; oder wo man das nicht könte zu wege richten / muß man doch einen Hinderhalt an solchen vesten Plätzen haben / falls man die Gewaltthätigkeit in Italien mit gewaffneter Hand will niederlegen.

Man hatte in Franckreich die süsse Friedens-Früchte kaum noch genossen / da wolte Spanien solchen schon wieder verstören; vermittelst einer in Marseille vom Graven de Fuentes angestifften Verrätherey / und der Beschimpffung / so unser Gesandter zu Madrit empfieng. Allein die Klugheit des Königs zertrimmerte diese angesponnene Händel / seine Hertzhafftig-

tigkeit schaffte sich wegen dieser Injurie recht.

XXXIX. Es ist schändlich/ so man Betrug unter den Frieden mischt.

Ein Herr/ der seines Benachbarten Unterthanen sucht zum Abfall zu bringen/ lehrt dadurch seine eigene/ daß sie sich bestechen lassen sollen: Im Krieg billige ich die listige Griffe/ wann keine Treulosigkeit dabey ist: Aber im Fried gefallen sie mir nicht/ dann sie lauffen dem Recht aller Völcker zu wieder. Ein tapfferer Kriegsmann will eine Victorie viel lieber verlieren als stehlen. Es ist bißweilen und auf gewisse Maß erlaubt einen zu hindergehen/ aber der Betrug ist verboten. Wann Henricus seine Feinde solcher Gestalt hätte überwinden sollen/ so wäre kein unglückseeligerer Herr zu finden gewest/ weil man nicht bald einen offenhertzigern gesehen. Die Rede und Worte sind zwar an und vor sich selbst nur ein wenig Lufft/ den man unter andern Leuten rege macht; doch war unsers Henrici Wort gleich wol der Grund

und die unbewegliche Stütze der allgemeinen Sicherheit.

Biron, der gefährlichste Kriegs-Held zu seiner Zeit / da ihm sein Herr etwas abschlug / ließ sich von etlichen nichtigen Anbietungen unsers Feinds einnehmen. La Fin, der sich znm Unterhändler brauchen lassen / verrieth ihn / und stellte dem König alle Schrifften seines gemachten Tractats zu. Man begehrte mehr nicht von ihm / als er solte den Fehler bekennen / so wäre er loß kommen / allein der Hochmuth / so ihn allzeit geplagt / hub ihn endlich auch auf die Richt-Bühne; von dar kunte er alle Eitelkeiten der grossen Ehr erblicken: Von dar bezeugte und ruffte er sie auch öffentlich gegen aller Welt aus.

XL. Unglückliger Ausgang des Hochmuths.

Du schändliche Ehrsucht / wirstu denn niemals begnügt noch klug werden? Ists denn nicht möglich / daß die Gunst eines der höchsten Potentaten

auf

auf Erden / das Lob und Ruhm-gerücht vor aller Welt/dein Steigen können im Zaum halten? Sollen dir denn alle Secula, darinn die Welt gestanden / immer fort vergeblich die Exempel und Wohnungen deines Unglücks vorpredigen? Du Betrügerin/ wie daß du den Abgrund und gefährlichen Fall so verrätherisch bedeckest/ der vor dem Thron des Hochmüthigen wartet / den du ihm doch versprichst: Ach freylich bistu nicht gesonnen zu erquicken und zuvergnügen / sondern zuverrathen: Last uns doch von einem Feind keine Höfflichkeit erwarten/ der anderst nicht kan als Grausam seyn; wann sie Rad und Galgen mit den schönsten und herzlichsten Siegs-Helden beladen will / so spinnt sie zuvor durch die verdammliche und eitle Ehrsucht eine Krone darum.

Diese strenge That der beleydigten Königlichen Gerechtigkeit zwingt mich/ daß ich hingegen eine favorable **anführen muß/ nemlich die Wiedereinlassung der Jesuiten/ und Abthuung der** Pyramide,

die ihrer Tugend einen grössern Schatten machte / als Egypten von allen dessen Pyramiden beschattet wurde.

XLI. Wie ein Monarch seine Feinde zu Freunden machen soll.

Wie sehr man auch sonst auf diese Geistlichen geschmähet / so hat sie doch Henricus gern gesehen / verthätigt und wehrt gehabt. Henrich der Grosse kunte nicht überwältigt werden / sein Muth war allzugroß / er kunte nicht hindergangen werden / der Verstand war gar zu scharffsinnig. Er liebte die Jesuiten / und neigte sein Hertz gegen ihnen: Nun kan er aber nicht lieben / es gehe dann die Erkandnus vorher / massen seine æstim die Liebe allererst erzeugt; es ist zwar nicht ohne / sie sind mit unter der Ligue gewest / doch muß mans ihnen nicht mehr vorrucken; es hat sie dieselbe verkehrte Zeit nebst andern verkehrt gemacht.

Seht / nun ist Henrich zum Monarchen über die gantze Welt worden / und beherrscht nunmehr alle Menschen entweder aus Lieb / oder durch

durch seinen unüberwindlichen Arm; die ihm nicht als Unterthanen dienen / lieben ihn; die seine Vasallen nicht sind / demüthigen sich gleichwol vor ihm. Der Vergleich / so er zwischen Venedig und dem Pabst gestifftet / ist ein klares Zeichen seiner Klugheit und Ansehens: Rom excommunicirte diese Republic; der König legte sich darzwischen / und brachte ihr die Absolution wiedrum zuwegen.

XLII. Ein Vater kan seine Kinder nicht rühmlicher überwinden / als mit mit Gelindigkeit.

Spanien / welches gern gesehen / daß diese beyde mächtige Städte einander aufgerieben hätten / bietet dem Pabst 10000. man an; Henricus, der ihm will zuvor kommen / verspricht ihm 40000. und den König in Franckreich zum Anführer. Das hiesse recht ihm den Krieg zuführen; gleichwol hielte er dafür / es stünde einem Vater besser an / wann er seine Kinder in der Güte gewönne / als durch die Furcht; zu dem End wuste er auch beyder Theile Nu-

tzen so geschicklich zu handhaben / daß sie beyde vergnügt blieben. Es ist ein recht rühmlicher Streich / wann man damit einen unbilligen Gewinst und Eroberung zunichte macht / oder eine entstehende Ketzerey unterdruckt; einen solchen führte eben hiebey unser Hercules. Der Turc machte sich auf / und wolte bey solcher Uneinigkeit auch seinen Vortheil schaffen; die Theologi waren zertheilt und gespalten / der Grav von Fuentes machte sich in seinen Gedancken schon eine andere Mäyländische mappe, und ruckte schon gegen unsere Grentzen. Und hätte man vor seiner Macht eine billige Furcht schöpffen müssen / wann ihn nicht unser Monarch daran gehindert hätte. Man kan Henricum wol vor den funffzehnden König unter den Königē in Franckreich zehlen / die die Päbste in ihrem Thron erhalten und beschützt haben: Der damahlige Pabst / so sich zum Krieg rüstete / wieder seine Kinder / hatte zwar den Thron nicht verlohren / allein es war an dem / daß er solte drum kommen; Henrichs Klugheit erhielt ihn /

ihn / zähmte des Türcken progressen / hinderte alle Spaltung in der Religion / und that den Spaniern ich weis nicht was an.

Die Moren so der Spanier Joch nicht vertragen / noch mit Gewalt von sich werffen kunten / versprechen Henrico, ihn vor einen Herrn anzunehmen / wann er sie schützen wolte. Man verwilligt ihnen aus Lieb den Paß durch Franckreich; schlägt ihnen aber die Hülff ab / welches an dem König als eine Generose That billich zu rühmen ist.

XLIII. Zu Friedens-Zeiten kan man einem Herrn seine Unterthanen nicht entziehen.

Es hätte diese protection der Spanischen Unterthanen vieles Verfahren unserer Feinde wol justificiren können. Gleichwol will sie Henrich nicht eingehen / er hat mehr Aufrichtigkeit und Güte / als Gerechtigkeit hierinn gewiesen / ob er schon von beyden sehr viel beyseßen an sich spüren lassen; das Hertz hätte zwar niemals auf billigere Maß die

die Rach beschliessen können; allein seine Hertzhafftigkeit gab ihm noch edlere Gedancken ein. Ein Herr muß nicht gleich alles ins Werck setzen / was er im Vermögen hat; die Klugheit verbindet ihn / daß er je zu weilen den Zorn mässige / ob er schon unsträfflich möchte heraus brechen. Henrich der Grosse bereitet dadurch Ludovico dem Gerechten Ursach und Gelegenheit zu einem gerechten Krieg zu / in dem er Unrecht läst über sich gehen / das er doch hätte straffen können. Er will seinen Dauphin die Thränen nicht auspressen / wann er ihm als ein anderer *Philippus* nichts zu thun überliesse. Uber diß riethe ihm die Lieb zu seinem Volck und Unterthanen solche abschlägliche Antwort vor allen andern Ursachen; warum hätte er ihnen den süssen Frieden so bald wiedrum wegnehmen *sollen*? Zu dem / so verlangt Henricus *keinen* Beystand / Spanien zu schaden; er hat allein Macht gnug alles zubezwingen; und mangeln ihm die Kräffte nicht / sich allein an seinen Feinden zu rächen.

Cle-

Cleven und Gülich waren seiner Hülff auch benöthigt. Es sah ihn jederman/ und jederman fürchtete ihn.

XLIV. Der Potentaten Vorhaben soll heimlich gehalten werden.

Eines Potentaten Vorhaben soll seyn/ wie die Brunnen/ die sich nur an denen Orten sehen lassen / die sie befeuchten; nach dem sie sich lang durch die engen Klüffte der Berge gedrungen / kommen sie endlich unten am Berg hervor. Das Wasser je länger es laufft / je reiner wirds/ und dienen ihm seine verborgene Canäle an statt einer alembic. Ein schöner Geruch / wo er nicht im Verschlossenem bleibt / verstäubt bald; so gehts auch den Consiliis, so bald sie auskommen / verlieren sie ihre Krafft. Also blieb auch das Absehen der schrecklichen Armee verborgen/ so lang Henrich lebte. Er fieng an / was der Sohn ausführen solte. Dann sein Muth hätte an einer gantzen Welt nicht gnug gehabt / drum ließ ihn GOtt nicht wieder fortgehen / sondern hielte den Lauff seiner Waf-

Waffen mitten in der Hitze auf. Dieser generceule Monarch führte so wol das im Sinn/ als im Vorschlag/ was Alexander ehmals gethan; er setzte sich vor mit 40000. Mann und 50. Stücken der gantzen Erde nur einen Herrn zugeben.

Eh er aus Paris zog/ ließ er die Königin zu S. Denis krönen/ und nahm sich vor/ ihr das Regiment zu überlassen/ nebst den Connestable und Cantzler/ die ihr mit gutem Rath beyspringen solten/ er aber nahm den Præsidenten Jeannin mit sich.

XLV. Wann eine Königin das Reich verwaltet/ wird das Salische Gesetz in keinem Wege verletzt.

Es fällt der Scepter durchaus nicht auf den Spinn-Rocken/ wann man ihn einer Königin anvertraut/ die an Tugend den Männern gleicht/ und das Regiment nur nach des Königs Willen führt. Sie ist sodann mehr eine Dolmetscherin des Königlichen Willens/als eine Beherrscherin der Unterthanen. Des Henrici Gemahlin

kun-

kunte man diese schöne Qualität keines Wegs absprechen / wo man anderst ihre meriten recht gekennt hat: Sie hatte so einen herzlichen Verstand / daß sie aller Orten / wo eine Weibs-Person über die Männer herzschen kan / geschickt und tüchtig war ihnen zubefehlen. Die Menge der Printzen und Princessinnen / so man ihr zudancken hat / war das Unterpfand ihrer Treu: Und die Liebe so gantz Franckreich zu ihr trug / diente zum Unterpfand des Gehorsams / den man ihr leistete. Und zu dem solte Henrici Wahl und Willen nicht so gut als ein Gesetz gewesen seyn? Da man diese übertreffliche Königin krönte / zeigte sich solche Anmuth und Majestät in ihrem Gesicht / daß der König selbst bekandte / er wolte eine solche Schönheit zubesitzen sein halbes Reich drum geben / wo er sie nicht ohne das besessen und zum Gemahl gehabt hätte. Die Tugenden des Gemüths thaten es denen herzlichen Leibs-Qualitäten noch weit bevor: Ihre Klugheit allein war so viel als das andere alles wehrt.

Kunte man ihr also nicht weniger/ als gantz Franckreich zum Eigenthum geben. Sie bekams auch von ihrem liebsten König / als der durch nichts mehr und besser ihr zu verstehen geben kunte / wie hoch und wehrt er sie hielte.

Indem Franckreich triumphirt/ und die übrige Welt vor ihm in Schrecken steht; ach! so werd ich meines Königs nimmer gewahr/ es ist vom grossen Henrico **nichts/ als ein gantz bleicher Leib übrig/ der auf dem Bett verblutet. Ein Erdwurm/ein Ungeheuer der Natur/ der schwärtzer und boßhaffter als alle Teufel in der Höll/ daraus er entsprossen/ hat uns dieses** miracl **der Könige entrissen.**

XLVI. Betrüglichkeit des Tods.

O Tod wie bistu so geschwind/ weil du uns übereilst! Wie falsch und betrüglich bistu doch/ weil wir von dir hindergangen werden! Warum richtestu dein Wüten nicht auf einen Hauffen unnützer Leute / deren Leben dem

dem Staat so wenig nutzlich als rühmlich ist? Warum erlösetestu nicht lieber die Welt von denen/ die sie nur unterdrucken/ und nehmst die monstra weg/ die ihr Leben nur erhalten mit dem äussersten Elend ihrer Unterthanen/ die nichts anders in sich trincken als ihre Thränen? Henrich war ja nur zu dem End auf der Erden/ daß er sie mit seinen Siegs-Zeichen auszierete; er war nur zu dem End im Reich/ selbiges durch seine Tapfferkeit aufzumuntern; er war nur zu dem End bey seinen Unterthanen/ daß er sie mit seiner Gütigkeit aufrichtete. Hat er sich nicht offt selbst liebreich erklärt/ daß er sichs vor einen grossen Ruhm halte/ wann er wissen/ und recht verstehen möchte/ wie sauer seinen Unterthanen ein Heller wird/ damit er desto grösser Mitleyden mit ihnen haben möchte. Und gleichwol ist er dahin und gestorben/ gantz Franckreich aber mit ihm/ weil gantz Franckreich in niemand anders als in ihm das Leben hatte. Dieser fatale Streich lehrt die Monarchen/ daß das Glück auch mit den vornehm-

sten

sten Häuptern spiele; drey Sandkorn ruiniren die grosse Statua Nebucadnezars; ein wenig Stahl richtet dieses grosse Meisterstuck GOttes zu nichte.

Erlaube mir glorwürdigster Fürst / daß ich frey rede / du bist selbst an deinem Tod etwas schuldig: Es hattens die unzehlige Propheceyungen angekündigt / es warneten dich acht traurige Fälle / daß es furien giebt / vor denen man sich verwahren soll: Ich gestehs / man soll bösen Propheceyungen nicht allzeit Glauben zustellen / aber man muß sie doch fürchten / und solche suchen abzuwenden.

XLVII. Wer sich vor dem Tod nicht fürchtet / der glaubt / daß er unsterblich sey.

Man kan eines Menschen Glauben und Christenthum nicht besser erforschen / als wann er den Tod nicht hoch achtet; man hat den König offt gewarnet / er solte sein Leben in acht nehmen / er aber hat sich nie sonderlich gefürcht solches zuverlieren. Nicht als wäre

wäre er so unempfindlich gewesen/ sondern er war ein guter Christ. Seht/ was er hierüber selbst vor Reden geführt: Wer sich vor dem Tod scheuet/ der wird sich nicht an mich machen; wer aber sein Leben nichts acht/ der mags etwa wagen/ und sich an das meinige machen. Ich befehl mich GOtt/ wann ich mich niederleg; ich fleh ihn an/ daß er mein Führer seyn wolle/ wann ich aufstehe; das übrige steht alles in seinen Händen/ was er behüt/ kan nicht zu Grund gehen. Er wird mich vor Narren behüten/ und ich fürchte die Klugen nicht. Tyrannen mögen sich fürchten/ ich bin ein König/ ja ein Vater. Wer wird doch jemals dieses unüberwindlichen Monarchen Religion in Zweiffel ziehen? Wer kan an seiner Gütigkeit zweiffeln? Ich will nicht sagen/ daß er das ihm von der Ligue angethane Unrecht vergessen hat; er kunte nicht alles straffen. Aber daß die jenige/ so ihm nach den Leben gestanden/ dannoch Gnad und Gütigkeit in seinem Hertzen an statt der Straff angetroffen/ daß kan ich

nicht

nicht in meinen Kopff bringen / noch mich gnugsam drüber verwundern / und gleichwol ists nur allzu gewiß und ausser allen Zweiffel. Wer solte sich nicht wundern / wann er hört / daß / so offt man sich an ihm vergriffen gehabt: **Man laß sie loß / es ist ihnen verziehen.** So gar war die schöne Königs Tugend / die Gütigkeit / wesentlich in unserm Henrich. Bey dieser Königlichen Sanfftmuth fande sich allzeit die Großmuth ein: Da er einsten benachrichtigt war / daß ihm ein Cavalier den Tod in den Pistolen nachtrüge / nahm er ihn bey seits / stieg auf sein Pferd und schosse die Pistolen loß / bathe ihn hernach / er solte sich wegmachen / weil er ihn hätte wollen ums Leben bringen.

Man mag sagen was man will / dieser Herr war freygebig.

XLVIII. Ein Monarch soll freygebig seyn.

Es waren ihrer nicht gar viel / von denen er eben das versichern kunte / was er von dem Præsidenten Jeannin sagte: **Ich hab allzeit guts von ihm geredt**

redt/und hab ihm nie kein guts angethan: Dann es waren deren nicht viel/ die er nicht hätte belohnen können. Von andern/auch seinen Feinden/sagte er: **Ich übergülde sie/ weil ich fürchte/ man möchte sonst ihre Boßheit sehen.** Einsmals betheuerte er gegen einem/ der einen Platz zur Versicherung begehrte: **Ihr habt ihn in meinem Hertzen:** Billich hätte er noch dazu setzen sollen/ daß alle seine Unterthanen darinn einen Schatz antreffen würden. Was vielleicht bey manchem das wiedrige zu glauben Ursach war/ ist/ daß er seine Gutthaten nicht ohne Unterscheid dahin schleuderte; er wuste/ wo sie hingehörten/ wer deren werth wäre/ und wolte lieber dem Land wenig Steuern auflegen/ als viel wegschencken. Zu dem Ende gab er einsmals dem Prevost zu Paris/ der Erlaubnus begehrte/ eine gewisse Summa Gelds auf die Brunnen-Röhren zu schlagen/ damit man die Schweitzer tractiren könte/ zur Antwort: **Es steht niemand als**

Christo zu/das Wasser in Wein zu-
verwandeln.

Ich thäte der Gerechtigkeit un-
recht/ wo ich nicht sagte/daß er sie
im höchsten Grad besessen: Ich
bin mir aber selbst nicht zu wieder/
wann ich sage/ daß er gegen denen
sanfftmüthig und gütig gewesen/
die ihn beleydigt haben/ massen er
das einem andern angethane Un-
recht desto schärffer zur Straff ge-
zogen.

XLIX. Ein Potentat mag mit dem/was ihn betrifft/machen/was er will; andern aber ist er schuldig zube-schützen.

Ein Herr kan verzeihen/ so man seine
eigene Person angreifft/ weil er seines
Rechts Herr ist/und damit nach seinem
Willen verfahren mag; aber worinn
seine Vasallen beleydigt werden/ da
muß er zur Nachgreiffen/ weil er ihr
Richter ist. Ein König (pflegte er zu-
sagen) hat zwey Augen/ zwey Füsse/ so
ist auch sein Leib nicht unterschieden von
anderer Leute ihrem/ und haben über
diß eben eine solche Seele in dem Leib;
wie

wie wolte man dann einen Herrn und König vor andern erkennen/ wann er nicht gerecht wäre; wer würde seinen Scepter sehen/ wann er die Hand/ so Gerechtigkeit üben soll/ verstecken wolte. Er antwortete auch zu dem End einem Herrn / der ihn öffters um eine Gnad vor seinen Vetter in den Ohren lag: es stünde ihm zwar gar wol an / daß er thäte was einem Vetter gebührte/allein er müste auch thun/was einem König zustünde.

Wiewol nun dieser unvergleichliche Monarch gantz vollkommen war/ so war er doch nicht unsterblich. Wir verlohren ihn im Jahr 1610. Sehen wir an die Noth und das Verlangen seines Volcks / so hat er sehr kurtze Zeit gelebt; betrachten wir die gute Dienste/ so er dem Reich geleistet/ so war sein Leben lang genug; und nur gar zu lang/ so wir ansehen das Unglück/ so er ausgestanden. Er wird aber ewig leben und nimmermehr untergehen/ in Ansehung der herrli-

chen Thaten / damit sein Leben pranget.

L. Grabmahl rechtschaffener Potentaten.

Man bemühe sich nicht viel um Jaspis oder Porphyr / ihm dadurch ein Grab zu bauen / dann es ist kein rechtschaffener Frantzos / der ihn nicht in den Hertzen herum trägt: Das Grab gehört nicht vor die Lebendigen; mein König aber wird so lang nicht sterben / als noch ein Mensch auf der Welt leben wird. Es braucht nicht viel Grabens bey diesem Gedenckmahl: Coutras; Arques und Yory sollen uns ewig im Gedächtnus eingegraben verbleiben. Fünff und dreyssig Anstossungen an Feindliche Armeen / 140. Schlachten / 3000. Belägerungen / sollen jenen berühmten Schlachten nur zur Seitenzierath angehängt werden. Kommt ihr Monarchen / kommt / und ersehet euch in dem Leben Henrici des Grossen; kommt und bewundert seine Siege / ahmet nach seine Tugenden. Gestehet frey heraus / nach dem ihr seine Siegs-Zeichen geküsset habt /

daß er allein der neun berühmte Helden Tapfferkeit an sich gehabt/ ja noch wol etwas mehrers; saget unverholen/ daß er in 57. Jahren dasjenige gethan/ was kein Mensch nach ihm sich würde unternommen haben/ wann er nicht einen Sohn nach sich gelassen hätte.

Ludvvig der Gerechte.

Ludwig succedirte Henrico.

I. Es ist falsch/ daß Helden nur schwache und unvermögliche Kinder erzeugen.

Nichts hätte wegen unsers Verlusts/ den gantz Franckreich an Henrico erlitten/ uns trösten können/ wann wir diß Geschenck nicht bekommen hätten. Eleazar füllete seines Vaters Rock nicht aus; der Dauphin ließ nichts leer ob er schon noch ein Kind war im Thron seines Vaters / des grösten Monarchen / den jemals Franckreich gesehen. Sein Scepter ist ihm in der Hand nicht unbequem / seine Krone/ die wol einem Atlas oder Hercules könte zu schwer fallen / bleibt

ihm fest auf seinem Kopff. Es sind nur geringe Helden / nicht grosse / wie Henrich / die nur halbe / das ist / schwache Menschen erzeugen / alle ihr vigor erscheint aus ihrem Thun. Der Löw zeugt nur Würme / wann er tod ist; wann er aber lebt / nichts anders als Löwen. Es hat die Historie noch keinen Adler jemals vorgeworffen / daß er eine Taube ausgeheckt habe: Menschen werden nicht thumm gebohren / sondern werdens erst; sollen derohalben nichts als ihre eigene Boßheit anklagen / und den Ursprung ihres Wesens hoch halten.

Franckreich hatte über hundert Jahr auf einen Dauphin **gewartet; er zeigte sich nun der Welt am** 27. Septembris **gegen dem** æquinoctio autumnali.

II. GOtt ist der Menschen rechter Vater / und noch vielmehr der Monarchen.

Gute Früchte haben ihre Zeit / wann sie reiff werden / wer sie wolte vor derselben zeitig machen / der würde sie nur verderben: Gleiches läst sich auch von hohen

hohen und vortrefflichen Leuten sagen / der Himmel schiebt ihre Geburt offt lang auf / damit wir sie desto besser erkennen sollen. Der Himmel kunte der Erden ein solch præsent eher nicht thun / als biß er sie am liebsten hatte; die Erde bemüht sich zwar / ihm sodann am besten zugefallen / wañ sie sich mit Blumen im Frühling heraus butzt; aber man kan sagen / daß er sie nur sodann recht liebe / wann sie ihm ihre Früchte præsentirt. Es war der Erden in vielen 100. Jahren nichts so köstlichs und herzlichs zu Theil worden. Es ist ein gemeiner Irzthum / daß man glaubt / der Mensch verschaffe der Welt andere Menschen; Fürsten und Könige geben dem Staat wiedrum andere Regenten; man ist ihnen nur den allergeringsten Theil schuldig: GOtt allein die Seele / und in der Seel die gute Neigungen. Es dependirt zwar der vigor des Leibs von ihrer guten Complexion, was des Kinds temperament anlangt; aber wann der Geist das Fleisch nicht erhält / so ruinirt dieses den Geist. Rahel thut dem Jacob un-

recht / daß sie sich über ihn beklagt / wegen der Unfruchtbarkeit und des Kinder-Mangels / sie richte vielmehr ihre Stimme zu GOtt / der ist der rechte Vater.

Henrich zeugte diesen grossen und vortrefflichen Sohn ungefehr im 48. Jahr seines Alters.

III. In was vor einem Alter man sich verehlichen soll.

Aristoteles giebt den Leuten den Rath / sie sollen vor dem dreyssigsten Jahr nicht zur Ehe schreiten / er will / sie sollen Weiber nehmen / die ein wenig über die Helfft so alt sind. Der Rath ist gar judicieus um dieser Ursach willen: weil das weibliche Geschlecht seine Jugend und Schönheit ehe als das männliche verliert / muß man ihm etwas zum Voraus geben / dadurch sie beyde allzeit einander gleich bleiben / auch sodann / wann sie ins Alter kommen. Wann Mann und Weib in gleichem Alter in die Eh treten / so geschichts / daß hernach ein junger Mann ein altes Weib haben muß / und sie offtmals sodann einbieset /

set/ wann ihm dero Hülff und Liebe am allernöthigsten wären. S. Paulus dörffte noch eine andere Ursach hinzu thun; weil ein Mann seine Lust ausser der Eh mit gutem und unverletztem Gewissen nicht büssen darff/ so muß er sich um eine solche Schönheit umthun/ die zum wenigsten so lang als seine Lüste währet; wiedrigen falls wäre zubefürchten/ daß/ so er das Mittel vor solche Lust nicht in dem einmal erwehltem objecto finde/ er sodann weiter möchte gehen/ und es anderwerts auf unzulässliche Weise suchen. Von den Vermählungen unserer Könige ein Wort zu gedencken: So beduncket mich nicht rathsam/ daß sie sich gar zu jung in selbige einlassen solten/ aus Besorg/ es möchten einmal Eltern und und Kinder im Alter einander zu nah kommen/ und sich hernach ein Herr müsse reuen lassen/ wegen der Ambition des Sohns/ der ihm nach der Regierung trachtet/ daß er so bald Vater worden. Das Exempel Ludovici des Eilfften lehrt uns/ daß Dauphins sind/ die des Dauphins endlich überdrüssig

werden / und der Cron nachtrachten / eh der Vater zu Grabe ist.

Die Wage war das Zeichen / so bey seiner Geburt am Himmel dominirte.

IV. Vorbedeutungen in der Natur / was die Potentaten seyn sollen.

Könige sind Richter: gleich wie nun unsern Monarchen die Krone aus natürlicher Erb-folge zukommt; also gehört ihnen auch die Wage der Gerechtigkeit von Natur zu. Warum läst sie sich eben bey des Ludovici Geburt am Himmel sehen / und nicht auch bey der Geburt der andern Könige? Kommts nicht daher / weil mit ihm zugleich der Schiedsmann und Arbiter der gantzen Welt gebohren worden? weil er die Gesetze nicht nur seines Volcks / sondern zugleich aller andern Nationen einrichten solte. Sein *judicium* ward gut gnug / daß er die Billigkeit von dem / so nur den Schein der Billigkeit hatte / unterscheiden kunte; sein Arm und Gewalt starck gnug / die erschreckliche Wag-Zunge zuhalten / wo man

man Leben und Tod abwäget. Vielleicht will uns der Himmel hierdurch andeuten/ daß er vor allen andern den Namen des Gerechten soll führen: So lehrt nun diese Wage/ daß sich nunmehr das Laster vor der Straff fürchten soll/ weil es nimmer unsträfflich soll hingehen. Ihr grosse Häupter/ vergesset euer nicht/ man wird eure Köpffe/ wie kostbar und vornehm sie auch sind/ nicht ansehen/ sondern zur Straff ziehen/ wo ihr in die Straff fallet.

Etliche Tage vor seiner Geburt hörte man ein groß Erdbeben; es wolte die Erde durch diese allgemeine Erschütterung jederman zeigen/ daß sie ein sonderbares und seltzames Wunder sehe oder empfinde.

V. Die Natur kündiget ihre Ankunfft in die Welt an.

Grosse Wunderzeichen verkündigen auch grosse Dinge: der Himmel hat einen gantz absonderlichen Mund das/ so ungemein und zuvor nicht erhört ist/ auszureden; die Erde redet anderst

von dem/ was den König und Regenten wiederfahren soll / als von dem / so die Vasallen betrifft. Grossen Herrn leuchtet ein Comet am Himmel zu Grab / da hingegen dem gemeinen Mann nur mit Lichtern vorgeleuchtet wird. So wurde auch die gantze Natur reg/ da unser junger Monarch zur Welt kam; es zitterte die Erde / geschichts nicht darum / daß sie will ihren respect gegen ihm erweisen? Zeigt sie nicht dadurch ihre Furcht an? Dieser junge Printz besitzt von seiner Wiegen an schon Majestät gnug / jederman dahin zu zwingen / daß man ihn anbeten; und Macht gnug/ daß man ihn fürchten muß. Die Erde erschüttert / und wolte die darauf wohnende Tyrannen gern von sich stossen/ die sie bey Ankunfft des Gerechten nimmer tragen will/ als der da zu dem End gekommen/ damit er sie zur Straff ziehe; ja gantz und gar ausrotte: Wo er nur die Augen auf sie wirfft/ so spricht er ihnen schon das Urtheil.

Er war kaum auf die Welt kommen / so wurde er schon ein

Rit-

Ritter: Dann als der Herr Vater gesehen/ daß diese kleine Hand solte einstens den Scepter führen/ gürtete er ihm den Degen um; und mit dem Degen seinem Muth und generosität.

VI. Des Vaters Tugend ist der Kinder rechter Patron.

Unsere Könige haben offtmals eines ihrer Unterthanen Tapfferkeit so hoch æstimirt/ daß sie die Waffen aus ihrer Hand haben nehmen wollen/ davor haltende/ daß von ihrer Tapfferkeit und Tugend/ durch diese blosse äusserliche Ceremonie, so nur den Leib berührt/ auch das Gemüth eine Krafft überkomme. Nun begiebt sichs aber offt auch in denẽ moral-productionen/ was wir an der Natur sehen; ein Vater erzeugt sich selbst in dem Sohn/ ein Lehrmeister am Discipel, und so ferner. Was soll man nun hieraus schliessen? Was vor Hoffnung soll man sich nicht von einem Souverain machen? Er wird zugleich ein Mensch und ein Ritter/ von einem der grösten Kriegs-Männer/ die jemals auf der Erden gewesen

sind. Ein gut Exempel ist nöthig und durchdringend / es komme her von wem es wolle / ists aber ein Häus- lichs / und kommt also von den unsri- gen her / so kan man schier nicht anders als demselben nachfolgen; ein Sohn der seines Vaters Tugend stets vor Augen hat / vermeint / er de- generire und schlage gäntzlich aus der Art / wo er ihm nicht nachfolgt. Es überredt ihn die Lieb / daß er den sich soll zum fundament in seinem Thun vorstellen / der der Ursprung und Grund seines Lebens ist / und müsse er / wolle er anderst danckbar seyn / ihm nachzuahmen / sich befleissigen. Hin- gegen vermag das jenige / so von einem andern Ort uns vorstößt / nicht so viel über unser Gemüth: Das Hertz / so durch die Hochhaltung all- zeit disponirt ist zur Lieb gegen den Va- ter / schliest sich gar leicht vor einem an- dern zu: Liebt es nicht / so ahmet es auch nicht nach. Was wird nun unser Ludovicus nicht vor Tugenden an sich nehmen / der Henricum zum modell und Muster hat? Er ist nicht weniger

sein

sein Exempel/ als sein Vater. Und gleichwie Henricus nichts höhers und ihme eigenthůmlichers lehren kan / als die generosität; also ist selbige auch seines Dauphins vornehmste lection, darauf er seine Gedancken und Fleiß zurichten hat.

Er hat dessen von der ersten Kindheit an stattliche Proben sehen lassen. Als der Connestable von Castille Erlaubnus bekommen / ihn zubesuchen und aufzuwarten / und man dem Dauphin sagte/ daß Spanier da wären/ und vor ihn verlangten zu kommen / begehrte er also bald/man solte ihm den Degen geben.

VII. Wie man den Sexum und das Geschlecht bey der Geburt kennet.

Die Rede ist der Dolmetscher der Seele/ der Laut der Stimme zeigt des Gemůths generosität an; ist die Stimm schwach und kräncklich / so ist das Gemůth auch feig und zaghafft; ist sie aber gewiß und sicher / so ist das Gemůth auch edel und tapffer.

Man

Man sagt/ daß man aus der ersten Stimme eines Kinds/ wanns von der Mutter kommt/ schliessen könne/ was Geschlechts es sey; bey Knaben ist die Stimme beständig und etwas starck/ bey Mädgen hingegen ist sie lieblich und schwach. Unser ruhmwürdigster Ludwig ward gebohren/ die dem Henrico angethane Schmach und Schimpff zu rächen/ drum zeigte er gleich in der zarten Jugend/ was die höhern Jahre würden ausweisen.

Er fieng seine Regierung sehr jung an/ weil er sie lang führen solte; der Anfang ist früh/ damit das End spath sey. Da ihm die traurige Post von des Herrn Vaters Tod kam/ kunte er vor Schmertzen nicht ein Wort sagen/ wo man nicht auch das Weinen vor eine stumme Red halten will.

VIII. Hartherzigkeit der Kinder gegen die Väter.

Billich vergosse er Zähren/ weil auch er einen Mann/einen König beweinte/ der mehr als alle Welt wehrt war.

Es

Es kan eine erlangte Kron den Verlust Henrici des Grossen nicht hereinbringen und sattsamen Trost deswegen ertheilen. Es giebt zwar sonst der Unmenschen nur gar zu viel / denen der Vater immer zu lange lebt; sie haben so eine lasterhaffte Begierde zu herrschen / daß sie sich im Gewissen nicht fürchten / Vater-Mörder zu werden. Es kan sie nichts abhalten den Vätern den Tod vor das von ihnen empfangene Leben zu geben / als Rad und Galgen. Alle ihr Kindlicher Gehorsam rührt nur von der Furcht / nicht von der Liebe her. Sie sind Crocodilen gleich / die ihre Augen zwingen / Thränen zu vergiessen / und die heimliche Freud des Hertzens unterdessen verborgen halten. Sie weinen nicht / als wann sie Zeugen ihrer Thränen haben; der Fluch / den GOTT solchen Vipern gedrohet hat / schreckt sie nicht. Es muß in Warheit ein recht wildes Gemüth seyn / das nicht einmal einen Thränen kan fliessen lassen auf das Grab des jenigen / der uns das Leben gegeben. Darum ist und bleibt Lu-

do-

dovico der ewige Ruhm / daß er durch seine bittere Thränen bezeugt hat / er hätte lieber lang wollen Sohn verbleiben / als Monarch / aber mit Verlust des Vaters werden.

Sein erstes Wort declarirt ihn vor einen Monarchen / seine erste That erweist auch / daß er ein treuer Sohn sey; er will / daß seine Mutter soll Regentin seyn / und der Mord des Herrn Vaters ernstlich gestrafft werden.

IX. Eine Mutter ist die natürliche Tutrix der Kinder.

Man kan denen nicht Lieb und Treu gnug erzeigen / von denen wir das Leben haben; man kan ihnen auch nicht zu viel Hülff und Beystand leisten; die lange und beschwerliche Zeit / so sie zugebracht haben uns zu empfangen und zur Welt zubringen / soll in uns diese Erkändtlichkeit würcken / und die bey unserer Auferziehung gehabte Müh und Sorg soll uns zur Danckbarkeit antreiben. Der König hätte seine Pflicht nicht besser beobachten / noch seine Zuneigung kräfftiger gegen die

die Königin an Tag geben können / als in dem er ihr die Kron zur Verwaltung anvertraut. Es war auch ingleichen eine treffliche Prob seiner Klugheit; dann weil er Salomons Witz und Verstand hatte / solte er ihm auch darinn gleich werden / daß er der Mutter einen Thron zubereiten liesse. Der hohe Rath und das Parlament stimmten auch zusammen / und beschlossen diese Gewalt der Königin aufzutragen / zeigten auch dadurch / wie sehr sie sich die allgemeine Ruh liessen angelegen seyn. Wann sich eine Mutter tüchtig befindt zum Regiment / so kan man nicht wol eine bessere und sichere Person zum Regiment wehlen als sie; dann das Verlangen / ihr Geblüt einstens mit Ruhm und in Sicherheit auf dem Thron zu sehen / liegt ihr stetig im Gemüth / und treibt sie / ihn in seinen Splendor und Würde zu erhalten. Es giebt der Mütter gar wenig / die / wie des Neronis seine / ihr Leben in die Schantze zuschlagen begehren / wann nur der Sohn die Krone dadurch bekommt; und noch weniger deren / die

ihre

ihre Hände wie die Semiramis in ihrer eigenen Kinder Blut baden wolten / damit sie ihnen nur den Scepter aus der Hand kriegen / und sich an ihre Statt auf den Thron schwingen können.

Sie ließ ihre Sorge seyn / daß der König nach Reims geführt / und allda durch den Cardinal de Joyeuse **gekrönt würde.**

X. Die Verachtung der Religion macht den Anfang zum Fall bey Potentaten.

Die Stadt Reims hat vor allen den Vorzug / daß in ihr das kostbare Gefäß aufgehoben und verwahrt wird / das zur unction und Einweyhung unserer Monarchen gebraucht wird. Es ist mir zwar nicht unbewust / daß unsere Könige auch ohne diese Salbung die Potentaten bleiben / die sie sind; doch muß man selbige deßwegen nicht negligiren; es haben alle unsere Könige solches Oel so hoch geacht / daß / wo es anderst die dringende Noth nicht verhindert / sie allzeit an dem Ort / da es verwahrt wird;

ihrer

ihrer Regierung den Anfang machen wollen. Es ist in allen Sachen gefährlich/ von den alten Gebräuchen abzuschreiten/ wann auch nichts dran/ sondern alles falsch wäre: In dem man sich die Freyheit nimmt solche Gewohnheiten zu prüfen und zu examiniren/ wird unser Gemüth so frech/ daß es hernach an den allerältsten und besten ja warhafftesten Dingen zweiffeln will. Uber diese allgemeine consideration finden sich noch absonderliche Bedencken/ die eigentlich zur Sach dienen: Es geht dem Volck keine Meinung besser und tieffer zu Gemüth als die Religions-Sachen/ man wagt auch das Leben dran/ wann man vermeint/ die Religion sey angegriffen/ man läst allen Nutzen und anders interesse um ihrentwillen fahren/ damit man nur dieselbe verthätigen möge. So bald nun die Unterthanen wissen/ daß ihre Herrschafft sich der höchsten Majestät/ die sie nebst ihnen anbeten/ unterwirfft/ nehmen sie die ihrige gern in gebührlicher Verehrung und Demuth an. Müssen daher unsere Monar-

narchen sich ja wol hüten / daß sie diese herrliche Ceremonie zu Reims nicht verachten: dann gleichwie die blosse Geburt unsere Fürsten zu den mächtigsten Potentaten von der Welt macht / also macht sie ihre Krönung und Einweyhung zu den erstgebohrnen der Kirchen.

Als der König vierzehn Jahr alt ward / declarirte er sich Majorennem: Die Gesetz wegen Verbots des duellirens und Gottslästerns werden diesem Tag ein ewig Denckmal seyn. Der Frantzosen Hand und Zunge sind schwer in die Bande zu bringen / es braucht da nicht nur ein Edict, sondern viel und manche dazu.

XI. Wieder das duelliren und Fluchen.

Die duelle wären unbillich / wann auch gleich das Gesetz GOttes solche nicht ausdrücklich verbieten thäte: Sie sind und bleiben straffwürdig / wann auch gleich die Natur solche zuliesse. Sie sind anders nichts als eine noch schändlichere Mordthat / als etwa der

Raub

Raub eines öffentlichen Strassen-Raubers seyn mag; der Narren Einbildung erblickt dabey einen Ruhm / hingegen findet ein Weiser anders nichts als Schande und Schmach dabey. Die nun dieses blutige Handwerck öffters practiciren / sind entweder als boßhaffte Verbrecher und Ubelthäter / oder als Hencker und Mörder zu achten: Bleiben sie in dem Kampff / so haben sie ihr Recht empfangen; morden sie aber andere / so verrichten sie des Henckers-Ampt. Es soll billich jederman sich drum annehmen / wie diesem Ubel möge gesteuert werden; Franckreich aber mehr als alle andere / weil ihm dadurch der beste Adel zu Grund geht. Unser Ludovicus ist bemüht / solches unordentliche Wesen einzustellen / thuts auch in der That so viel ihm möglich ist / mit grossem Nachdruck / in dem er solchem Ubel Richt-Bühnen / Galgen und Rad zu Grentzen setzt / und dadurch jederman sucht davon abzuhalten.

Das Fluchen ist gleichsam ein duelliren mit GOtt. Wer wolte vor derglei-

gleichen aberwitzigen uñ thummen Leuten nicht einen Abscheu haben/die/ weil sie Gott nichts böses und wiedriges anthun können / ihm durch das Fluchen böses zuwünschen? Ludwig der Heilige befahl / man solte ihnen die Zungen durchboren/betheuerte auch/ wann ihm nur möglich wäre diesem Unrath abzuhelffen / so wolte er sich seine eigne Zunge gern durchboren lassen. Die Stimm oder Rede ist sonst nur ein wenig Lufft / der ohne Müh zerstäubt; aber wann in der Red eine Gottslästerung ist / so wird sie zu einem greulichem Sturmwind / der gantze Länder anstöst / ja gar über einen Hauffen wirfft. Ihr Potentaten beschützt den Thron des Höchsten / so wird er auch euren beschützen.

Wie sehr man sich auch darwieder gesetzt / daß die Heurath des Königs mit der Infantin aus Spanien nicht fortgehen solte/ so ward doch ohngeachtet alles dessen/ solche zu Bourdeaux geschlossen / im Jahr 1615. Franckreich gab im

Ge-

Gegenfall die älteste Schwester des Henrici dem König von Spanien zur Gemahlin.

XII. Obs besser sey / daß ein Potentat sich eine Frembde / oder eine aus seinen Unterthanen vermähle?

Der Monarchen heyrathen hat ein weit grössers Aussehen als der Privat-Personen; vermählen sie sich eine frembde Dame / so nehmen sie zugleich das Hertz aller derselben Unterthanen zur Ehe / und legen durch ihre Hochzeit den Grund zur allgemeinen Landsruh. Hat man nicht zu dem End einige Princessinen / die wir aus Franckreich andern Potentaten zugesandt / Königinen des Friedens genennet? Es ist einem Monarchen allzeit besser / man sage auch was man wolle / wann er ausser seinem Reich / als in demselben sich eine Gemahlin wehlt. Weil erstlich man hierdurch denen innerhalb des Reichs sich aufhaltenden vornehmen Häusern die Ursach zur Æmulation wegnimmt / in dem sie allerseits nach solcher Ehr Verlangen tragen könten. Zum andern verwahrt dieses den Regenten

vor anderer Insolentz oder Verachtung; von der Insolentz/ in dem er widrigen Falls seiner Gemahlin Befreunde erheben müste/ und sie aus Vasallen fast zu gleicher Dignität / in der er stehet / erheben. Von der Verachtung aber / so er sie in dem Gradu und Stand liesse / darinn er stehet. Die Königs Kinder haben doch allzeit einen Vorzug der Schönheit / oder anderer Vortrefflichkeiten vor andern/ die nicht aus Königlichem Stamm sind: Nun stehet es aber einem König übel an/ daß er nur auf einer Seite gleichsam König und ein Potentat sey; es hincket ihre Majestät/ wann sie nicht auf allen Seiten gleich hoch stehet.

Das Fatum und der Tod des Marschalls von Anore, geben in denen Geschichten ein Exempel / das genugsam anzeigt / wie hoch Königen daran gelegen / daß sie ihren Unterthanen zu thun schaffen. Der verwegene Kerl mißbrauchte sich seines Ansehens/ und wiewol er nur eines Notarij von Florentz Kindskind war / wolte er doch

doch in Pariß einen Potentaten aus sich machen. Er nahm einen Theil der Fürsten in Verhafft / die andern verjagte er. Vitry war befehlicht ihn im Louvre zu greiffen; da er sich aber wolte wiedersetzen / ward er durch drey Pistolenschuß umbgebracht.

XIII. Die Ambition bringt denen / die ihr anhangen / nichts gewissers als den Untergang.

Ein Ehrgeitziger ist mit nichts in der Welt begnüget; wann er erhaben ist / will er noch höher steigen; und das steigen treibt er so lang / biß er endlich auf den jähen Fall / und das Præcipitium kommt / das am Gipffel dieser seiner gesuchten Hoheit ist. Es ist solcher Ehrgeitz eine Tyranney / so über sich selbst gehet / dann ein Ehrgeitziger gebietet allen seinen Gedancken / er zwingt und nöthigt sie / seinen Begierden und Neigungen zu folgen. Ist diese Ambition in einem bäurischen und niedergeschlagenem Gemüth / so würckt sie bey demselben Geitz; dieser nun muß dem Hochmuth und der Begierde zu höhe-

höherer Würde zu steigen / eben so wol auf gut sclavisch unterworffen seyn als andere ; ob gleich der Geitz die Tochter ist der Ambition, und also solcher Knechtschafft solte entübrigt seyn. Befindet sie sich aber in einem erhabenen und mundern Gemüth / das aber dabey blind ist / und in seinem Thun nicht klug und behutsam gehet / so ist ihre alleredelste Wirckung / daß sie diejenigen in den ruin und Untergang bringt / die ihr den Vorzug disputirlich machen. Es hebt sich die Ambition nur empor auf Säcken / die mit Gold und Silber angefüllet sind ; sie sucht ihre Ruh und Befestigung in der Zerrüttung und dem Verderb derjenigen Güter / die ihr im Wege stehen ; gleichwol fällt sie aber / so das Gold sehr schwer ist. Sie bringt sich endlich gar ins Grab / weil sie ihren Untergang selbst sucht

Ein wunderlich Ding ! Conchini **hatte mehr als hundert Edelleute bey sich / da man ihn angriff ; und gleichwol wolte sich niemand unterfangen / ihn zuverthätigen /**

es wolte jedweder lieber an einem Freund untreu/ als an dem König ein Verräther und Pflichtvergeßner werden.

XIV. Einen Boßwicht setzt keine Defension in Sicherheit.

Die Boßhafftige mögen sich verwahren/ wie behutsam sie immermehr wollen/ so vermögen sie dannoch nicht gantz in Sicherheit zu kommen; wer sich mit seinen Tugenden nicht verthätigt/ der wird sich auch mit seinen Waffen nicht beschützen: Die Tugend weicht niemals; der Degen aber gibt manchmal nach und deffendirt offt gar schlecht. Es werden auch hundert Legiones einen Menschen/ bey dem kein unsträfflich Gewissen ist/ nicht in Sicherheit bringen: Ein solcher muß sich auch vor denen verwahren/ die ihn bewahren solten/ dann es kan ihn auch wol der Degen/ den er an der Seite trägt/ umbbringen. Wodurch will doch ein böser Mensch sich seines Lebens versichern? Wanns der Regent befihlt/ so wird die Hand auch mitten in der Mordthat geadelt/ die sich an einen

Verbrecher macht. Vielleicht kan er seine Versicherung suchen in der Treu/ so man sonst von des Herrn Worten præsumirt? Aber was soll man versprechen? Was soll man halten demjenigen/ der selbst die Pflicht und Treu dem Herrn gebrochen hat? Eine eintzige übermüthige That wieder des Königs geheiligte Person/ dispensirt und hebt auf tausend Eydschwüre/ damit ihm der Herr die Sicherheit versprochen: Vermag vielleicht das Geld etwas? Nein/ dann die Boßheit/ so den Lastern favorisirt, bekommt nichts anders zur Belohnung/ als daß sie der Schuld sich theilhafftig macht. Die Hertzhafftigkeit hingegen/ so die Laster straft/ ist von der gantzen Welt der Belohnung gewärtig. Ein solcher Bößwicht schmeichelt sich umbsonst mit den Beystand seiner liebsten Freunde; weil ein boßhaffter und verrätherischer Mensch auch denen verhaßt ist/ die seine Boßheit sich zu Nutz machen.

Die Königliche Frau Mutter hatte sich aus einer Mißvergnügung

gung von Hof gemacht / Armand von Richelieu erhielte Erlaubnus/ ihr nach Blois zufolgen / von dar wurde er nach Avignon relegirt.

XV. Ein rechtschaffener Freund verläst den andern nimmermehr.

Wann man von einem weicht in seinem Elend / so gibt man zuerkennen / man habe nur sein Glück/nicht ihn selbst geliebt/uñ sich seiner Person dem blossen Schein nach bedient. Die Noth zeigt erst recht / wie es umbs Hertz steht.

Die Zerstörung Pont de Cè war keine der geringsten Tropheèn Ludovici des Gerechten ; doch zehl ichs gleichwol noch nicht unter seine vornehmsten Thaten / weil er selbst diß als ein Unglück beweinte / und es unter die unglückliche Fälle seines Unglücks zehlte. In dem er weder vermocht noch befugt gewesen / der Königin den Perdon derer die seinen Zorn gereitzt hatten/zuverwilligen; und gleichwol schickte er ihr solche zu / da er sie nach der Victorie gar wol straffen kunte.

XVI. Man muß mit dem Perdon nicht so freygebig seyn.

Ein Monarch / der zuläst / daß man ihn umb Gnad bitte / wann er jetzt zur Straffe greiffet / läst sich auch seine Würde rauben; man kan ihm den Donnerkeul nicht aus den Händen drehen / man reisse dann den Scepter mit. Die Gütigkeit ist eine Tugend des Willens / soll derowegen ungezwungen seyn. Wann ein Herr sich gewinnen läst / und gibt der Intercession des jenigen statt / der dabey Trohworte gebraucht / so macht er sich dadurch bey seinen Vasallen veracht / die aus solcher seiner Zaghafftigkeit Gelegenheit und Ursach nehmen ihn zu beleidigen. Wer seine Schwachheit entdeckt / der lehrt andere / wie man ihm soll beykommen; er zeigt ihnen den Weg / wie sie ihn überwinden sollen. Thut also ein Monarch wol daran / wann er eine solche gewaffnete oder Troh-Bitte nicht annimmt; sondern vielmehr zuerkennen gibt / man müsse sich vor seinem Arm schmiegen oder darunter umbkommen; man müsse demütig oder unglückseelig seyn. Er

thut unrecht / wann er den Aufrührern so bald verzeihet / dann so man leicht vergibt / wird man leicht angetastet ; es reitzet bißweilen die Hoffnung des leichtlich erfolgenden Perdons mehr zur Beleydigung an / als so man hofft / es werde wol ausschlagen. Jedoch ich irre mich / und erkenne diese Censur selbst sträfflich / es trohete unser Monarch gar recht; man muß hier die Beschaffenheit der Supplication ansehen; es geschicht nicht alle Tag / daß ein König zehen biß zwölff Printzen vor sich auf den Knien sihet / und zumal / wo seine Mutter darneben bittet. Wer wolte in solchem Fall alle seine Schärffe hervor suchen ; solcher Gestalt würde ein Herz alle Unterthanen biß auf die Bauren verlieren. Wer solchen hohen und vortreffichen Bittern nicht einen Gnaden Blickschencken wolte / den würde man mehr vor unerbittlich als vor gerecht halten : Und dahero aus Verzweifflung fortfahren gegen ihm mit der Beleidigung.

Da ihm einsten die Deputirte aus Bearn anheim gestellt / zuverordnen

nen/ was er bey seinem Einzug vor Ceremonien verlangte; gab er zur Antwort/ er verlangte von denen keine Ehr/ die Gott nicht ehrten/ wann eine Kirch da wer/ wolte er hinein gehen; dann die Demuth vor dem Altar war seine gröste Ehr/ darnach er strebte.

XVII. Die Gottseeligkeit bestätigt Königen ihr Regiment.

Ein Monarch/ so Gott in seinem Reich nicht regieren läst/ ist des Regiments nicht werth. Er ist ja nur Gottes Stadthalter/ und beherrscht das Volck/ nur zu dem End/ damit er sie in dem Gehorsam gegen Gott unterweise/ und in der Schuldigkeit gegen ihm erhalte. Die Throne aller Potentaten auf Erden sind anders nichts/ als Stuffen/ darauf die Göttliche Majestät zu uns herunter steigt. Also daß ein Potentat/ der die Ehre Gottes nicht treibt/ sondern sie aus den Augen setzt/ klärlich anzeigt/ daß er seines Ampts nicht würdig ist. Es sind alle Reiche der Welt/ wo der HErr aller Herrn nicht mit im Regiment gesessen ist/ von

gar

gar kurtzer Wärung gewesen. Man sehe die grossen Reiche der Welt an / die sich haben zu allen Zeiten nach und nach empor geschwungen; fragt man warumb sie so geschwind dahin sind? So fällt die Antwort: Es ist die Gottlosigkeit die tödliche Kranckheit gewesen / die sie so bald zu Grab geschickt hat. Wir haben den Untergang der Frantzösischen Monarchie so bald nicht zubeförchten / weil Ludwig der Gerechte dessen Grund durch Anrichtung der Kirchen und Altär des Höchsten unbeweglich fest gemacht hat.

XVIII. Man muß je zu weilen auf eine Zeitlang die erlidtene Injurie dissimuliren.

Man leide eine feindliche That immer gedultig / wann man sie nicht straffen kan: Es ist besser / daß man eine ungebührliche Beleydigung nicht hoch ausrechne / als durch die Bestraffung sich mehrere Unbillichkeit auf den Hals ziehe. Wer einen Affront dissimulirt / der macht / daß man glaubt / er nehm ihn nicht wahr / weil er nicht

 nach-

nachdencken mag; oder daß er ihn sonst nicht hoch ausrechne; wer sich aber deswegen will rächen/und hat doch das Vermögen nicht / der gibt seine Schwachheit bloß/und andern zu mehrer Beleydigung Anlaß.

Nach dem die Huguenoten so weit gekommen waren / mit ihren Proceduren / daß sie auch gar Provincien unter sich theilten / und Armeen darinnen unterhielten / ward der König gezwungen den Krieg wieder sie zu declariren.

XIX. Wann es unmöglich ist/eine Beleydigung zu dissimuliren/muß man sie zu gebührender Straff ziehen.

Ein guter Vater braucht den Ernst gegen die Kinder nicht eher / biß er siehet/ daß seine Gütigkeit und Nachsehen vergeblich ist; er schlägt niemals/ er habe dann zuvor getrohet. Er will lieber / daß das Hertz überwinde/ als die Hand. Also ist auch ein Potentat gegen seine Unterthanen wie ein Vater/ wofern sie aber nicht thun / was recht-

schaf-

schaffenen Kindern anstehet/ so entsetzen sie sich auch der Gütigkeit des Vaters. Man muß allerhand Artzney probiren/ ehe man mit schneiden und brennen kommt; wann aber die gelinde Mittel die Kranckheit nur ärger machen/ muß man die Schärffe zu Hand nehmen: Es ist besser brennen/ als verfaulen lassen; ein wenig Feuer/ so leicht über den Schaden hinfähret/ ist nicht so arg als der Krebs/ der den Leib allgemach consumirt. Die Staats-Kranckheiten sind auf gewisse Maß denen leiblichen gleich; so lang sie noch auf gemeine Art beschaffen sind/ hofft man immer; wann ihre starcke Anfälle aber sie gantz und gar aus denen sonst gewöhnlichen Gradibus einer Kranckheit bringen/ so nimmt man auch ungewöhnliche Mittel zur Hand. Mit bitten/ remonstriren/ befehlen/ und trohen richtet man bey Rebellirenden nichts aus: Man muß da Feuer und Schwerdt gebrauchen.

Samur ergab sich/ so bald man hörte/ daß der König Vorhabens wäre/ den Zug gegen die Rebellen

zu thun. Man hörte seine Trompeten kaum / so gieng es den Mauren zu S. Angelo wie denen zu Jericho. Zehen biß zwölff andere Oerter wurden gleichfalls mit Gewalt oder mit Accord eingenommen. Es tödete zwar die Hitze und der Eyffer des Adels eine grössere Menge der Feinde / als das Geschütz und der König / an statt ihren Muth zu straffē / mahnete er ihn vielmehr durch sein Exempel zur Tapfferkeit an ; wagte sich auch so in die Gefahr / daß wann der Tod nicht so discret gewesen wäre / und hätte einen Unterscheid gemacht unter denen / die er wegraffete / so hätte die durchläuchtigste Person offt mit gemüst / weil die Stück und Mußqueten-Kugeln nur etwa drey Schritte bey ihme vorbey gegangen.

XX. Ein Potentat soll sich nicht zu sehr wagen.

Ein Potentat / der sich in der Gefahr gar zu bloß gibt / kennet seine eigene Per-

Person nicht / und liebt auch sein Land und Leut nicht recht ; dann wo er recht wüste / wer er wäre / so würde er ja auch diß wissen / daß keine Stadt noch Victorie sey / die so viel werth als sein Leben ; so er seinen Staat liebte / so liebte er auch dessen Schutz-Engel. Es schadet das Exempel eines Fürsten der sich solcher Gestalt wagt / auch noch auf viele andere Weise : Alle die in einem Reich leben / halten sich vor glückseelig / wann sie ihr Leben können in die Schantze schlagen und rühmlich sterben / nach dem der Herr selbst diesen Weg gegangen ist. Man glaubte / man hätte kein Hertz / wann man sich weniger zutrauete als der jenige / der so grosse Ursach hat auf Erhaltung seines Lebens zu sehen / seine Verwegenheit ist zwar eine heimliche / aber doch sehr nachdrückliche Aufmunderung / daß man sich frisch und verwegen soll in die Gefahr stürtzen. Ihr Monarchen / wisset / daß sich zur Tapfferkeit mancherley Gelegenheiten finden / verlast doch das Ampt / das einem Reuter zukommt / und erwehlet das Königliche.

che. Nahet euch der Gefahr nicht zu sehr / so werdet ihr / und mit euch euer Land errettet.

Montauban war der einzige Anstoß in diesem Krieg; die klügsten Leute hatten widerrathen / solche Festung anzugreiffen / drumb ward man auch gezwungen / die Belagerung davor aufzuheben. Der Hertzog von Maine, den ich billich einen Helden nennen solte / wann er nicht den Curasse veracht und den Tod im blossen Wammes gesucht hätte; kam daselbst umb / durch einen Mußqueten-Schuß / und durch sein böses Exempel viele wackere Cavaliers.

XXI. Der Verwegene scheuet sich nicht vor der Gefahr / aber der Kluge überlegt selbige vorhey.

Wann jemals ein behertzter Muth auf der Welt zu finden gewesen / der gleichsam einen Tutorem und Anführer vonnöthen hat / so ists gewißlich der Frantzosen; ihr martialischer Humor, ihr

ihr lebhafft und frisches Geblüt lassen ihnen nicht Weile / lang zu rathschlagen / sie wollen die Gefahr lieber probieren / als zuvor recht erkennen. Die Klugheit / so ihnen stetig in die Ohren rufft / langsam zuverfahren / wird von ihnen nur vor einen zaghafften Gedancken gehalten / der ihnen die Flucht rathen thut: Sie meinen / man fürchte sich sodann vor der Gefahr / so man sich die Zeit nimmt / und betrachtet sie. Was erfolgt aber aus solcher Einbildung / die ich wol möchte alber und lächerlich nennen / wann sie nicht so vielen Familien nasse Augen verursachte? Das erfolgt daraus / daß die / so viele herrliche Thaten thun könten / wenig oder gar keine verrichten; weil sie sich bey dem ersten Fall der sich ereignet / lassen niedermachen. Wer einen löblichen Angriff auf einen Feind thun will / der muß ihn fürchten; wer sich aber die Zeit nicht nimmt / ihn und seine Macht recht zuerkennen / der kan ihn nicht fürchten; wer derohalben den Feind nicht fürchtet / der thut auch keinen löblichen Angriff auf ihn.

Die

Die Klugheit so unser junger Achilles, Ludovicus, sehen liesse / ist obberührter Censur nicht unterworffen; du Perries hatte sich verlauten lassen in einem Schreiben an den Hertzog von Rohan seinen Bruder; daß/ so ihm der Hertzog von Rochefaucaud zu nah käme / wolte er ihn schlagen/ wann sich der Hertzog von Espernon mit dem Graven conjungirte / wolte er ihn gleich wie den andern tractiren; sehe er aber den König vor sich/ so sey er willens sich zuruck zu ziehen. Er hielte sein Wort / und retirirte sich / ließ aber in die drey biß vier tausend Mann auf dem Platz.

XXII. Beständiger und fester Muth eines Königs.

Franckreich hat zwar alle seine Victorien dem Muth und der Klugheit des Ludovici Justi zuzuschreiben / diese aber vor allen andern. Es hat nie kein Cæsar noch Alexander eine Armee mit besserer Ordre angeführt als er; er wachte die gantze Nacht vor dem Angriff/

griff / asse auf dem Boden / und ruhete auf dem Stroh. Er vergaß dabey nicht sich des Worts des grossen Henrici zubedienen / welcher / als er befragt wurde wegen des Orts / dahin man sich retiriren könte / zur Antwort gab: Hier oder dort / zeigte zugleich auf des Feindes Armee / da man den Sieg erlangen müste / und auf die seinige / die er lieber tod als flüchtig sehen wolte.

Nach diesem herzlichen Sieg zog er hin und wieder durch das Reich / nam alle Städte ein / die ihm fürkamen / griff Montpellier an / die sich ergab. Daselbst gieng er den Frieden ein mit denen Rebellen / welche durch so vielfältigen Verlust waren gedemütigt worden. Als er bey obgedachter Belagerung vernahm / daß sie frische Hülffs-Völcker bekämen / faste er den Schluß sie selber anzugreiffen / und damit er allzeit zum schlagen bereit und fertig wäre / legte er die Waffen weder Tag noch

Nacht

Nacht weg / sondern behielte sie stetig an.

XXIII. Wie man denen Soldaten ihre Mühe und Arbeit soll leichter machen.

Des Regenten tapfferer Muth macht seine Vasallen unüberwindlich; sagt mir eine Gefahr / die ein Frantzoß nicht mit Lust angehen wird / wann er seinen König vornen an gehen sihet; zeigt mir eine Müh und Gefährlichkeit / die er nicht willig auf sich nimmt / wann es den Herrn auch betrifft. Ein Haupt muß nicht selbst fliehen / wann es seine Soldaten / die gleichsam seine Glieder sind / will tapffer und behertzt haben. Wann er auch einen Theil des Ungemachs auf sich nimt / so macht er es dadurch recht edel / und viel erträglicher; also daß alles angenehm / ehrlich und löblich wird durch sein Exempel: Wann er des gemeinen Manns Elend recht weiß und verstehet / so kommen sie den Geplagten noch so lieblich vor. David vertrieb seiner gantzen Armee den Durst damit / als er des so theuer errun-

errungenen Wassers sich nicht bedienen wolte / das man ihm zutrug. Da Henricus Magnus mit seinen Soldaten schwartz Brod aß / wars so viel / als hät er ihnen eine treffliche Mahlzeit zugericht.

In dem Ihro Majestät denen Widerspenstigen zu Lande Gnad erzeigte / schlugen sie dero Schiff Armada zu See. Muß sich also der König auch dahin machen / und sie widerumb überwinden / damit der Sieg überall ihme zufiele.

XXIV. Der Minister, so seines Herrn Waffen hazardirt, ist straffwürdig.

Guiton der feindliche Admiral, wuste gar wol vor der Schlacht / daß Friede wäre; und gleichwol dissimulirte ers / wol wissend / wann er überwinden würde / so hätte seine Parthey grossen Nutzen und einen herrlichen Vortheil auf der See davon zu hoffen; solte er aber überwunden werden / so könte er seine Zuflucht zum Perdon General nehmen. Sein arglistig Gemüth raison-

nirte

nirte wol. Im übrigen war auch dem Hertzog von Guise, der unsere Flotte commandirte / der Friedens-Tractat nicht unbekandt; nun fürchtete er aber/ es möchte der Feind/so er ihn vom Friedens-Nachricht ertheilte / sich die Einbildung machen / als fürchtete er sich vor dem Krieg. Will also lieber seines Herrn Glück in den Waffen in Gefahr setzen als seine Ehr. Sein Sieg hat billich eine Bestraffung verdient / weil er seinem Herrn nicht so grossen Nutzen brachte / als es ihm geschadet hatte / wo er wäre geschlagen worden. Es ist einem König eine grössere Schand / wann er einmal von seinen Rebellen geschlagen wird / als seinen Vasallen/ wann sie von dem König hundert mal überwunden werden.

Der zu Montpellier gemachte Frieden währte nicht länger als ihre Unvermögenheit und Schwachheit; so bald sie sich wieder erholet hatten / fiengen sie die vorige Unruh wieder an.

XXV. Ob man einen solchen Abfall schnell und gleich zu Anfangs straffen soll?

Es lagen unserm Monarchen sehr viel und wichtige Sachen daran / daß er recht ermessen möchte / ob er wiederumb aufs neu zur Straff greiffen / oder ihren neuen Aufstand dissimuliren solte. Es schien zwar / als hätte er nichts füglichers können vornehmen / als den gäntzlichen Verderb und ruinirung dieser schlimmen Parthey. Weil sie es aber nicht lassen kunten / so müste sich der König zur Nachsehung entschlüssen / wolte er anders etwas ruhmwürdigs ausser dem Reich thun / so müste er etwas von ihnen leiden innerhalb des Reichs / defendirte sie also dißmals die Politic.

Das 1624. Jahr wird allzeit ein merckwürdiges Jahr bleiben / weil in demselben ihre Majestät dem Armand Richelieu zu dero Ministrissimo machten.

XXVI. Ein Potentat muß Ministros haben.

Gott ists allein/der/ wie er diß gantze Rund durch ein Wort geschaffen/also auch durch ein kräfftiglich fort-wärendes Wort dasselbe erhalten kan/und erhält. Gleichwol erheischt seine Göttliche Majestät und Hoheit / daß er auf Erden seine Stadthalter habe / die unter und durch seiner Gewalt alles regieren ; nicht daß sie ihm damit Hülff leisten / sondern damit sie seine Ehre solcher massen helffen befördern. Ein Monarch hat weit andere Ursachen / warumb er sich muß Ministros halten. Gleichwie ehedessen davor gehalten worden / daß alle Intelligentien nur eine über sich haben/ die allein von Gott dependire, und die andere alle regiere ; also muß auch ein Monarch unter seinen Ministris einen haben / der nur bloß von seiner Macht dependire. Triffts der Herr / und wehlet einen/der zu solchem herrlichen hohen Ampt tüchtig ist / so nimmt er sich dadurch eine grosse Last vom Hals / und

und setzt sein Land und Leut in grosse Glückseeligkeit.

Soubize, nach dem er Blavet überfallen und wieder verlassen hatte/ gieng und nahm Stöß ein auf der Insul Rhè von dem S. Luc , und wurde hernach auch zur See geschlagen vom Hertzog von Montmoreney und denen Holländern / die der kluge Cardinal Richelieu wieder die von Rochelle in die Waffen gebracht hatte.

XXVII. Man kan auch mit andern Religions Verwandten Bündnuß eingehen.

Der König brachte die Holländer wider die von Rochelle auf / weil sie eben das Unglück gehabt hatten / daß sie von ihnen erstmals waren angegriffen worden. Es schiene zwar wol / als könte man befürchten / daß / weil sie einerley Religion waren / solches etwa den Roschellern mehr zur Hülff als zur Offension möchte angesehen seyn ; allein gleich wie diß ihre Majestät nicht

verhofften: Also wuste man es auch klug zuverdecken/daß andere nicht auf die Meinung geriethen. Wann ein Herr gleich sonst keinen Nutzen aus denen Allianzen mit frembden Narionen zu ziehen hätte/ als diesen/ daß er seinen Feinden die Hülff entzöge/so wären dergleichen Allianzen gar billich und recht/ wegen des billichen Verdachts/es möchte diese Hülff sonst wider ihn gebraucht werden. Alles was uns zu unserm besten dienet/wann es nur nicht wieder Gott ist/ das ist uns heilsam und löblich.

Aber es ist zeit/daß Ludovicus Justus aus einem König von Franckreich zu einem allgemeinen Arbitro der Welt werde. Spanien gab ihm dazu Anlaß; dann/nach dem es sich Valteline bemächtiget hatte unter dem Vorwand/die Religion zu defendiren/ überwältigte man hernach alle Graupünder/ und schlosse hierdurch denen Frantzosen den Paß in Italien zu. Von unserer Seite wurde der Marggrav

von Coeuvres, der hernachmals Marschall d'Estreés wurde / wegen der tapffern Thaten die er in diesen Bergen verrichtete / allwo er der Spanier Hochmuth dämpffte / dahin abgeschickt / der brachte in kurtzen alles in Valteline zurecht.

XXVIII. Franckreich allein kan Spanien rechtschaffen den Kopff bieten.

Die Freyheit Italiens ist wol sehr matt und kranck / dann man kan ihr von innen und aussen zu. Die Spanier / welche ihre schönste Provincien inne haben / plagen es inwendig. Teutschland / welches an vielen Orten daran stösset / trohet ihm von aussen. Solche Kranckheit nun zuvertreiben / befindet sich inwendig nicht Stärck und Krafft genug: Weil Spanien / (wie ich erwehnet hab) den besten und edelsten Theil des Landes besitzt und eingenommen hat; so hat auch solches Land nicht Gedult genug / diß Ubel zu-

ertragen / weil die Plage und der Anstoß gar zu starck ist. Die Frantzosen sind allein ihr Antidotum und Artzney / wann sich das krancke Italien ihrer nur möchte bedienen / und sie einnehmen / so solte es bald gesund / und wieder in völligem Wolstand seyn. Aber das muß Italien auch bedencken / daß die Frantzösischen Medicamenta nie ohne Convulsion operiren, und wer recht gesund werden will / der muß ein wenig bitters zu sich nehmen.

Der Genuesische Krieg sponne sich an aus dem Valtelinischen; der Connestable thate dabey redlich das seinige / und zwang nach vielen trefflichen Thaten den Hertzog von Feria, daß er vor Verrue abziehen / und der Grav Olivarez den Tractat zu Monçon mit uns schliessen muste.

XXIX. Es ist kein Laster/ das man weniger vergeben und ungestrafft soll lassen hingehen/ als der an dem Herrn begangene öffentliche Diebstal.

Wann wir dergleichen Vorwandt wolten hervor suchen wie manche/ die es vor ein gar geringes Ding achten/ eine Unbillichkeit zubegehen/ dafern sie selbiges nur vertuschen können; so stünden wir schon längst in Possession alles dessen/ was uns doch von rechtswegen nit zustehet; unsere Rivalen und Wiedersacher wären schon längst unsere Vasallen. Man hat sich verwundert/ daß man ohnlängst hohe Häupter springen sehen/ wegen des begangenen öffentlichen Diebstals/ und weil sie zu weit in die Miliz Gelder gegriffen. So nun dem also ist/ daß wir die Stadt Meyland durch ein solches Verbrechen verlohren haben/ da wir doch mit leichter Müh hätten können hinein kommen; wen solte dann die darinn erfolgte Straff wunder nehmen? Man hat wol Soldaten umb

fünff blosse Stüber willen zum Galgen verdammt: Solts dann nicht noch weit billicher seyn / daß man einem General / der seinem Herrn gantze Conquesten abgestohlen / den Kopff vor die Füß legte? Die Städte werden nicht etwa aus Mangel der Soldaten nicht eingenommen / sondern die Soldaten reissen aus wegen Ermanglung der Bezahlung. Derohalben dann der jenige / so der miliz die Bezahlung entziehet / eigentlich die Ursach ist / daß des Herrn Progressen ins Stecken gerathen / und aus so manchem guten Anschlag nichts wird.

So viel und vortreffliche Verrichtungen ausser dem Reich kunten seine Majestät nicht abhalten / auch auf das / so in dem Reich in nöthige Verfassung zu bringen war / bedacht zu seyn. Das Vornehmste so nach diesem Krieg geschahe / war die Heyrath des Königs Bruder mit Maria von Bourbon.

XXX. Eines Königs Bruder soll sich ausser dem Reich nicht vermählen.

Die Verbündnusse grosser Herzn mit Frembden / so durch Vermählungen geschehen / sollen zwar allzeit zum Ziel und Zweck die Befestigung und den Wolstand des Reichs haben / allein sie würcken offtmals nichts weniger.

Diß kan nun aus viel und mancherley Ursachen entstehen / meistentheils aber durch Göttliche Vorsehung und Verhängnus. Die Politic der Menschen fuset öffters so fest auf ihre ausgedachte Ursachen / daß sie durchaus mit denselben allein es ausrichten will / und von keinem Höhern sich will dirigiren lassen. Der Höchste / der solches sihet / spottet dessen / und kehrt das Absehen unserer klug vermeinten Anschläge auf gantz einē andern und wiedrigen Zweck / als wirs uns eingebildet haben. Das geschicht nun zu dem End / damit wir lernen sollen / es müsse unser Vorhaben und Thun von Gott depen-

ciren / und daß der beste und unbeweglichste Grund der Königreiche / aus einem festen Vertrauen auf Gott müsse erbauet werden. Franckreich hat sich durch solche Allianzen mit denen benachtbarten Ländern verwahrt gehabt / daß es schiene / als wäre nunmehro der Krieg auf ein gantz Seculum von uns entfernt / Spanien hat unsere ältste Princessin / Savoyen die andere / Engelland die Jüngste bekommen / und gleichwol haben wir von allen diesen Orten her grosse Wetter über uns bekommen. Doch ändere ich deswegen meine Maxim nicht / daß man dergleichen Verbündnusse schliessen soll. Gleich wie aber die Kron Printzen um der allgemeinen Lands-Ruh willen solche Allianzen suchen und befördern sollen: Also müssen dero jüngere Printzen solche fliehen und meiden / aus Besorg / sie möchten sonst hierdurch Uneinigkeit und Krieg ins Reich locken.

Bouteville, dessen Hertzhafftigkeit eines bessern Ends wäre wehrt gewesen / wann er es besser angeführt

führt hätte / wird auf ewige Zeiten ein Trophée der Gerechtigkeit unsers Gerechten Ludwigs seyn / dabey aber auch eine starcke Lection an alle von Adel / daß das Blut so man vor dem Feind ritterlich vergiesset / zu hohen Ehren gereiche; hingegen das am Richtplatz fliessen muß / ein ewig denckmal der Schande sey. Wie sehr man dem Gerechten Monarchen mit Bitten anlag / so muste doch dieser fameuse Duellant endlich so viele ermordete wiederum mit dem Leben bezahlen.

XXXI. Allzuzeitliche Gesetz thun nur Schaden.

Es ist keine Nation, so hierüber mehrere Gesetze empfangen / als eben unsere; keine schlägt sie so freventlich in Wind: Es wäre auch besser man hielte besser über den alten Ordnungen und executirte darnach / als daß man sich immer mit neuen peiniget. Ein Edict, das nichts anders verbietet / als

was schon verboten gewesen / gibt den Verbrechern nur Anlaß zu mehrer Verachtung und Ubertretung desselben / weil man sihet / daß es schon verachtet und übertreten worden / und halten die Verächter dessen dafür / es werde mehr nicht vermögen / als das erste und andere vorhergehende / die eben dergleichen den Ubertretern getrohet. Die Menge der Gesetz bündet nicht / sondern verwirret nur / und macht die Gemüther irre.

Der Ehrgeitz brachte BouKingham dahin / daß er in Franckreich sich einen grossen Ruhm und Sieg abholen wolte / aber er fande auf der Insul Rè nichts als Schande und Stöß: Die Ursach so Engelland wegen dieses Frieden-Bruchs vorschützt / ist aus seinen alten angemasten Rechten hergezogen / wieder das Salische Gesetz / und aus dem vor seine Religion gezeigten Eiffer.

XXXII.

XXXII. Wann und auf was Maß ein Herr im Straffen kan und soll nachsehen.

Wann ein Monarch eine Beschimpfung leidet / so kommen deren mehr; in dem er solche kaltsinnig rächet / gibt er an Tag / daß es ihm an Muth und Macht fehle sie zur gebührenden Straff zuziehen. Nicht als thäte ein Herr nicht löblich / so er vergilt / sondern weil es ehe vor keine lob-würdige Tugend zuachten / biß er vor männiglich dargethan / daß der / so die Gnad empfängt / auch die Macht und Straff an ihm fürchten müste / wo er nicht jener freywillig hätte den Vorzug gelassen. Gleichwol aber muß ein Herr die Beleydigung auch zuvor wol untersuchen und zusehen / ob ihm nicht etwa seine Einbildung solche nur also vorstellt / da sichs doch in der That anders befindt. Im übrigen liegt einem Potentaten nichts mehr ob / als daß er seinen Leuten erweise / er fange keinen ungerechten Krieg an; dann der Unterthan ist

sodann gehalten vor des Herrn Recht zu fechten/ gleich wie sie immer meinen/ sie seyen auf keine Weise verbunden/ ihm nach seinem Kopff und Belieben zu dienen. Sie scheuen die Gefahr so leichtlich nicht / wanns seinen Staat und Ehre betrifft/ hingegen gehets hart her / wo sie es seinem Ehrgeitz zulieb thun sollen.

GOtt hält es niemals mit der bösen Parthey/ sondern allzeit mit der Gerechten / und strafft hingegen die böse Sache ; an statt daß er einem hochmüthigem Haupt solte die Cron auf-setzen / zerknirscht er solches : Er blitzt auf den Frevler / und bedeckt mit dem Schild seiner Gütigkeit den Unschuldigen.

Der König / nach dem er von dem Fieber / so ihm die grosse hitzige Begierde mit dem Feind zuschlagen / verursacht hatte / resolvirt sich Rochelle zubelägern / die ihn von der Insul dahin gezogen hatte / er bekommt sie auch ein/ ungeacht der Englischen Macht/ der

er

er eine Flotte entgegen setzte; ungeacht der Spanischen Griffe die er durch seine Klugheit aus dem Weg geraumt; ungeacht endlich auch der Ebbe und Flut/ so er mit einem Damm aufhielte.

XXXIII. Aus zwey mächtigen Feinden muß man den stärckften zu erst angreiffen.

Mit Rochelle gewann er alle andere Rebellische Städte: Wer das Hertz umbringt/ der tödtet alle Glieder mit ihm/ dann daher entspringt dasselbe eintzig und allein/ wird auch anders nicht/ als durch des Hertzens Leben erhalten. Wer den Kopff zerbricht/ der macht den gantzen Leib unbeweglich/ weil er der Ursprung der Bewegung ist. Rochelle ist allzeit der Rebellen Hertz und Haupt gewesen: Das Hertz/ weil es inspirirte/ das Haupt/ weil es regierte. Ist daher mit diesem Ort auch die gantze Parthey erlegt worden. Dieses wie zwar viele andere Exempel machen glauben/ daß ein Herr/ der Rebellen

vor sich hat/ allzeit den schlimmsten soll am ersten angreiffen wo er nicht gar zu mächtig ist.

Aber es ist Zeit/ daß sich der König Europæ etwas näher zeige; es erforderte sein Königlich Ampt/ die aufrührige Unterthanen zu straffen/ aber auch die gedruckte mit der Hülff und Rettung zuerfreuen. Dom Gonçales belägerte Cazal, die Natur aber bloquirte gleichsam gantz Italien; gleichwol bezwang er le pas de Suze, schlug die Savoyer/ welche die Alpen defendirten/ und jagte die Spanier aus ihrem Lager von Cazal weg.

XXXIV. Es liegt viel dran/ daß man sich einen guten Anfang zu seinem Ruhm mache.

Wer seinem Ruhm einen guten Grund setzt/ der macht/ daß er lange tauren kan; die Waffen Ludovici des Gerechten wolten nunmehr den vortrefflichen Ruhm in Besitz nehmen/ der

der ihn vor aller Welt als einen Rächer des öffentlichen Unrechts bekennen und preisen solte / wie auch in gleichen vor einen Arbitrum der zwischen Potentaten entstandenen Mißhelligkeiten. Zu diesem End nun kommt er und streuet gleichsam den Samen seiner Siege in die Trenscheen und das Lager der vor Cazal liegenden Spanier; welchen seine Armee hernachmals einerndten muste. Cazal dein Gedächtnus bleibet wol unsterblich / seit dem dieser sieghaffte Monarch dich zum vierdten mal aus dem Grab errettet hat / darein dich deine Feinde verscharren wollen. Dein Unglück wird dir Ruhm erwerben / weil du so bald von deinen Verfolgern und Feinden nicht wirst angegriffen / als von deinem Beschützer erlöset werden / Harcourt und Thoiras sollen des Leganez und Spinola Siegs-Palmen in Cypressen verwandeln. Man muß billich gestehen / daß Italien durch diesen viermaligen Succurs Cazals vier mal von seiner Knechtschafft erlöst wor-

worden/ so kan man auch nicht zweifeln / daß meinem König allzeit so viel Macht wird bey Handen stehen/ es in diesem Stand zuerhalten / wo anderst Spanien noch so viel Macht kan zusammen bringen/ solche Vestung nochmals anzutasten.

In dem der König über Frembde siegt / gehen zu Haus die Rebellionen wieder an. Der ruin Privas machte auch denen Huguenoten den Garaus / wiewol sie nicht so wol ins Verderben gekommen dadurch / als gehindert worden/ etwas übels ferner zubegehen.

XXXV. Was sich nicht will weisen lassen / muß gestrafft werden/ damit man dadurch andere bekehre.

GOtt straffte die Schlange / weil sie der Werckzeug war / dadurch der Satan übels that und den Menschen verführte. So soll es die gerechte Straff-Hand grosser Herrn auch machen. Die superben Palatia, welche die

die Aufrührische hochmüthig gemacht / die feste Mauern / so ihnen Muth eingeblasen / sollen auch das Unglück mit ihnen theilen / und die Straff der Rebellion. Wann man eines Königs Zorn an zerstörten Mauern und eingerissenen Wällen lesen kan / so scheut man sich desto mehr vor demselben / und erkennt an solchen traurigen Reliquien / was einem obliegt. Privas kan man mit recht das Grab der Rebellion nennen / weil / seit dem du zu Grunde gangen / gantz Franckreich in Gehorsam bleibt. Das Messer / so ein verfaultes Glied vom Leib nimmt / thut dem gantzen Leib einen Gefallen; es ist grausam gegen einem Theil / damit es gegen dem gantzen Leib mitleydig sey: Es rührt dessen Härtigkeit und strenges Verfahren gleichsam von der zeitlichen Liebe her. Gleicher Gestalt soll und muß ein Herr bißweilen streng seyn / will er anderst gut und gnädig seyn.

Der Hertzog von Savoyen ließ sich durch die Spanische Promessen aber=

abermal verführen / und zum Krieg verleiten durch des Königs Abwesenheit; allein es gereuete ihn bald / dann er so bald sich überwunden als angegriffen sahe.

XXXVI. Ein kleiner Potentat soll sich an den grössern halten.

Der beste Rath / den man schwächern Potentaten geben kan / deren Land an das unsrige stöst / ist / daß sie uns zu Freunden behalten. Massen alle unsere Macht jederzeit ist angewendet worden andere wieder einzusetzen / niemals sie zu ruiniren. Aber gleichwie unsere Nachbarn niemand angreiffen darff / so wir sie defendiren / also kan sie auch niemand verthätigen / wo wir gegen sie offensivè agiren. Dann die Majestätische gravität jenseit des Pyrenäischen Gebürgs rührt sich kaum / so sind wir mit unsern Sachen schon fertig; in dem sie zu Rath gehen / und die Sach überlegen / haben wir

wir die beste Oerter weg. Und brauchen die Frantzosen nicht mehr Zeit Savoyen oder Lothringen einzunehmen / als die Spanier haben / biß sie sich entschliessen diese Länder zubeschützen.

Aviglione und Carignan werden gegen die Teutsche und Spanier zwey unverwerffliche Zeugen seyn / daß die Frantzosen den Degen verstehen: Der Vicomte von Oriac fochte da noch mit / ob er schon im achzigsten Jahr seines Alters war.

XXXVII. Gegenanderhaltung der Frantzösischen und Spanischen Tapfferkeit.

Wann die Menge eine Armee starck machte / und die Stärck und Macht allemal den Vorzug behielte / so hätten wir in diesen beyden Schlachten Leben und Ehr zugleich verlohren: die Frantzosen zehlen ihre Feind nicht / sondern greiffen sie an / so bald sie sie sehen. Diese Manier zu kriegen hat uns

uns manchmal schon gegen viele Feinde geglückt / aber gegen die Spanier ist sie uns ordinarie angangen. Ich will dieser Nation die Klugheit nicht absprechen / sie wissen eine Sache wol zu überlegen; aber gleichwol muß sie uns hingegen den Vorzug in der Tapfferkeit lassen. Unser Sanguineisch temperament giebt uns die nothwendige disposition zu den gefährlichsten Kriegs-Exercitiis. Das kalte Geblüt macht eine Complexion / wie sie bey einem verständigen erfordert wird; allein gleich wie es dem judicio hilfft / also machts das Hertz feig; es macht ein spitzfindigern Kopff und lahme Arm. Frantzosen schicken sich wol ins Feld / Spanier taugen in die Rath-Stube: Aber in der Zeit / da sie über den Mitteln speculiren / wie sie zum Sieg gelangen mögen / brauchen wir dieselbige schon mit unserm grossen Nutzen zum Triumph.

Da unsere Kriegs-Helden in Italien ihre Siegsmahl aufrichteten / will der Tod unterdessen unserm

serm Monarchen das Leben rauben/ der Neid aber seinem Richelieu die Ehr/ und das Ansehen bey seinem Herrn. GOtt beschützte den König/ und der König den Minister.

XXXVIII. Die Frantzosen sind vor allen andern Völckern auf Erden zur Mißgunst geneigt.

Wann der Glantz der herrlichen Thaten den Neid erweckt; so muß man gestehen/ daß Franckreich das rechte Vaterland des Neids ist. Gleich wie keine Nation auf der Welt ist/ die herrlichere Thaten zeugt/ also ist auch keine/ die so viele Mißgünstige hervorbringt. Mich wundert nicht/ das Richelieu Neider gehabt hat: Er war von vortrefflicher Tugend. Ich zweiffle billich/ ob bey dem jenigen wahre und rechtschaffene Tugend sey/ der gar keine Feinde hat.

Gustaphus Adolphus König von Schweden triumphirt in Teutschland/

land/ Ludwig der Gerechte in Italien; beyde beschützen die Untergedruckte; diese gemeine intention verursacht bey ihnen eine feste Freundschafft und Allianz.

XXXIX. Löbliche æmulation grosser Leute.

Die Welt ist zu enge zwey Uberwinder auf einmal zufassen; das Verlangen nach unsterblichem Ruhm erweckt in ihnen das jenige/ was sie einander gleich und zu wieder macht. Frantz der Erste wurde deßwegen nicht Monarch über die Erde/ weil Carl der Fünffte und Solyman nebst ihm solcher Ehre fähig waren. Indeme Ludwig bey sich zu Hause zu schaffen hatte/ dringt Adolphus als der Blitz mitten in Teutschland ein/ und ist allda gleichsam der Vorlauffer der Victorien Ludovici. Dieser Held von Mitternacht ließ unsern König um seine Allianz ansprechen/ die ihme auch worden/ und hat er also die Frantzosen so wol als andere nationes überwunden/

uns

uns mit Sanfftmuth und Bitten/ andere durch seine Macht.

XL. Ein schneller Tod ist zuverlangen.

Henrich von Montmorency steht in den Geschichten als eine starcke Prob des festen Schlusses unsers Königs/ er stirbt als ein Christ/ ob er schon nicht allzeit treu gewesen. Ich nehme (sprach er) diesen Schluß des Königlichen Gerichts an/ als einen Schluß und Urtheil der Barmhertzigkeit GOttes.

Es ist eine Richt-Bühne wol ein abscheulich Theatrum in den Augen der Natur; die muß da vor Augen haben/ was sie fürchtet/ und zwar allzeit unter denen Waffen/ dargegen sie sich nicht verthätigen kan. Sonst finden sich unter den simplicibus noch immer einige Mittel/ die den Kranckheiten des Leibs abhelffen/ und die überflüssige humores vertreiben können/ die uns kranck machen. Aber die Gerechtigkeit

keit verwundet uns/ damit sie uns heile/ sie verderbt/ damit sie erhalte/ und zwar mit Beystimmung unserer eigenen Vernunfft/ die gezwungen ist/ das/ so sie ausstehet/ selbst gut zu heissen. Sind also alle die gewaltsame Tödtungen/ die die Gerechtigkeit gezwungen worden zu erfinden/ anders nichts als Mittel/ welche die Göttliche Providenz zu unserm Heyl erfunden. Es sind zwar harte und raue/ doch verlangliche Wege; weil sie sicher sind/ und uns zu einer glori erheben/ da keine Boßheit uns mehr etwas anhaben kan.

XLI. Bißweilen gelinge alles anderst/ als man sichs eingebildet hat.

Man sagt/ daß die fortun dem Demetrio gantze Städte im Schlaff vors Bett gebracht habe. Diß ist eine Fabel: Unser König war tapfferer und glückseeliger als er/ doch galte es Wachens/ da er Nancy einnehmen wolte: Er gewann

wann es/ so bald er es zu Gesicht brachte.

Man muß gestehen/ daß offt in grossen und wichtigen Geschäfften ein heimlicher Trieb sich einfindet/ den unsere Klugheit nicht ergründen könte; hätte man sie sollen zu Rath fragen/ so wäre diese berühmte Belagerung wol unterblieben. Die tieffe Thäler/ so selbige Stadt gleichsam versencken/ die prächtigen Wälle/ vor denen man kein Haus sehen kan/ solten auch denen Muthigsten das Hertz genommen haben. Zu dem so hatte der König nur seine Suitte bey sich/ Vastein versprach ihr so viel Regimenter als der König Soldaten hatte/ gleichwol ergab sie sich. Es kunte Ludovico nichts wiederstehen/ er siegte/ so bald er ankame/ und triumphirte/ so bald er sich sehen ließ. Der Mensch hat bißweilen Prophecenungen in Zufällen so ihm drohen/ es sey nun/ daß ihms die Furcht vorstellt/ was ihm hernach begegnen kan/ oder der Himmel ihn warnt sich

darauf gefast zu machen. Unserm Monarchê wars eine grössere Ehre/ daß er Lothringen eingenommen/ als so ers geerbt hätte/ er hätte so grossen Ruhm nicht davon zuerwarten gehabt / so er solches Land einem Weib als dem Degen zu dancken gehabt.

Bißweilen hilfft uns das zu grösserm Glück/ was dem Schein nach selbigem sich wiedersetzt; die Wiederwärtigkeit giebt erst recht an Tag / was die Natur vermag; die Wiederredungen und contradictiones machen das Warhaffte in der Morale erst recht bündig und unwiedertreiblich. Wer wüste von Hercule etwas / wo er nicht in der Welt Monstra angetroffen hätte. Samson ist all seinen Ruhm den Philistern schuldig.

Der Monsieur kommt aus Flandern wieder/ seine Majestät nehmen ihn mit solcher Vergnügung und Liebsbezeugung auf / die nirgend

tzend anders her entstehen kan/ als aus brüderlichem Gemüth.

XLII. GOtt läst bißweilen fallen/ damit er hernach wieder aufhebe/ und der Gefallene dadurch behutsamer werde.

Es läst GOtt manchmal geschehen/ daß sich der Mensch von seiner Schuldigkeit entferne/ damit er ihm weise/ daß er sich auch von seinem Guten entferne; wir thun nicht einen Tritt gegen die Creatur/ daß wir uns nicht solten entfernen von dem/ so uns am meisten und nöthigsten anliegen soll. Und dannoch thut GOTT/ als sey er nicht beleydigt worden; damit er uns zur Liebe dessen wiedrum leite/ was wir verlassen haben/ in dem er uns das Unglück fühlen und erkennen läst/ das über uns kommt. Auf eine solche betrübte Erfahrung lernen wir ihm treu seyn/ und führt uns solcher Gestalt die Unbeständigkeit zur Festigkeit des Gemüths/ das hernach desto gewisser in

dem Ursprung unsers wahren und eintzig-beständigen Glücks ruhet. Wir müssen gestehē/daß es denen Königlichē Printzen zuweilen sehr verträglich gewesen / daß sie sich von ihrem ältesten Bruder als dem Regenten abgetrennt haben; sie haben erkennt / nachdem sie in der Welt hin und wieder gewesen sind / daß doch kein treuers Hertz vor sie zu finden / als ihres andern Vaters. Sie lernen so dann / wie sie rechtschaffene und treue Diener von Untreuen sollen unterscheiden. Sie lernen / daß ihr gröstes und bestes interesse darinnen bestehe / wie sie dem jenigen mögen unterthan seyn / der von wegen seiner Geburt ihr Herr ist. Es schmeckt ihnen die affection ihres Bruders viel besser / wann sie etwas davon gezweiffelt haben: Dann der stete und Unverruckte besitzt vermindert nur die Vergnügung des recht ruhigen Geniesses; da hingegen das Verlangen / welches das Gemüth beunruhigt / das Belieben zu der Sach immer stärcker macht.

So sich der Hof damals zuerfreuen Ursach hatte wegen dieser Wiederkunfft; so mochte er ja nicht minder triumphiren wegen herrlicher Victorien. Teutschland muste uns einen Sieg über den andern lassen / und zeigte sich damals Franckreich in gantz Europa als auf einem herrlichen Theatro.

XLIII. Es macht die Arglistigkeit nichts besser zu schanden / als die Gewalt.

In dem unsere Feinde sich bemühen / wie sie einige von unsern Leuten bestechen und zur Untreu reitzen / nimmt unser sieghaffter Monarch durch die Seinigen ihnen Städte und Länder ab. Unter der vorigen Könige ihrer Regierung war es gnug / daß wir nicht zu Grund giengen; ein grosses / so wir uns verthätigen konten / unter Ludovico dem Gerechten aber ist alles andere nichts geachtet / wo man nicht

den Feind zuruck schlägt und seine Macht aufreibt. Es gehen unsere trouppes täglich über die Grentzen/ welche uns die Natur gesetzt hat/ und können so viel und manche Wasser die zwischen uns und andern Teutschen Völckern lauffen/ unsere Armeen nicht aufhalten.

Man kan die Victorien unsers Monarchen kaum zehlen / muß man sie also nur bewundern.

XLIV. Woher die Verwunderung entstehe.

Die Verwunderung kommt nicht allzeit aus dem Mangel der Erkandtnus dessen/ so man vor sich hat/ sie entstehet auch öfftermals aus der Grösse und ungemeinen Vortrefflichkeit desselben.

Es weis jederman wol/ daß Ludwig der Gerechte alles ruinirt / so seinen Zorn zur Rache reitzte / niemand aber versteht die Mittel und Wege / wie er

zu solchem Zweck und Vorhaben gelangt. Man wundert sich billich/ wie Franckreich allein der Krafft und Macht nach grösser ist als Brasilie und beyde Indien. Man kan sich schwerlich drein finden/wie es zugehe/daß das formidable Haus Spanien in dessen Landen die Sonne nie untergeht/ uns nicht wiederstehen kan.

Schauen wir Teutschland an/ so gehorcht uns der Rhein/ die Grentzen werden erweitert gegen selbige Seite des Reichs; ob schon dasselbe Wasser den Fortgang unserer Waffen inhalten solte/ so dringen sie doch drüber. Brisach ist nunmehr unser Paß/ da es zuvor dem Reich gehörte.

XLV. Helden hält nichts auf.

Diese weitläufftige und grosse Länder/ welche unter der Käyser Gewalt sich nicht ehe bequemt haben/biß sie von

ihnen mit aller der übrigen Macht / so die Welt besitzt / angegriffen worden / können sich kaum wieder erholen. Es giebt unsern Waffen alles Platz. Was wir mit Lieb nicht gewinnen / daß geht doch über / nach dem mans mit Gewalt angreifft. Die weyland unsere Väter waren / sind nachmals unsere Unterthanen worden / und haben wir von dort her wenig mehr zubefürchten / es wäre dann unsere eigene Hertzhafftigkeit oder Trägheit. Die berühmte Vestung / welche die künstliche Baumeister-Hand der von Natur festen Gegend noch beygefügt / gehorcht jetzt unserm Befehl.

Italien fängt nun an und glaubt / ja es fürchtet die Macht der Lilien.

XLVI. Dem Gerechten gehorsamet alles.

Die armen Nachkömmling Cæsaris und Pompeji, denen die Welt nicht

groß

groß gnug war/ seynd nun zufrieden/ daß sie das Leben haben/ und verlangen nach dem Regiment nicht mehr/ es defendirt sie nun nichts/ als die Unterthänigkeit/ und hält sie nichts in Sicherheit als ihr Gehorsam. Die Alpen haben unsere Völcker nicht aufhalten können/ wir haben uns auf den Spitzen dieses hohen Gebürgs ein Ruhm-Theatrum aufgebaut/ darauf unser unsterblicher Name annoch sich sehen läst. Die uns vor diesen bravirten/ fürchten sich vor uns/ nichts besteht vor unsern Waffen als das/ so von selbigen beschützt wird. Cazal kan nicht untergehen/ weils mein König beschützt. Turin mag ihm nicht wiederstehen/ weils mein König angreifft; Cazal hat sich gegen fünff Armeen nicht ergeben/ so lang ein Frantzos es verthätigt hat. Turin ist mit List übergangen/ und dadurch aller Welt gewiesen worden/ daß eines eintzigen Graven Kopff und tapffere Faust mehr werth ist/ als aller Rath und Macht unserer Feinde.

Flandern hat keine Plätze mehr/ die der nicht einnehmen könte/ der Rochelle bezwungen hat; jedes Jahr bringt uns eine Stadt/ jede Stadt ein Land.

XLVII. Eroberte Ort in Niederland.

Danvillers, Hesdin, Arras & Bapaume sind die herrlichsten Siegsmahle itziger Zeiten. Einige dieser Plätze haben wir eingenommen mit langer Weile und Warten/ unsere Gedult dadurch zu zeigen; andere haben wir in kurtzer Zeit weggenommen/ unsere Hertzhafftigkeit zu weisen. Sie haben entweder unserm beständigen Anhalten/ oder unserer Tapfferkeit müssen nachgeben.

Barcelona ergiebt sich an Franckreich: Diesen Platz hat unser Monarch durch seinen Weltbekandten Namen und Ruhm sich erworben: Die Catalonier wolten gerne dem ruhm-

ruhmwürdigsten Monarchen sich unterwerffen / und ihme gehorchen; wen wolten sie also anderst wehlen als Ludovicum?

XLVIII. Ein Herr gewinnt Länder und Städte durch seinen guten Ruff und rühmlichen Namen.

Ludwig ist Gerecht. Warum solte er dann nicht auch glückseelig seyn? Die gantze Welt hat seine Tugenden vor sich / warum solte sie sie dann nicht verehren? Es ist ein grosser Betrug / da wir uns einbilden / wir haben unserm Herculi geholffen / daß er diß schöne Stück Land von Spanien überkommen hat; es hat vielmehr die renomee gantz allein darüber triumphirt. Man muß bekennen / daß Catalonien / eigentlich zu reden / von ihm erobert worden. Dann die Treue seiner Unterthanen / die Tapfferkeit seiner Soldaten / die kluge Anführung seiner Generalen / nebst vielen andern Dingen / die ihm

als Werckzeug seines Ruhms sonst gedient haben / die sind hier nur Zeugen und nicht Helffer gewesen: Es hat davon niemand nichts sich zuzuschreiben / weil niemand das geringste dazu geholffen; wer sich anmassete hier in gleiche Societät mit ihm zu reten / der würde ihm in das so ihm allein zuständig / gewaltthätiger Weise einen Eingriff thun. Wie weit erstreckt sich doch eines tugendhafften Monarchen eigenthümlicher Besitz? man sieht ihn zwar offt nur in einer eintzigen engen Provinz eingeschlossen / er erstreckt sich aber allzeit über alle Hertzen in der Welt / wann er schon nicht mit Augen zu sehen ist / so ist er doch universal und allgemein.

Die Portugaisen bewerben sich um einen Beschützer / nach dem sie ihren König wieder bekommen hatten / wer solte nun dieser anderst seyn / als der allgemeine Beschützer der unterdruckten Potentaten und Fürsten?

XLIX.

XLIX. Wer seinen Feind veracht/ der lehrt ihn wie er schaden soll.

Hier müssen wir billich die Göttliche Vorsehung erkennen und anbeten/ auch uns über das grosse Glück unsers Monarchen verwundern. Die Spanische Anschläge hatten fast ein gantz Seculum die Welt aufs niedrigste herunter gebracht/ und war keine Republic mehr in der Welt/ die nicht die heimlichen Anschläge zu Madrit hoch hielte/ oder sich gar davor fürchtete. Und gleichwol gebrauchte sich die ewige Weisheit GOttes/ als welche öffters Belieben trägt unsere Klugheit zu Schanden zu machen/ gegen alle diese mächtige und sich klugdünckende Reiche eines einigen/ welches sonst von Spanien vor das allerschlechteste und einfältigste gehalten wurde. Es ist freylich ein fast unglaubliches Wunder/ daß der Argus, der alle Welt verblendet hatte/ damit er nur vor sich

Augen gnug haben möchte / nicht wahrgenommen hat / daß die Nation so er noch vor ungeschickter hielte als uns / heimlich mitten unter der Dienstbarkeit sich suchte in die Freyheit zu schwingen. Wer hätte sich die Rechnung sollen machen / daß ein Mann / den der Spanier Hochmuth schon auf die Galeren nach Indien destinirt hatte / fähig seyn solte / einem König eine Krone aus den Händen zu reissen? Gleichwol sehen wir / daß der Hertzog von Bragance des Hertzogs Tituls endlich überdrüssig worden; und so bald er Ludovici des Gerechten Siege nach einander erblickt / den noblen Schluß gefast / hinführo nicht mehr zu dienen / sondern zu herrschen. Er urtheilte sehr wol / daß der jenige / so bißher sein Herr gewesen war / sich nicht ferner in solcher Beherrschung würde mainteniren können / in dem er unsern Monarchen immer auf dem Hals hätte / der ihm viel zu schaffen gäbe. Er sahe Italien / Flandern und Catalonien nur an als die Aussen-Werck / die ihn

vor

vor seinem Feind bedecken und beschützen; und die als abgesonderte Stücke absonderlich vorher müssen gewonnen und mit dem gantzen vereinigt werden / ehe man ihn angreiffen wolte. Er hielte davor / diß Seculum sey die restitutions-Zeit; kurtz / er glaubte / Ludwig der Gerechte würde sich in der Possession dieses Titel / daß er Gerechtigkeit handhabe / erhalten / und ihm beystehen / so sey auch in Portugall Golds gnug zu finden / damit man Franckreich dahin obligiren könte / daß es viels von dem Sclavischen Eisen / darinn Portugall biß dato gefesselt gesessen / aufbrechen und ihme abnehmen könte.

Diß sind nun die Siegsmal / so unserm Ludovico Justo sein tapfferer Muth und grosser Namen bey der Welt aufgesteckt haben; denen füg ich noch einen Sieg bey / den seine pietät erhalten; dann nachdem er den Himmel über zwantzig Jahr mit Bitten bekriegt hatte / zwang er ihn endlich durch solche geist-

geistliche Waffen/daß er ihm einen Dauphin gabe.

L. Von den wahren Ursachen/die Franckreich so glückseelig gemacht haben.

Der Mensch besteht aus Seel und Leib; der Leib dependirt in vielen von der Natur/ der Geist hingegen von GOTT allein. Und deßhalben verziehet GOtt und schiebt bißweilen den Seegen in der Eh auf/ um dadurch zu zeigen/ wer der erste und vornehmste Ursprung sey unsers Wesens: Er schlägt das jenige ab/ was er doch zu geben gesonnen ist; er will aber/ daß wir erkennen sollen/ er sey der jenige/ von dem wirs bekommen. Solche Verweigerung ist nicht der geringsten favor einer/ die er uns erweist/ dann er hält nur zu dem Ende mit seinen Gütern in etwas zurück/ damit wir solcher durch die Zuversicht auf seine Hülff desto fähiger und würdiger werden mögen. Isaac wäre nimmermehr

mehr ein solcher Wunder und Freuden-Sohn gewesen/ wo seines Vaters Thränen den Höchsten nicht gezwungen hätten/ ihm diß præsent zu geben; wer eiffrig anhält / geht ohne Erhörung nicht zuruck.

Rebecca hat den Jacob mehr in dem Hertzen als in dem Leib empfangen; er ist mehr ein Sohn ihres Gebets als ihres gesegneten Leibs. Ludwig der Gerechte hat von unserer Königin einen Dauphin, der auch nach langem Ungemach allererst sich eingestellt; GOTT wolte / es solten die Durchläuchtigste Eltern lange Zeit mit ihrem Gebet anhalten/ sie solten ihm lange Zeit anliegen / damit er sie hernach desto vergnügter machen möchte. Uber diß so kan man wol sagen / daß diß Wunder-Kind ein effect der Keuschheit ist unsers Monarchen; er hat sich mit Seegen zu seiner Gemahlin gethan / in dem er sich mit behertztem Muth von allen andern enthalten hat. Er hat nichts zu Gesichte bekom-

kommen / das ihn zur ungebührlichen Lust verleitet hätte / weil seine Tugend grösser ist / als alle Liebreitzungen / die ihn anstossen können; allein der Unschuldigen und Keuschen ihre Schönheit reitzte und gewann ihn auch / damit die Fruchtbarkeit der Eh beyder Keuschheit belohnen könte. Warum wolten wir nicht eben so wol glauben / daß so viele herrliche Victorien anders nichts sind als Kinder dieser unvergleichlichen Königin / und daß unser Monarch durch seine keusche Lieb alle den Sieg erarnt / darum man ihn fürchten und bewundern muß? Gottfried von Bouillon war so starck / daß er auf einen Streich mit dem Schwerd ein Camel spaltete / und das daher / weil er mit seiner Hand nie keine andere Weibs-Person berührt hatte als seine Gemahlin. Was vor ein monstrum solte vor dieses Herculis Händen nicht vergehen müssen / der niemals den Spinn-Rocken berührt; von den Händen des Samsons der keine Philisterin kennt?

kennt? Es ist zwar nicht zu zweiffeln/ daß der Unterthanen behertzter Muth viel zu eines Reichs Aufnehmen contribuire. So ist auch allzuwol bekandt/ daß die kluge Politische consilia die Staats-Sachen trefflich befördern/ und des Herrn standthaffter Muth in Erdultung so manchen Ungemachs im Krieg/ gar guten Succeß nach sich ziehe. Jedannoch/ wie dem allen/ so muß man gestehen/ daß er deswegen sieghafft ist/ weil er Gerechtigkeit liebt. Gegen GOTT: In dem er ihm alles das jenige abstattet/was die reinste Gottesfurcht jemals von dem Eifer eines Christlichen Potentaten erheischen kan. Gegen sich selbst: In dem er sein Fleisch dermassen im Zaum hält/ daß es dem Geist gäntzlich unterworffen bleibt. Gegen sein Volck: In dem er sie mit einer Glückseeligkeit überschüttet/ welche man besser nicht erkennen kan/ als aus dem schlechten Zustand unserer Nachbarn/ und noch besser empfinden wird/ in dem er je mehr und mehr

die-

dieselbige ergrössern und befördern wird. Gegen alle Welt: In dem er ihnen an sich ein Exempel vorstellet der grösten Helden-Tugend / die jemals auf Erden gesehen worden / die auch ewig im Himmel dermaleins aufs herrlichste triumphiren wird.

ENDE.

LB COBURG Cas.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cerisiers, René <<de>>, / Menudier, Jean, / Hoffmann, Johann

Frantzösischer Tacitus Das ist: Allerhand Politische Staats-Maximen Gezogen aus den Leben, Reden und Thaten der vornemsten Könige in Franckreich

Nürnberg 1680

Coburg, Landesbibliothek -- Cas A 3966
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11929494-5